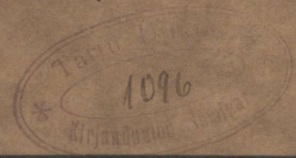


II-402

Baltisches Geistesleben
Zeugnisse aus deutscher Kulturarbeit

Goethe
und der
baltische Osten
von
D. v. Petersen



Verlag Kluge & Ströhm-Reval

1930

An unsere Leser!

Zu unserem größten Bedauern sehen wir uns durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen, das Erscheinen der Hefefolge „Baltisches Geistesleben“ mit dem Goetheheft abzuschließen. Der „Deutschen Akademie“, insbesondere ihren Freundeskreisen in Berlin und Königsberg sind wir zu aufrichtigem Dank für die Förderung des Unternehmens verpflichtet.

Die Herausgeber und der Verlag

November 1930



Goethe

von

Gerhard von Kügelgen.

Original im Besitze der Universitätsbibliothek Dorpat.

II-402
Baltisches Geistesleben

Goethe
und der
baltische Osten

von

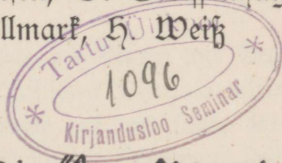
Dr. D. v. Petersen

Dozent am Herder-Institut in Riga

Unter Mitwirkung
des Königsberger Freundeskreises der Deutschen Akademie

herausgegeben von:

R. v. Engelhardt, A. Feuereisen, O. Greiffenhagen,
B. Hollander, W. Stillmark, H. Weiß



Verlag Kluge & Ströhm-Keval

1930

Estländische Druckerei A. G. (vorm. J. S. Gressel) Reval

i20253604x

Goethe und der baltische Osten.

Von Dr. O. v. Peterßen.

I.

Der baltische Osten, der seit alters, im Verlauf der Zeiten je länger je mehr zur Brücke zwischen den Welten des westlichen und östlichen Europa bestimmt schien, — wurde doch der seit der Ordenszeit vielbefahrene „Hellweg zur Liva“ beginnend mit dem Jahre 1639 zur Hauptverkehrsstraße zwischen dem Westen und Moskau (Cf. 55, vrgl. Wegn. 8 f.) — hat von je seine Kraftquellen aus dem Westen empfangen.

In heidnisches Dunkel fielen vom Westen her die Strahlen des Christentums und damit auch der höheren Gesittung. Aus dem Westen empfing das Christentum der baltischen Länder seine spezielle lutherische Form, an der es mit Zähigkeit festhielt. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts drangen vom Westen her starke aufklärerische und humanitäre Einflüsse in das Land. Herder streute in Riga die Ausfaat der neuen Gedanken, zu einer Zeit, da der Boden für diese bereit zu werden begann. In seinem Freunde, dem Ratsherrn Johann Christoph Berens, der wie so mancher fortschrittlich Gesinnte seiner Heimatgenossen die Realisierung humanitärer Bestrebungen in bezug auf das lettische Landvolk forderte (C. 490 f. u. Wegn. 14), mochte Herder verwandte Saiten anklingen spüren. Der große Anreger wurde auch zum Entdecker des lettischen Volksliedes, das im Gefolge der weittragenden Perspektive Herders eifrige Sammler zunächst unter den deutschen Pastoren fand (Wegn. 34 f.).

Auch die Bewegung der Empfindsamkeit, der Sturm und Drang, auch der gewaltige Aufschwung der deutschen klassischen Dichtung wirkten stark herüber. Schillers hoher Idealismus flammte auf und füllte das geistige Leben mit neuem Inhalt. Ein frühes Denkmal der Verehrung steht an der Westküste Estlands unter hohen Parkbäumen der kleinen Insel Bucht, die einst zu Schloß Werder gehörte. 1813 ist es von Frau Wilhelmine von

Helmig errichtet worden (L.-G.-M. 178). Auf der Vorderseite stand folgende Inschrift, die (R. R. 1925 Nr. 201, vgl. D. M. 48) während des Weltkrieges durch russische Gewehrflugeln unkenntlich gemacht worden:

„Die Dichtkunst reicht Dir ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit Dir den ewigen ¹⁾ Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie Dich umgeben,
Du schufst fürs Herz, Du wirst unsterblich leben.“

Auf der Rückseite:

„Dem Andenken Friedrich v. Schillers
Deutschlands erhabenem Dichter und Liebling der
Musen gewidmet 1813.“

(L.-G.-M. 178 f.).

Auch Goethes Gestirn ging über der östlichen Grenzmark deutscher Kultur auf, oftmals vielleicht verdunkelt durch sich vordrängende literarische Erscheinungen und Ereignisse anderer Art, die das Interesse stärker gefangen nahmen, oft heller hervorleuchtend. Doch besann man sich im ganzen früh auf den unverlierbaren Wert seiner Werke. Hat es doch nicht an Männern gefehlt, die ihren Landsleuten den tiefen Sinn und den quellenden Reichtum seiner Dichtung erschlossen.

Auch mancherlei persönliche Beziehungen, sei es rein persönlicher, sei es mehr sachlicher Art, spannen Fäden nach dem baltischen Osten. Diese Beziehungen, die gleichwohl den Olympier nicht tiefer in dem Ostseeland verwurzeln konnten, lassen indessen spüren, wie durch mannigfaltige, mitunter vielleicht noch so unscheinbar dünkende Aderflüsse der reiche Strom seines Geistes belebend in das ferne Grenzgebiet floß.

Berührungen rein persönlicher Art vollzogen sich bereits früh, in der Zeit, da der junge Goethe in Leipzig, zum erstenmal vom Elsternhause gelöst, in Wissenschaft und Leben eigene Wege zu gehen im Sinne hatte, den Versuch unternehmen wollte, „sich auf seine Füße zu stellen, sich unabhängig zu machen, für sein eigen Selbst zu leben, er (der Versuch) gelinge oder nicht.“ (W. XXVII, 45, vgl. 43 f.), was immer — so urteilt der alternde Goethe — dem „Willen der Natur“ gemäß sei (W. XXVII, 45).

Aufgeschlossen und von weiter Offenherzigkeit, wie der ins Leben Hinaustretende war, näherte er sich vertrauensvoll Gleichaltrigen wie Älteren. Mit Schloffer, der ihn in Leipzig besuchte, auf dessen Wunsch sie gemeinsam bedeutende Persönlichkeiten, u. a. Gottsched „von Angesicht zu Angesicht“ kennen lernten, speiste er täglich in einer, wie er in „Dichtung

¹⁾ Vgl. D. M. 48. Es heißt dort: „den ewigen Sternen zu“.

und Wahrheit“ schreibt, „angenehmen“ Tischgesellschaft, in deren Kreise er sich bald so wohl befand, daß er seinen bisherigen Mittagstisch ganz aufgab. Es waren 3. T. ältere, wohlunterrichtete, „gefittete, heitere und freundliche Menschen“, in deren Umgang der junge Student in mehr als einer Beziehung vorteilte. Aber auch der lebendige junge Geist wird nicht nur wegen seiner, wie der Dichter erst sehr viel später aufzeichnet, „offenen Gutmüthigkeit und Zuthätigkeit, auf das allerartigste“ aufgenommen worden sein. Es gehörten zu dieser Tischgesellschaft unter anderem „Sofrath Pfeil, Verfasser des Grafen von P., eines Pendants zu Gellerts Schwedischer Gräfin, Zachariä, ein Bruder des Dichters, und Krebel, Redacteur geographischer und genealogischer Handbücher.“ Krebel, der als ein „wahrer Falstaff“ geschildert wird, wußte in seiner gutmütigen Art Goethe zu necken und anzuregen. Sofrat Pfeil hingegen, der „ein feiner, beinahe etwas Diplomatisches an sich habender Mann“ war, nahm sich des neuen Tischgenossen ernster an, indem er dessen Urteil zu bilden suchte. Auch über den gegenwärtigen Stand der Literatur wurde debattiert. (B. XXVII, 85—88).

Unter den Erwähnten ist Zachariä, wie Dr. Busch in seinem Aufsatz „Ein Jugendfreund Goethes“ angibt, später in Riga tätig gewesen (B. 99 f.). Mit dessen Bruder, dem Dichter Just Friedrich Wilhelm Zachariä, der in der nämlichen Tischgesellschaft verkehrte, als er zur Ostermesse 1767 in Verlagsangelegenheiten nach Leipzig kam (B. 100, vgl. A. d. B. XLIV, 636 f.), wurde Goethe gleichfalls bekannt und gewann von diesem offenbar einen nachhaltigeren Eindruck, denn nach der Abreise des Dichters schrieb er eine Ode, in der er den Gefeierten Liebling der Muses nennt, klagt, daß seit „schnelle Räder rasselnd“ ihn hinfortgewälzt, die Stymphaliden Verdruß und Langeweile den Tisch umschwärmen und ihr Gift auf die Speisen sprühen. Von diesen Ungeheuern will er sich befreien:

„O gäb er mir — so blickt der junge zu dem älteren Dichter empor —
die Stärke seine mächt'ge Leher
Zu schlagen, die Apoll ihm gab;
Ich rührte sie, dann flöhn die Ungeheuer
Erschröckt zur Höll hinab.“ (B. XXXVII, 36 f.).

Mit Rätchen Schönkopf sang er dessen Lieder (B. XXVII, 110), und noch im Alter gedachte er des Mannes, der sie, junge Leute aus dem Leipziger geselligen Kreise, „recht lieb“ gehabt (G. G. V, 68).

Als Goethe die Stadt seiner ersten Studentenjahre bereits verlassen, im elterlichen Hause eine Zeit allmählicher körperlicher Befundung, verinnerlichten Nachsinnens durchlebt hatte und nun in Straßburg neuen Eindrücken entgegensteuerte, schrieb der Dichter Just Friedrich Wilhelm Zachariä, oder wie er

unter Vermeidung seines ersten Vornamens sich zu nennen pflegte, Friedrich Wilhelm Zachariä (M. 336) in Braunschweig am 11. Mai 1770 einen Brief. Er beginnt: „Ich habe eben mit außerordentlichem Vergnügen deinen Brief erhalten, mein lieber Bruder. Du hast Recht, meine Geschäfte, die fast niemals abreißen, haben mich beständig verhindert, an dich zu schreiben, da ich hoffte, und aus Briefen von Frankenhäusen auch manchmal gewiß erfuhr, daß es dir glücklich gieng, und du dich wohl befindest.“ (Ms. 1069 A). Dieser Brief¹⁾ ist gerichtet an den Bruder Georg Ludwig Friedrich, der, in das Baltenland gelangt, hier immer mehr eine neue Heimat finden sollte. Zunächst ist er Hofmeister (B. 100), betätigt sich aber bald auch auf anderem Felde. Am 4. Okt. 1777 beschäftigt den Rigaer Rat²⁾ ein Gesuch des Georg Friedrich Zachariä. Er bewirbt sich um ein privilegium exclusivum zur Eröffnung einer Zeitung, die den Namen „Rigische politische Zeitung“ und als Titelzeichen das Rigaer Stadtwappen führen soll. Der Rat genehmigt das Gesuch mit einiger Einschränkung im Hinblick auf die bereits erscheinenden „Rigischen Anzeigen“ (vgl. B. 100 u. G. d. B. 223). In diesen konnte ein „geneigtes Publikum“ bereits Montag, den 16. Okt. 1777 lesen:

„Einem geneigten Publikum wird hierdurch bekannt gemacht, daß, wenn sich eine hinlängliche Anzahl Subscibenten³⁾ finden sollte, mit dem Anfang des 1778sten Jahres, alhier eine neue Zeitungs-Expedition errichtet werden soll.

Unter der Rubrik:

Rigische politische Zeitung,

wird wöchentlich zweymal, nemlich Dienstags und Freytags, ein dergleichen politisches Zeitungs-Blatt ausgegeben werden, und man wird sich äußerst angelegen seyn lassen, selbiges dem Publico nützlich und interessant zu machen, auch an gutem Druck und Papier nichts sparen. Nicht weniger schmeichelt man sich, die wichtigsten Begebenheiten und Vorfälle geschwind und autentisch liefern zu können, da man auf sichere und zuverlässige Correspondenten gewisse Rechnung machen kan.“

¹⁾ Der Brief des F. W. Zachariä an seinen Bruder, Br(aunschweig) den 11. Mai 1770 befindet sich im Besitz der Gesellschaft für Geschichte und Altertumsfunde zu Riga, Fischersche Sammlung von Stammbuchblättern, Convol. Ms. 1069 A, und ist von Dr. N. Busch in der angeführten Arbeit veröffentlicht (B. 101 f.).

²⁾ Ratsprotokolle Bd. 185, S. 362 f., befindlich im Historischen Archiv der Stadt Riga.

³⁾ Lies: Subscibenten.

Es folgen einige weitere Mitteilungen (R. A. 1777, Stück XLII, 329 f., vrgl. B. 100 f. u. G. d. B. 224).

Zwei Jahre und einige Monate darauf tritt er in engere Beziehung zu einem angesehenen Hause Rigas, indem er Amalia Sophia Berens, Tochter des Gottfried Berens, als Gattin heimführt (B. 100). Sein wachsender Amtskreis¹⁾ bringt ihm stets sich erweiternde Tätigkeit. So verwurzelt er in seiner neuen Heimat, bis ihn ihre Erde, nachdem er am 23. Juni 1808 die Augen geschlossen (R. B. 1808, Nr. 52), umfängt.

Und der Brief des Bruders, wie er bereits 1770 „... da ich ... gewiß erfuhr, daß es dir glücklich gieng, und du dich wohl befindest“ (Ms. 1069 A) und gleich darauf die Worte enthält: „... und du kannst mir also nicht zu oft sagen, wie sehr wohl es dir in deiner izeigen glücklichen Situation gefällt“ (Ms. 1069 A), scheint als gutes Omen die ersten Schritte in einem neuen Lebenskreise zu begleiten.

Weiter erzählt der Bruder, daß er einen Ruf als Professor nach Erlangen abgelehnt, schildert, wie er wegen einiger „Ihro Durchl. der Frau Margräfinn“ präsentierte Verse mit einer „schönen goldnen Tabatiere“ beschenkt worden, und wirft hin, daß er um einer Reise nach Petersburg willen den glücklichen Bruder ein wenig beneide.

Dann schließt der Vielbeschäftigte:

Lebe wohl, mein bester Bruder, und da du nicht so viel zu thun hast, so schreib mir fleissiger, als ich dir antworte, und sey versichert daß ich noch unverändert bin

Dein getreuester Bruder

J. W. Zachariä (Ms. 1069 A).

Vorher aber hatte er noch eilig Grüße aufgetragen und bestellt. Und da werden u. a. genannt Herr von Lieben, Herr Professor Gärtner.

Wer sind diese beiden Genannten? Welche Beziehungen mochte der Dichter Zachariä zu einem Herrn von Lieben haben, dem er in den fernen Osten einen Gruß sendet?

kehren wir zu dem geselligen Kreise der Leipziger Tischgenossenschaft zurück. Goethe schreibt in „Dichtung und Wahrheit“, daß an diesen gemein-

¹⁾ 1777 ist er, wie aus seinem Gesuch an den Rigaer Rat hervorgeht, „der Rechte Candidat“ (Hist. Archiv der Stadt Riga, Suppl. 1777, 4. Okt.). In einem livl. Adresskalender auf das Jahr 1784 wird er als Archivar und Notarius publicus der deutschen Kanzlei bei der Gouvernements- oder Statthalterchaftsregierung bezeichnet (L. A. 24 f.), in einem Rigaer Adressbuch vom Jahre 1790 als „Collegiensecretair“ und Anwalt der peinlichen Sachen bei dem Gouvernementsmagistrat (R. Adressb. 22, vrgl. R. B. 1808, Nr. 52).

jamen Mahlzeiten auch einige Livländer teilgenommen hätten (B. XXVII, 87). Unter ihnen befand sich auch, wie aus dem folgenden hervorgehen wird, offenbar Friedrich Georg von Lieben (1764—1800), der von 1766—1769¹⁾ in Leipzig studierte. Er besuchte von 1764—1766 das Collegium Carolinum in Braunschweig und scheint hier in angenehmem Andenken geblieben zu sein, wie aus dem herzlichen Ton eines Briefes — von Professor Gärtner hervorgeht, der ihm am 10. Nov. 1767 nach Leipzig schreibt:

„Ich danke, mein lieber Lieben, für Ihr Porträt. Sie wissen, daß ich diese Unkosten nicht veranlaßt habe. Als der seel. Behm todt war, und die Ihnen bekannten Herren beschloßen, mir mit diesem Gemälde ein Geschenk zu machen, war Ihr Gesicht auf demselben schon abgemalt. Wären sie noch nicht darauf, so würde ich sie zwar immer darauf gewünscht haben, allein ich hätte ihnen die Unkosten doch nicht zugemuthet. Daß Sie mir ihr Porträt mit ebenso viel Freundschaft gönnen, mit welcher Löwenstern und Mengden das ihrige angetragen haben, bin ich gewiß. Ich danke Ihnen herzlich dafür und versichere, daß es eine Zier meiner Visitenstube sein soll.“ (L. II, 473 f.).

Professor Karl Christian Gärtner, der nach der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ seit dem Jahre 1746 an dem Collegium Carolinum gewirkt hat, den Unterricht des Deutschen erteilte, die Professur der Beredsamkeit und Sittenlehre erhielt, daneben über Horaz und Virgil las (A. d. B. VIII, 382), verbindet ein eigentümlich gleichartiges Schicksal mit Friedrich Wilhelm Zachariä. Dichter wie dieser, schloß er sich zunächst gleich Gellert und Rabener Gottsched an, beteiligte sich an dem Stützorgan des Leipziger Diktators, an Schwabes „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, wie auch Zachariä in dieser Zeitschrift sein scherzhafteß Heldengedicht, den „Renomisten“ erscheinen ließ. Beide indessen wenden sich alsbald von Gottsched ab und schließen nun den Kreis der Bremer Beiträge enger zusammen, dem vor allem Klopstock angehört. Beide finden sich sodann in amtlicher Stellung wieder, am gleichen Collegium Carolinum zu Braunschweig, jenem Mittelinstitut zwischen Gymnasium und Universität, das, eine herzogliche Schöpfung, „bon sens und guten Geschmack“ pflegen sollte; Zachariä wird hier in Jahre 1748 als Hofmeister angestellt, 1761 zum Professor ernannt. Beide veranstalten gemeinsam eine Übersetzung von Linguets „Théâtre espagnol“ 3 Bde. Braunschweig 1770—1771. (A. d. B. VIII, 381 f. u. XLIV, 634 f.). Auch Zachariä also ist gleich Gärtner des jungen Lieben Lehrer gewesen und offenbar diesem Herrn Lieben gilt sein Gruß, den er durch den Bruder übermitteln läßt. Und wohl um diesen

1) Die Zahl 1769 weiter unten belegt.

Herrn Gärtner, mit dem Zachariä täglich verkehrte, mit dem er, wie gesagt, eine gemeinsame Arbeit vorhatte, wird es sich in dem Brief handeln.

Friedrich Georg von Lieben studierte nach Besuch des Collegium Carolinum in Leipzig, wo er nach den „Urkunden und Nachrichten“ der Familie Lieben mit Goethe befreundet war. Später trat er sein Erbe in Kurland, die Güter Dünhof und Merzendorf an, denen er, wie es scheint, sorgfältige Pflege zuwandte. Von einer Gartenanpflanzung jedenfalls ist in einem Schreiben seines Sohnes an dessen Verwalter die Rede: „Der Herr Rosentreter wird dafür Sorge tragen, daß die meinem Vater zum Andenken im englischen Garten gesetzte Urne von jeder Beschädigung geschützt werde, wie ich denn auch die Erhaltung dieses Gartens, als eine (sic!) Anpflanzung meines Vaters, der Sorgfalt des Herrn Rosentreter bestens empfehle.“

Die Urne wurde im Park von Dünhof errichtet. Der Entschlafene selbst aber ruht in der „zwei Werst weiter am Dünaufer belegenen Capelle“ seines Geschlechts. (L. II, 473 f.). Und noch heute, nachdem die Wogen des Weltkrieges über das Land hinweggegangen, kann der Wanderer, wenn sein suchender Schritt zu dem verschwiegenen Winkel durchfindet, unter dem Schatten alter Lindenbäume, deren Kronen von Geschossen abgemäht sind, deren hohe Stämme aber mit ihrem weiten Geäst die Stürme überdauert, auf granitenem Stufensockel die Urne erblicken. Friedrich G. Lieben, die Daten der Geburt (d. 6. Juli 1748) und des Todes (d. 4. Jan. 1800) sind zu lesen. Ein Porträtrelief versteckt sich hinter herabhängenden Zweigen. Auf einfassendem Steinstreifen — die Umschrift: „Wir sehen uns wieder.“ Das alles ist zu erkennen. Nur geringe Beschädigungen entstellen das Denkmal. Um die bemoosten Rundstufen des Sockels drängen sich wuchernde Beeresträucher und junge Ahornbäume. So liegt dieser verträumte Ort, von der Baumwand im Halbkreis abgeschlossen, da wie ein von der hegenden Zeit vergessener Erinnerungstempel empfindsamer Seelen.

Die Bekanntschaft Goethes mit Lieben mag eine engere gewesen sein, denn als der schiffbrüchig Heimgekehrte aus Frankfurt, wo er „zwölf Tage“ wieder von seinen „Anverwandten, und Freunden, und Bekandten“ umgeben war, an Adam Friedrich Defer schrieb, unterließ er es nicht, unter seinen Freunden und Bekannten, die er „insbesondere“ seiner „Ergebenheit zu versichern“ bat, auch Lieben zu nennen (W., Abt. IV, Bd. I, 161 f.). Ein von Goethe gefertigtes Bild wurde Lieben „par son tres humble serviteur Goethe“ gewidmet (Morris, Tafel 6).

In „Dichtung und Wahrheit“ werden einige „Liebländer und der Sohn des Oberhofpredigers Herrmann in Dresden, nachheriger Burgemeister in Leipzig, und ihre Hofmeister“ als Glieder der erwähnten Tischgesellschaft genannt. Unter den nachfolgenden Namen befindet sich, wie gesagt,

„Zachariä, ein Bruder des Dichters“. (W., XXVII, 87). Es ist dies kein anderer als Georg Ludwig Friedrich Zachariä¹⁾, der Hofmeister Friedrich Liebens war und mit seinem Zögling offenbar an jenen gemeinsamen Mahlzeiten teilnahm.

Die Autobiographie²⁾ der Katharina von Lieben, geb. von Liphart, der Mutter des hier in Frage stehenden, enthält Notizen auch über die Leipziger Zeit des Sohnes. Es heißt da: „1766 den 27. September ließ

¹⁾ Daß es sich hier um Georg Ludwig Friedrich Zachariä handelt, geht aus dem Kirchenbuch zu Bad Frankenhausen am Kyffhäuser, Taufbuch 1714—1750, hervor, in dem die Kinder des Advocat. ordinarii Friedrich Sigismund Zachariae eingetragen sind. Mir liegt ein Bad Frankenhausen, Kyffhäuser, den 12. Okt. 1929 vom Ev. luth. Pfarramt beglaubigter Auszug aus diesem Kirchenbuch vor. Nach diesem waren die männlichen Sprossen der Familie:

Friedrich Christian, getauft (geboren) den 29. Juni 1721, gestorben am 24. Oktober 1766 (S. 155 des Kirchenbuches).

Er kommt nicht in Frage, da, wie aus dem folgenden hervorgeht, der in Frage kommende Zachariä den 27. Sept. 1766 Lieben nach Leipzig und am 26. April 1769 diesen in dessen Heimat begleitete.

Justus Friedericus Wilhelmus, getauft den 11. Mai 1726, gest. am 30. I 1777 als Professor in Braunschweig (S. 275 des Kirchenbuches).

Es ist dies der Dichter Zachariä (N. d. B. XLIV, 634, 637), der nach dem vorhin Gesagten, besonders nach dem vorhin angeführten Brief und nach dem in der N. d. B. aufgestellten Lebenslauf ausscheidet.

Friedrich Johann August, getauft den 26. Febr. 1728, gest. am 30. April 1806 (S. 318 des Kirchenbuches).

Den Jahren nach könnte er in Frage kommen. Indessen ist von einem Aufenthalt dieses Zachariä im Baltischen nichts bekannt. Auch stirbt er 1806 zu Frankenhäusen.

Johann Friedrich, getauft den 7. Okt. 1731, gest. am 20. Juni 1732 (S. 382 des Kirchenbuches)

scheidet aus. Es bleibt nur nach:

Georg Ludwig Friedrich, getauft den 5. März 1735 (S. 437 des Kirchenbuches).

Das Todesjahr ist nicht erwähnt, weil er eben seinen Heimatsort verlassen und in seiner neuen baltischen Heimat gestorben, wovon bereits die Rede war.

Es muß also, da der einzige sonst zu erwägende Fall, daß es sich um Friedrich Johann August handeln könnte, als unwahrscheinlich zu betrachten ist, Georg Ludwig Friedrich als in Frage kommend angesehen werden.

²⁾ Die Autobiographie befindet sich bei Carlos Baron Lieben, München, Kaulbachstraße 75. Ich zitiere nach Mitteilungen Carlos von Lieben (dessen Brief vom 27. 7. 28. und dessen Brief unter dem Poststempel 21. 10. 29.). Die mitgeteilten Stellen zeigen eine zwanglose Form der flüchtig niedergeschriebenen Aufzeichnungen, dienen als stichwortartige Anhaltspunkte der Erinnerung. Wie wenig im Verfolg dieses Zweckes der äußeren Form geachtet ist, zeigt u. a. die von mir mit sie gekennzeichnete Stelle. Es erklärt sich auch daraus die Schreibung des Namens „Zacharias“ statt Zachariä.

meinen Sohn mit dem Herren Zacharias, den wie einen Hofmeister bei ihm in Braunschweig hatte (sic!), nach Leipzig reisen, daß er da studieren müsse, wo er sich 2½ Jahre aufgehalten hat. 1769 den 26. April kam mein Sohn aus Leipzig wieder nach Hause hier an, in der Gesellschaft des Herren von Ernes und Zacharias.“

Aus dieser Notiz fällt klärendes Licht auf die Situation. Georg Ludwig Zachariae weilte in Braunschweig wie sein Bruder, der Dichter, war dort bereits Hofmeister des jungen Lieben, den er auch nach Leipzig begleitete, und mit dem er sodann in das Land kam, das ihm eine neue Heimat werden sollte.

Der gleichen Tischgesellschaft können die Brüder Joh. Georg (geb. 1743) und Heinrich Wilhelm (geb. 1744) von Olderogge ¹⁾ (W. B. 790) angehört haben, die ihren Leipziger Studiengenossen noch in Frankfurt besuchen. Kornelia Goethe schreibt am 26. Okt. 1768 aus Frankfurt an ihre Freundin Katharina Fabricius: „Diesen Augenblick ist mein Bruder fortgegangen, um zwei junge Herren von Stande zu besuchen, die aus Leipzig kommen, wo er sie gekannt hat. Ich hat ihn, sie mir zu beschreiben, und er tat es mit Vergnügen.“ Goethe bezeichnet diese beiden Herren von Olderogge aus Livland als vornehmste Kavaliere der Akademie. Am Tage darauf erzählt Kornelia von deren Besuch im Hause Goethe (W. B. 10 ff.). Auch Magnus Giesebrecht von Reutern ²⁾ sei an dieser Stelle genannt (W. B. 62, Bied. I, 224, II, 3).

In Leipzig erfolgten auch flüchtige Begegnungen feindlicher Natur, die den Dichter in seinem starken Empfindungsleben mächtig aufwühlten.

In dem gleichen friedlichen Gasthause im Brühl, in dem sich täglich die angenehme, geistig rege Tischgesellschaft versammelte, fiel der helle Blick des großen Augenpaares (G. 6) auf ein offenes Gesicht. Anziehend — die Gestalt. Viel Munterkeit, Wit, ein wenig Schelmerei, und doch ein so unbefangenes, ehrliches Gemüt. Unwiderstehlich schlug die Flamme der Leidenschaft auf. Rätchen Schönkopf, die Annette seiner Lieder, wurde Mittelpunkt der Gedanken. Wie sollten den Dichter unerträgliche Spannungen gegensätzlicher Gefühle hin- und herwerfen. Doch die Sommermonate junger Seligkeit glitten ungetrübt Freude dahin. Wellen drohender Trübungen legten sich wieder. Der Winter verging. Ein neuer Sommer kam und wurde zum Herbst. Da wurde es Herbst. Die gegen einander sich stemmenden

¹⁾ Die beiden Olderogge finden sich in der Matrikel der Universität Leipzig: Olderogge de Hnr. Wilh. eq. Livon. P. i 10. V. 1765, dp. Göttingen. — Joh. Geo. eq. Livon. S. i 12. X. 1764 (L. M. 289).

²⁾ Die Leipziger Matrikel nennt allerdings nicht Magnus Giesebrecht v. R., sondern notiert: Reutern von Magn. Giesebert. Liefland. i 13. X. 1767 (L. M. 324).

Gefühle, die oft schwankend, oft fast gleich stark miteinander rangen, trieben einen krankhaft-gespannten Zustand hervor, den jeder Anlaß zur Krise steigern konnte. Rivalen scheinen ihm zu drohen. Da — ein neuer in Gestalt des Kommilitonen Ryden ¹⁾ aus Reval, der die Geliebte in das Theater begleitet. Eine leidenschaftliche Beichte an Behrißch vom 10. Nov. 1767 enthüllt den Lauf der Ereignisse. Goethe liegt darnieder, vom Fieberfrost geschüttelt. Es wird ihm die Nachricht gebracht, daß sie mit ihrer Mutter in das Theater gegangen sei. Sein ganzes Blut wird ihm zu Feuer: „Sa! In der Comoedie! Zu der Zeit da sie weiß daß ihr Geliebter krank ist. Gott. Das war arg . . .“ (W. Abt. IV, Bd. I, 137). Ein argwöhnischer Gedanke blüht auf. Er kleidet sich an, läuft in die „Comödie“. Ein Billett. Er ist auf der Galerie. Die Augen versagen ihm. Er borgt von seinem Nachbar ein Glas. Und: „Ich fand ihre Loge. Sie saß an der Ecke, neben ihr ein kleines Mädgen, Gott weiß wer, dann Peter, dann die Mutter. — Nun aber! Hinter ihrem Stuhl Hr. Ryden, in einer sehr zärtlichen Stellung. Sa! Denke mich! Denke mich! auf der Gallerie! mit einem Fernglaß — das sehend! Verflucht! O Behrißch, ich dachte mein Kopf spränge mir für Wuht. Mann spielte Miss Sara. Die Schulzen machte die Miss, aber ich konnte nichts sehen, nichts hören. meine Augen waren in der Loge, und mein Herz tanzte. Er lehnte sich bald hervor, daß das kleine Mädgen das neben ihr saß nichts sehen konnte. Bald trat er zurück, bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was, ich knirschte die Zähne und sah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen, ich habe diesen ganzen Abend noch nicht weinen können . . . Gott, Gott! Warum mußte ich in diesem Augenblicke entschuldigen. Ja das thut ich. Ich sah wie sie ihm ganz kalt begegnete, wie sie sich von ihm wegwendete, wie sie ihm kaum antwortete, wie sie von ihm importunirt schien, das alles glaubte ich zu sehen. Ah mein Glas schmeichelte mir nicht so wie meine Seele, ich wünschte es zu sehen! O Gott und wenn ich's wirklich gesehen hätte, wäre Liebe zu mir nicht die letzte Ursache, der ich dieses zuschreiben sollte.“ (W., Abt. IV, Bd. I, 137 f.).

¹⁾ W. Abt. IV. Bd. VII, 443 wird angemerkt: Ryden, Peter Friedrich, 1767 Student in Leipzig, aus Reval. L. M. 343, heißt es: Rydenius Pe. Frdr. Revalien. i 11. VIII. 1767. Außerdem lautet noch eine Eintragung auf den Familiennamen Ryden (auf der gl. Seite): Rydenius Joh. Geo. Esthon. i 14. VIII. 1770, die aber wegen der späteren Jahreszahl hier nicht in Frage kommt. Daß dieser Familienname in Reval vorkam, bezeugt ein Kalender des Jahres 1785. Es heißt da unter der Rubrik: „Die allgemeine Stadt-Verwaltung oder das Cassa-Collegium“: „Carl Johann Rydenius, Buchhalter; auf der Duapen-Gasse, bey dem Kaufmann Herrn Nicolaus Herman Rydenius.“ (L. = u. C. = R., 2. Abt. 48 f., vrgl. S. 57.).

Bald aber faßt ihn die Folter wieder mit solcher Stärke, daß er aus dem Theater eilt. Die Nacht bringt er in nagender Unruhe zu. Er sucht sich von dieser zu befreien, indem er seinem Freunde beichtet. Darüber übermannet ihn die Mattigkeit. Er schläft sitzend im Stuhl ein, wacht auf, schreibt weiter. „D wäre die Sonne wieder da! . . .“ Am folgenden Morgen bekennt er: „Ich habe eine schreckliche Nacht gehabt“ (W., Abt. IV, Bd. I, 141). (Viel. I, 52—63).

Diese leidenschaftlichen Erschütterungen in der Liebe Goethes zu Käthchen Schönkopf hatten indessen ein jene einleitendes Vorspiel. Es ist Sonntag, nach Tisch. Unruhig irrt Goethe umher. Daß Käthchen Schönkopf bei Obermanns ist, hat er erfahren. Aber wie es einrichten, sie dort zu sehen? Ihm fällt kein Mittel ein. Er entschließt sich, zu Breitkopfs zu gehen. Nach einer Viertelstunde schon bittet er Mamsell Breitkopf um einen Auftrag an Mamsell Obermann und erklärt, er wolle aufbrechen. Diesen erhält er und eilt froh über die günstige Gelegenheit, dahin, wo er sein Käthchen zu finden hofft. Statt guten Empfanges aber wird ihm ein kalter, denn der Inhalt des Billetts, das sowohl Mamsell Obermann als auch Käthchen lesen, lautet: „Was sind die Manspersonen für seltsame Geschöpfe. Veränderlich, ohne zu wissen warum. Kaum ist Hr. Goethe hier so giebt er mir schon zu verstehen daß ihm Ihre Gesellschaft lieber ist als die meinige. Er zwingt mich ihm etwas aufzutragen und wenn es auch nichts wäre. So böse ich auch auf ihn deswegen bin, so weiß ich ihm doch Dank, daß er mir Gelegenheit giebt Ihnen zu sagen, daß ich beständig sey die Ihrige.“ (W., Abt. IV, Bd. I, 135 f., vgl. Viel I, 60).

In dem Obermannschen Hause, das in engen Beziehungen zu der Familie Breitkopf stand, das mit den ihm schräg gegenüber wohnenden Schönkopfs verkehrte, ging Goethe ein und aus, war mitten in dem geselligen Leben, das hier wie in den beiden anderen genannten Familien herrschte. Er wirkte auch in der bei Obermanns veranstalteten Aufführung von Lessings Minna v. Barnhelm mit. (Viel. I, 69).

Aus diesem geselligen Kreise reichen die Fäden nach Livland. Eine Tochter des Hauses Obermann Charlotte Henriette heiratet den Erbherrn auf Wilsenhof Peter Christian von Sievers, der in Leipzig studierte (L. M. 394). Die Kirchenbücher ¹⁾ des Pfarramts St. Nicolai zu Leipzig melden: „Peter von Sievers. Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Wilsenhof in Liefland und Capitain in Russisch-Kaiserl. Diensten ist mit seiner Verlobten, Junfer Charlotte Henriette, Herrn Johann Wilhelm Obermanns,

¹⁾ Zitiere nach einer von Herrn Dr. F. Neumann für Herrn Dr. N. Busch-Riga gemachten Abschrift aus dem Kirchenbuche.

Oberfinanzeinnehmers bey der Churfürstl. Land-Accise allhier ehel. andere Tochter auf gnädigsten Befehl ohne vorhergegangenes Aufgebot zu Hause am 31. Dec. 1775 h:6 vor Herrn D. Christian Wilhelm Thalemann ehelich kopuliret worden“.

Peter Christian von Sievers ist in der Folge Präsident des Gouvernementsmagistrats zu Riga, wie ihn denn ein Adreßbuch auf das Jahr 1784 an der Spitze des Beamtenkörpers des Gouvernementsmagistrats der peinlichen Sache nennt: „Herr Peter von Sievers, von Wilsenhof, im wolmarschen Creise, President, und Major; in der Vorstadt, in der Fuhrmanns-Gaße, in seinem eigenen Hause.“ (L. N. 42). Er stirbt in Wenden im Jahre 1827, seine Frau, geb. Obermann, am 14. Okt. 1787 zu Riga ¹).

Daß man im Lande davon Notiz nahm, daß die Gemahlin des Peter von Sievers aus jenem regen geselligen Kreise Leipzigs stammte, davon zeugt eine anonym erschienene Schrift G. J. von Buddenbrocks „Tagesfahrt nach Karlsruhe an der Ammat“ (Nap. I. 296 f.). Es ist das ein interessantes Dokument beginnenden Naturempfindens, durchsetzt mit moralisch-rationalen Erörterungen. Eine Gesellschaft, „müde der konventionellen Zirkel“ (Budd. 10), macht sich auf, die Naturschönheiten Livlands kennenzulernen (Budd. 8—13). Sie streben Karlsruhe an der Ammat zu, einem von Schloß Wenden als für sich selbständig abgetrennten Gut, wie Wenden im Besiß der Sievers (Budd. 11 f., vrgl. Stryf, II, 242, 335 f.).

Es wird geschildert, wie die abwärts Schreitenden Stufe um Stufe in eine „schauerlich erhellete Tiefe“ gelangen. Dem Felsen entspringt ein Quell, Laub neigt sich darüber. (Budd. 46—49). „Sanfte Winde ziehen durch das Laub der Bäume, und formen mit ihrem Rascheln, für die geschäftige Affoziationskraft, sprachvolle Töne einer Dryaden-Gottheit. Zwischen den sich beugenden Ästen, flimmert neben dem obigen Wasserbogen, eingegraben in die jähe Wand, plötzlich die Schrift hervor:

Scharlottens Andenken.

Hiermit erhält der Ort eine Weihe, die den schon vorbereiteten Geist zur Gegenwart der unsichtbaren Welt hinauf schwingt. Jene liebenswürdige Ausländerin, deren Namen (sic!) wahrscheinlich dieses Mausoläum errichtet ist, machte einst durch die ausgebildetesten weiblichen Talente für die häusliche Gesellschaft, insbesondere durch Sanftheit und richtiges Gefühl für das Schöne und Edle, das eheliche Glück eines der Brüder des Gutsbesitzers. ²)

¹) Die Daten über Peter Christian von Sievers werden durch eine mir vorliegende Mitteilung des Livl. Gemeinnützigen Verbandes aus dem Archiv der Livl. Ritterschaft, Convol. Familie Sievers ergänzt und bestätigt.

²) Der Besißer Karlsruhes ist der Hofrat Carl Eberhard von Sievers (vrgl. Budd. 12), der das Gut bereits 1795, also 2 Jahre nach der im Jahre

In ihrem irdischen Dasein, rechtfertigte diese seltene Seele, mit ihren Engelsblicken, jede Hypothese von Erscheinungen guter Geister. Wir huldigten der Verklärten durch erhöhten Glauben an moralische Vollkommenheit, und durch sehnsuchtsvolles Hinstreben nach künftiger Wiedervereinigung.“ (Budd. 49—52).

Die Stadtbibliothek zu Riga besitzt ein Exemplar dieses Büchleins aus dem Besitz des J. C. Schwarz. In diesem Exemplar befindet sich folgende mit der Feder eingetragene Notiz zu „Scharlottens Andenken“: „Charlotte Breitkopf, eine Tochter des berühmten Buchdruckers in Leipzig. Sie war die Gemahlin des Hofrats und rigischen Gouvernements-Magistrats-Präsidenten, Peter von Sievers“. (Budd. 50). Den Ursprung der „liebenswürdigen Ausländerin“ hat der Eintragende festgehalten. Die Namen Obermann und Breitkopf hat er vertauscht. Die Fahrt wurde laut Titelblatt im Jahre 1793 unternommen. Damals war Charlotte von Sievers, geb. Obermann bereits gestorben, sodaß der Verfasser der „Tagesfahrt“ der „Verklärten“ Worte ehrfürchtiger Erinnerung nachruft.

In dem Breitkopfschen Hause ging ein junger Student ein und aus, den mit dieser Familie eine enge Freundschaft verband. Er war ein Studien-genosse zweier Söhne des Hauses. Eine der Töchter schrieb in sein Stammbuch:

„Durch Tugend müssen wir des Lebens würdig werden,
Und ohne Tugend ist kein dauernd Glück auf Erden,
Mit ihr ist Niemand unbeglückt.“

und setzte hinzu: „Bei diesen Zeilen erinnern Sie sich einer Freundin“. Diese Verse zitierte er, als er in Riga seine erste Predigt hielt.

Es war Gustav Bergmann, ein naturwüchsiger livländischer Pfarrerssohn, der zufolge einer Bergmannschen Familientradition in äußerst nachdrückliche Beziehungen zu Goethe getreten sein soll (vgl. Bied. I, 222). Der berühmte Chirurg Ernst von Bergmann berichtet in seiner Familienchronik, daß sein Urgroßvater Gustav Bergmann, nachdem er das Gymnasium Guilielmo-Ernestinum in Weimar besucht, wo er u. a. mit dem Direktor Carpow näher bekannt wurde, in Leipzig studierte, und daß es hier infolge einer Herausforderung Goethes und einer ausreichend eklatanten Antwort Bergmanns zu einem Duell kam. Gelegenheit zu gegenseitiger

1793 unternommenen „Tagesfahrt nach Karlsruhe“, verkaufte (Struß, II, 242). Er ist ein Bruder des Peter Christian von Sievers († 1827), des Gemahls der Charlotte Obermann (Mitteil. des Livl. Gemeinnützigen Verbandes aus dem Archiv der Livl. Ritterschaft, Convol. Familie Sievers).

Berührung auch anderer Art war vorhanden, denn außer daß Gustav Bergmann wie sein älterer Bruder Ambrosius der Familie Breitkopf befreundet war, verkehrte er viel bei dem Kupferstecher Johann Michael Stock, unter dessen Obhut Goethe das Radieren und Ätzen lernte. In das Stammbuch des jungen Livländers zeichnete der väterliche Freund einen Knaben, der in einem Park sitzend, offenbar zu wählen hat zwischen den Künsten, allegorisch durch Palette, Lyra etc. dargestellt, und Waffen. Gegen diese, über denen das Wort „Desperata“ steht, macht der Knabe eine abwehrende Bewegung. Vielleicht eine mahnende Anspielung auf das Duell mit Goethe. (Bergm. 148—166).

Als man aber am 7. Juli 1814 in dem kleinen nordlivländischen Städtchen Rujen nach einem Leben reicher Tätigkeit den Mann beisetzte, der einst in überhäumender Jugendkraft seine Studentenjahre in Leipzig durchlebte, da legte der Pastor seinen Betrachtungen über das Leben des Verstorbenen Worte aus Goethes Tasso zugrunde (Bergm. 239).

So zeigt es sich, wie aus dem Kreise um den Leipziger Studenten mannigfache Beziehungen sich nach dem baltischen Osten spinnen, sei es daß, die ihn kannten, eine neue Heimat in Livland finden, sei es daß studierende Balten wie immer geartete, doch persönliche Fühlung mit ihm gewinnen. Einzelner unter ihnen erinnert er sich, nachdem er Leipzig verlassen, wie der Olderogges, die ihn in Frankfurt besuchten, und Liebens.

Bald lag Leipzig hinter dem seiner Bestimmung Zutreibenden. Straßburg erschloß ihm eine neue Welt. Herder, der große Anreger, weckte auch in ihm tiefere Quellen des Dichtertums. Ein Kreis Gleichstrebender umfing ihn. Unter diesen befand sich der Gefährte seines Stürmer- und Dränger-tums Jakob Michael Rheinhold Venz, von dem später die Rede sein soll.

Im Verkehr mit Herder, der, wegen seines Augenleidens damals von vibrierender Reizbarkeit, Anschauungswelt wie unschuldige Eigenheiten oder Liebhabereien des Jünglings schonungslos kritisierte und dessen inneren Menschen hart zusammenrüttelte, half dem oft Ratlosen ein junger Mann, der mit ihm gemeinsam die Bürde trug. Gemeinsam lauschten sie dem „unendlichen Reiz“ des Vortrages aus dem Munde Herders, der ihnen Goldsmiths Landprieſter von Wakefield vorlas, ernst und schlicht, „völlig entfernt von aller dramatisch-mimischen Darstellung“, so daß das Ganze der Dichtung, durch scharf prononcierte Einzelheiten nicht unterbrochen, rein hervortrat und es dem Aufhorchenden klang, „... als wenn nichts gegenwärtig, sondern alles nur historisch wäre, als wenn die Schatten dieser poetischen Wesen nicht lebhaft vor ihm wirkten, sondern nur sanft vorübergleiteten“. „Seine Art zu lesen — schreibt Goethe — war ganz eigen; wer

ihn predigen gehört hat, wird sich davon einen Begriff machen können“.
(W. XXVII, 341).

Gemeinsam aber hatten sie auch Herders Born zu tragen, wenn Goethes „Übermaß von Gefühl“ überquoll, wenn „Peglows“ Reflexionen „nicht von den feinsten waren“ (W. XXVII, 344 f.). Peglow — so nennt Goethe in Dichtung und Wahrheit jenen Bekannten Herders von Riga her, der „obgleich kein Jüngling mehr“ sich zu Straßburg in der Chirurgie zu vervollkommen sucht (W. XXVII, 306).

Wieder hatte der große Wanderer unter der treibenden Notwendigkeit inneren Wachstums ein reiches Land hinter sich lassen müssen, um ein neues zu betreten. Wieder hatte sich eine neue Welt seinem inneren Schauen erschlossen. Und aus dem Jüngling mit dem vertrauensvoll für Mensch und Welt weit geöffneten Herzen war der sein Leben nach Maß und Ordnung bestimmende Olympier geworden. Nicht mehr floß die verschwenderische Fülle seiner gärenden Kräfte im Verkehr mit den Menschen unaufhaltsam forttreibend dahin. Ökonomie herrschte nunmehr auch hier. Diese Bändigung aber und Zusammenfassung inneren Reichtums dem Ziele höchster Vollendung zu ließ den geisterhaft über seine Umgebung hinauswachsenden verschlossen, kalt, ja hochmütig abweisend erscheinen.

Der kurländische Edelmann, der, wo auch immer er sei, sich wenig scheut, „das bin ich“ zu sagen, was ihn mitunter zu einer gewissen breiten Selbstverständlichkeit seines Gehabens führen kann, verträgt am wenigsten ein sein ritterliches Ehrgefühl auch nur von Ferne streifendes Verhalten, und wo er gar an hochmütiges Wesen, das die Umgebung geringschätzig übersehen will, zu geraten meint, da tritt er in die Front, schafft seinem Unmut in der ihm eigenen unbekümmerten Weise Luft oder übt launige Rache.

Otto Johann Heinrich von Mirbach († 1855), ein kurländischer Edelmann, der nach Reiseaufzügen in England, Frankreich, Italien sich in den Dienst des öffentlichen Lebens seiner Heimat stellte, nebenher wissenschaftlichen Liebhabereien und geselligem Verkehr hingegeben, auch schriftstellernd (seine geschichtlichen Bilder „Römische Briefe“ und „Briefe aus und nach Kurland“ beruhen bei fingierter Briefform auf detailliertem Quellenstudium)¹⁾, erzählt in einem Tagebuch, das erst längere Zeit nach seinem Tode auszugsweise veröffentlicht worden ist, von seinen Jenaer Studententagen.

Biel zu langsam „schleppte“ sich dem jungen Kurländer der von schwarzgeteilter Leinwand überdachte „Fahr- oder Frachtwagen“ dahin, neben dem

¹⁾ Jnl. 1855, Nr. 27, S. 435 f. u. 1844, Nr. 38, S. 602 ff., Nr. 50, S. 793—798 u. N. B. I., S. IV ff., R. B. I., S. VII—XIV, W. M. XXXVI, 246.

oft in keiner Weise eilig der „Schwager“ zu Fuß einherging. In Berlin nahm er nur kurzen Aufenthalt und beschleunigte seine Reise. So langte er einige Tage vor Beginn des Semesters in seinem Bestimmungsorte an, wo er recht zu studieren, aber auch als rechter Bursch zu leben hoffte: „Da war ich denn nun in dem berühmten, zum Theil auch berühmten Jena, wo ich mich nun ausbilden und recht fleißig studieren wollte, hoffentlich mich auch schlagen und außerhalb der Collegien ein braver Bursche und echter Jenenser werden sollte und werden wollte“. Landsleute empfangen und brachten ihn in die sogenannte „Schraney“, eine „Art von kurischer Herberge“. Auch mit Professoren wird er z. T. persönlich bekannt. Er nennt u. a. Griesbach, Paulus, der zur Zeit der Niederschrift — so besinnt sich der Aufzeichnende — noch lebt und in Heidelberg an der Spitze der rationalen Theologie Deutschlands steht, Fichte, „das damalige Haupt einer nagelneuen Philosophie“, Schütz, Ngen, bei dem Wirbach vorübergehend Tischgast war, endlich Schiller, „der aber nicht mehr Vorlesungen über Aesthetik hielt und nur seinen Namen zur Verherrlichung des Lectionskatalogs hergab“. Außerdem fallen die Namen Schlegel, Humboldt, Goethe. Diese sah der junge Student wohl in dem Hause der Hofrätin Schütz, die nach dessen Angabe wöchentlich einmal „einen Cirkel in ihrem Hause, der einzig in Jena und einzig in seiner Art“ war, versammelte. Unter den Koryphäen, die zu diesem Cirkel gehörten, war außer Schiller und Herder auch Goethe. Die Zurückhaltung und Gemessenheit des Unganges, die der Olympier beobachtete, seit er Ordnung und Ebenmaß schätzen lernte und als Norm seiner Lebensgestaltung aufrichtete, rührte den furländischen Edelmann auf, der in dieser, wie er meinte, gar zu betonten Steifheit eine Arroganz erblicken zu müssen glaubte, die es an Achtung fehlen läßt, die jede Persönlichkeit über die Stufenleiter der Leistung und öffentlichen Anerkennung hinweg beanspruchen darf. Die Empörung des Edelmannes zittert in dessen Niederschrift nach: „Mir war dieser hochgestellte, sich selbst wol noch höher stellende Goethe in einem hohen Grade zuwider. Die übrigen, damals freilich noch nicht so hell leuchtenden Gestirne, die beiden Schlegel und die beiden Humboldt, selbst Paulus und Fichte, ließen sich denn doch bisweilen zu uns herab und würdigten uns dann und wann eines Wörtchens, der stolze Goethe niemals. Ich weiß nicht, ob der stolze Mann jemals mehr als höchstens einen gnädigen Blick an einen Studenten verloren hat, von denen ohnehin nur wenige, ein paar Reichsgrafen von Voerststein, ein paar Reichsbarone und den nachmals als Philosophen bekannten Herbart ausgenommen, Zutritt zu diesem Cirkel hatten. Ich gehörte zu den Auserwählten, zufällig oder vielleicht

weil ich bisweilen auf den Bällen mich zu einem Dreher¹⁾ mit der dicken, bereits alternden Hofrätin Schütz herbeiließ.“ Dem Tanz und überhaupt dem geselligen Leben scheint sich der Student Mirbach neben seinem Studium recht ausgiebig gewidmet zu haben. Er legt Wert auf seine Kleidung: stets im Frack erscheint er, ist „Ordnungs-Direktor“ beim Tanz auf der „Rose“. Als solcher sorgt er für gute Musik, helle Wachskerzenbeleuchtung, während üblicherweise Talglicht verwendet wurde. Auch lädt er im Verein mit seinem Freunde die Professoren, die „alten Perrücken“, die auch wirklich z. T. erscheinen. Hier fühlt er sich auf seinem Platz selbst Goethe gegenüber. Er schreibt: „Da war, wie Goethe auf dem seinigen, ich auf meinem Platz, den ich mit Würde sogar gegen Goethe zu behaupten mußte. Auf den Bällen in der Rose schien ich ihn gar nicht zu beachten, ließ sogar oft absichtlich seinen Lieblingsdreher mit Mad. Paulus unterbrechen. Ich war nämlich Tanzdirector und, wie schon gesagt, auf meinem Platz. Chacun à son tour.“ (B. M. XXXVI, 246—250).

Wie dieser „stolze“, abweisende Goethe bei dem jedes zusammenhaltende Maß zu sprengen drohenden Reichtum produzierender Kräfte, amtlicher Tätigkeit, mannigfachster Beziehungen Zeit übrig behielt für die geistigen Bedürfnisse derer, die seines Rates bedurften, auch wo er sich deren Anliegen erst heuten mußte, zeigt sein durchgreifendes Eingehen auf die Anfrage eines haltischen Edelmannes.

Peter Reinhold von Sivers, Erbherr auf Kurwitz-Heimthal (Nap. IV, 205 u. B. M. LVIII, 140), der, geboren 1760 auf dem Gute Eufestüll in dem estnischen Sprachgebiet des damaligen Livland, zu Leipzig studierte, sodann in seiner Heimat sprossenweise zu geachteter Stellung emporstieg, vom Assessor im pernauschen Kreisgerichte zum livländischen Landrat (Zul. 1845, Nr. 47, S. 805), war ein Mensch von brennendem Tätigkeitstrieb, allseitigstem Interesse, empfänglich für Natur, Kunst und Wissenschaft. Ein Blick auf das Verzeichnis seiner schriftstellerischen Produktion zeigt die Mannigfaltigkeit der Fragen, die ihn beschäftigten. Unter anderem nahmen ihn Reformbestrebungen zur Hebung des Bauernstandes gefangen. Gedanken hierüber legte er 1818 in den „Neuen inländischen Blättern“ nieder, unter der Überschrift: „Auflösung einiger Hauptknoten zur Auflösung der Leibeigenschaft in Livland“ (Nap. IV, 205 f.). Wie seine Brüder, die Landräte Friedrich und August von Sivers, war er beharrlich um die Aufhebung der Leibeigenschaft bemüht. Eindringlich suchte er sich die Lage der Bauern zu vergegenwärtigen, und da er stets sein Urteil auf eigene

¹⁾ „Dreher, wie damals der äußerst langsame Walzer hieß“, bemerkt der Verfasser des Tagebuches an einer anderen Stelle (B. M. XXXVI, 249).

Erfahrung zu gründen trachtete, so soll er einst eine Woche hindurch wie ein estnischer Bauer gelebt haben, nach Art der täglichen Verrichtung, Kleidung, Nahrung, Schlafstätte. In der Arbeit seinen Bauern ein Gefährte, teilte er mit ihnen die Strapazen, bis die Abendglocke den Feierabend einläutete. (B. M. LVIII, 143 und Jnl. 1849, Nr. 8, S. 122 f.). Unermüdblich hat er sein Erbe gepflegt. Kurwitz, ursprünglich zu Euseküll gehörig, zunächst hauptsächlich Jagdareal, wurde erst durch Erbteilung zu einem selbständigen Gut. Ein schlichtes, hölzernes Jagdhäuschen mitten in abgesondertem Waldfrieden, das war anfangs der Wohnort. Es galt nun, die junge Schöpfung aufzubauen. Neben seiner amtlichen, landwirtschaftlich-praktischen Tätigkeit, neben gelegentlicher schriftstellerischer Skizzierung seiner Gedanken und Erfahrungen trieb ihn ein innerer Eifer, an der Ausbreitung seiner Kenntnisse, an der unablässigen Bervollkommnung seines geistigen Selbst zu arbeiten. Und sein Interesse umfaßte die verschiedensten Gebiete: Literatur, Philosophie, Geschichte, auch Physik, Botanik, Mineralogie. Rechtswissenschaftliche und kameralistische Studien beschäftigten ihn. Er dilettantisierte in der Malerei, stand in Meinungsaustrausch mit seinem Freunde, dem Maler Karl Gotthard Graß, von dem später die Rede sein wird, und mit dem braunschweigischen Gallerieinspektor, dem zeitweilig beliebten Landschaftler Joh. Fr. Weitsch und dessen Sohn, dem preußischen Hofmaler Friedrich Georg.

Ein schönheitsdurstiges Verlangen zaubert ihm die Umrisse Italiens vor Augen. Zu einer Reise in dieses Wunderland beginnt er sich zu rüsten und vorzubereiten. Er wendet sich der Reisebeschreibung zu, wirft sich auf das Studium der Baukunst. Hierbei findet er sich einem Wald ungelöster Fragen gegenüber, so daß er Dr. Gabriel Jonathan Schlessner in Jena, einen Bekannten des ihm befreundeten Johann Friedrich Latrobe, des Komponisten, um Beschaffung einer wegweisenden Literatur bittet. Ihm mochte, wenn auch zunächst unklar noch und verworren, ein Werk vorschweben, das seine dunklen Ahnungen zu der schönen Klarheit ordnenden Ergreifens emporhebt, ein Werk künstlerisch nachschildernder Analyse, wie er es vor einigen Jahren, hier freilich in bezug auf landschaftliche Schönheit, seinem Freunde Graß gegenüber aussprach: „Meyers „malerische Beschreibung“ meiner Reise in die Italienische Schweiz hat meiner Erwartung nicht im geringsten entsprochen. Für eine schöne Darstellung der Gegenstände ist die Erzählung zu mager und die Sprache zu gesucht. Was ich eigentlich suchte, habe ich garnicht gefunden, nämlich eine lehrreiche Beschreibung der Aussichten, worin die Ursachen der so hinreißenden Eindrücke mit Künstlerblick erforscht und die entdeckten Geheimnisse dem Maler

zur Nachahmung empfohlen werden. Ich verstehe hierunter keine trockene Kritik, die den Totaleindruck zerstört, sondern nur die Berührung einzelner Töne, die schon hinreichen, den empfänglichen Liebhaber der Kunst mit dem Charakter der Gegend vertraut zu machen und den Geweihten mit neuen Materialien zu bereichern. Dieses ist, was ich Unkundiger im ganzen davon denke.“ Dr. Schleusner, der, wie er in einem Briefe an Sivers bekennt, nicht in der Lage war, aus eigenem Aufklärung zu geben, und auch nicht einen „lieblosen Dienst“ erweisen wollte, indem er „mit Gülte einiger Lehrbücher, Büchercatalogen und Repertoiren ein unfritisches kritisches Verzeichniß von Büchern, die Baukunst betreffend, zusammenstoppelte“, theilte das Anliegen wie den Brief seines Korrespondenten Goethe mit. (B. M. LVIII, 132, 140 f., 144 f., 150 f., Jnl. 1845, Nr. 47, S. 805—810).

Goethe, dessen Blick nach einigem befremdeten Staunen erkannte, daß hier die zunächst ungeklärten Träume eines Menschen den Weg durch einen „Zirrgarten“ (B., Abt. IV, Bd. XII, 44) zum Schönen suchen, versenkt sich intensiver in das Wünschen und Meinen dieses Menschen. Er schreibt: „Ihr nordischer Correspondent, werthester Herr Doctor, scheint mir, aus seinem Briefe, ein sehr wunderlicher Mann zu seyn, und zu der Classe zu gehören, denen man nicht allein ihre Träume auslegen, sondern sogar erst erzählen soll. Nach allem hin und her denken will mir nicht deutlich werden was er eigentlich wünscht, und ich müßte mich sehr irren, wenn er es selbst wüßte. Vielleicht geben die Briefe des Herrn Latrobe einigen Aufschluß über den Mann, denn um ihn nach Gewissen zu befriedigen müßte man wenigstens einen Octavband schreiben und ein Werk ausarbeiten, das freylich dieser Kunst noch fehlt.“ (B., Abt. IV, Bd. XII, 9, vrgl. 9 f.). Wenn Goethe keine Muße fand und es ihm auch wohl am Willen dazu gebrach, ein Werk, das dieser Kunst noch fehlt, auszuarbeiten, so stellte er doch, wie er es selbst ausdrückt, „einen kleinen Aufsatz über die Grundlage zu einer architectonischen Bibliothek“ (B., Abt. IV, Bd. XII, 43) zusammen, in dem er später die genauen Titel der erwähnten Werke auf das sorgfältigste nachtrug (B., Abt. IV, Bd. XII, 50 und Jnl. 1845, Nr. 47, S. 806—810). Dieser kleine Aufsatz (B., Abt. IV, Bd. XII, 43—50) enthält eine gedrängte Übersicht umsichtig gewählter einführender Literatur und bedeutender Kunstwerke mit aufhellenden Erläuterungen und Rathschlägen für den Benutzenden. Diese sind durchdrungen von der Überzeugung, daß das Kunstwerk der Architektur, um sich dem Beschauenden zu erschließen, vor allem in seinen optischen Verhältnissen auf ihn wirken müsse, im Einklang mit der umgebenden Landschaft und Natur, eine Überzeugung, die

dunkel vielleicht auch in der Ahnung des zur Italienreise Rüstenden¹⁾ geschlummert haben mag, wie er denn gleicherweise sich den Charakter der italienischen Landschaft zu eigen zu machen sucht (B. M. LVIII, 151).

Seinen Bericht schließt Goethe mit den Worten: „Ich wünsche, daß dieser unvollkommene Aufsatz Ihrem Herrn Correspondenten nützlich sein, und ihm Anlaß geben möge uns seine Bedürfnisse näher anzugeben, ich werde mit Vergnügen das weitere, was mir bekannt ist, mittheilen.“ (B., Abt. IV, Bd. XII, 50).

Den Aufsatz schickt Schleusner an Sivers, unter Beifügung eines Schreibens vom 27. Juni 1797, in dem er auf seines Correspondenten Zuschriften vom 26. Nov. 1796 Bezug nimmt und die außergewöhnliche Verzögerung der Antwort mit der eingehenden Behandlung entschuldigt, die der Herr „geheim. Rath v. Göthe“ bei seinen Reisen und vielfachen Geschäften der Angelegenheit gewidmet (Znl. 1845, Nr. 47, S. 806).

Wie sich hier Goethes im Grunde hilfsbereite Art kundtut, so zeigt sich gleicherweise, wie der Reichtum seines Geistes auch in gelegentlichen Mitteilungen die Saat keimender Anregungen austreut, die bis in die Abgeschiedenheit eines nordlivländischen Gutes reichen.

Auf diesem Gut erhielt sich ein pietätvoll von Geschlecht zu Geschlecht gepflegtes Requisite der Erinnerung. Es ist eine Jasminpflanze, die den Weltkrieg und die in dessen Gefolge sich vollziehenden Umwälzungen überdauert, nun in der Sellheimschen²⁾ Villa in Fellin weiterblüht. Und als die Deutsche Schule zu Fellin den 175. Geburtstag des Weimarer Großen beging, da gemahnte der zarte Duft von der Goldblüte eines dem Jasmin entstammenden Zweiges an vergangene Zeiten (Herbstl. 1924, Nr. 22, S. 94).

Was für eine Bewandnis hat es mit diesem Jasmin?

Auf der 1. Sitzung der Felliner Literarischen Gesellschaft des Jahres 1901 legte Herr F. von Sivers-Heimthal einen Jasminzweig von dem erwähnten Strauch vor und gab aus der Siversschen Familientradition die Geschichte dieses Strauches.

¹⁾ Sivers plante, gemeinsam mit Latrobe, eine Italienreise zu unternehmen, die seine Phantasie mächtig beschäftigte (B. M. LVIII, 150 f., 218).

²⁾ Dr. B. Sellheim, Fellin, Talstr. 17, empfing den Jasmin aus Siversschem Besitz. In einem aus Fellin am 9. VIII. 1929 von Dr. B. Sellheim dem Verfasser geschriebenen Brief heißt es: „Als der Besitzer von Euseküll, Edward von Sivers, im Sommer 1922 in Folge der Enteignung der Güter Euseküll verlassen und mit seiner Familie nach Deutschland übersiedeln mußte, kam der Goethebaum zu uns. Es ist ein im Topf gezogener Jasmin, der aus einem c. 6 cm dicken knorrigen Stamm reichlich neue Zweige treibt und jährlich sehr schön blüht.“

Als Frau Hedwig Dorothea von Berg, geb. von Sivers, deren Tochter aus erster Ehe Marie durch Vermählung der Goethe befreundeten Familie v. Ziegefar angehörte, im Jahre 1808 zur Kur nach Karlsbad reiste, trat sie hier zu Goethe in Beziehung. General der Infanterie, Kommandant und Kriegsgouverneur in Neval Gregor von Berg, ihr zweiter Gemahl, schreibt in seiner Autobiographie: „In Karlsbad fand sie den alten Geheimrath Goethe, den bekannten Dichter und Schriftsteller. Dieser, ein Freund der Ziegefar'schen Familie und besonders der lieben Marie, schickte sogleich eine Stafette mit einem Briefe an sie nach Hummelshayen, um ihr die Ankunft der Mutter zu melden, und machte darauf mit meiner Frau, in ihrem Wagen, die Fahrt nach Franzensbrunn bey Eger, wo auch sehr bald Mutter und Tochter die Freude hatten, sich wiederzusehen. Jetzt blieb Marie auch die ganze Zeit, die meine Frau in Karlsbad zubrachte, bey ihr . . .“ (Berg, 215). Goethe notiert in abgerissenem Anmerkungsstil in sein Tagebuch (9. Juli 1808): „Mit Frau Gen. v. Berg nach 9 Uhr abgefahren. Über Bisländische und Russische Verhältnisse. Gegen 1 Uhr in Zwota. Geessen. Um 7 Uhr in Franzenbrunn. Die Ziegefarische Familie getroffen. Spazieren. Nach dem Brunnen. Thee. Spazieren später. Zustand der Ungeßelligkeit in Franzenbrunn.“ (W., Abt. III, Bd. III, 359). Als Goethe und Frau von Berg nebst Tochter auch in Weimar zusammentrafen, — so berichtet die Sivers'sche Familientradition, und auch die knappen Notizen Goethes in seinem Tagebuch erzählen, daß er auf herbstlicher Heimreise in Hummelshayen die Familie Ziegefar gesucht und nicht angetroffen, nach seiner Ankunft in Jena sich nach Drakendorf, dem Sitz der Ziegefar, beeilt (W., Abt. III, Bd. III, 386); unter dem 24. Okt. 1808 (W., Abt. III, Bd. III, 394), auch am 20. Juli des folgenden Jahres 1809 erwähnt er die Frau Generalin von Berg (W., Abt. IV, Bd. XXI, 4). — führte Goethe Mutter und Tochter bei Gelegenheit in die herzoglichen Gärten und Treibereien. Marie von Ziegefar bewunderte einen Jasmin. Am kommenden Tage übermachte ihr Goethe einen Zweig davon mit diesbezüglichen Versen. In Wasser aufbewahrt, schlug er Wurzeln und blühte, auf den Sitz des Bruders der Dorothea von Berg, des Landrats Peter Reinhold v. Sivers, gelangt, in stets verjüngten Ablegern auf Heimthal fort, als die Mutter der Beschenkten auf dem genannten Gut ihres Bruders längst die Augen geschlossen (1830) (Berg, 434) und Marie von Ziegefar in der Heimat, auf dem Friedhof hinter Ziegelstoppel bei Neval ihre Ruhe gefunden¹⁾

¹⁾ Gregor von Berg schreibt hierüber in seiner Autobiographie unter dem Jahre 1821: „Den 24. May kam meine geliebte Stieftochter Marie mit ihrem Manne, dem Baron Ziegefar und zweh von ihren Kindern, ihrer Tochter Marie und ihrem Sohn Hugo, aus Sachsen zu uns Aeltern nach Neval; aber nach nicht vollen

(1821). (J. I. G., 1901, S. XI—XIII, abgedr. u. a. im N. Tgbltt., 1901, Nr. 84 u. 95).

Jene Reise nach Karlsbad machte Dorothea von Berg in Begleitung ihrer Ausine Frau v. Bock, die ihr eine treue Freundin war, ihr bei der Erziehung der Kinder half (Berg, 112). Gregor von Berg berichtet unter dem Jahre 1808: „Unterdessen bereitete sich auch meine Frau zu ihrer Reise. Die Pflegemutter meiner Tochter Eleonore — die Frau von Bock — entschloß sich, auch zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit, die Reise mitzumachen. Also im Frühjahr trat mein gutes Weib die Reise an, da sie denn mit ihrer kleinen Tochter Dorothee zuerst nach Kersel und Euseküll ²⁾ kam, dort ihre Cousine Bock mit ihrer Tochter Eleonore zu sich in den Wagen nahm und so die weitere Reise fortsetzte.“ (Berg, 214).

Auch Frau von Bock kam mit Goethe in Berührung. Unter dem 17. Juli 1808 verzeichnet dieser in seinem Tagebuch: „Auf den Cammerberg mit S. und Fr. v. Bock. Herrlicher Abend. Weitere Untersuchung des Gesteins. Sonnen Untergang sehr schön.“ (W., Abt. III, Bd. III, 362). Die Zelliner Literarische Gesellschaft bewahrt als ihren Schatz ein Blatt ³⁾ von Goethes Hand, das an die in der freien Bergwelt gemeinsam verbrachten Stunden anknüpft. Der Umschlag zeigt die Aufschrift: „Urschriftliches Original von Goethe! Der Zell. lit. Gesellschaft aus dem Nachlaß des Herrn Woldemar von Bock-Bamberg!“ Das Blatt enthält eine Aufzeichnung von Gesteinsarten, trägt das Datum Franzensbrunn, den 21. Juli 1808, ist unterschrieben: „Zu Erinnerung froher Stunden.“ Es folgen die Namenszüge Goethes. Unter dem 25. Juli 1808 findet sich in Goethes Tagebuch wiederum eine Notiz des Inhalts: „Zu Fr. v. Berg, von Bock, v. Seebach.“ (W., Abt. III, Bd. III, 364). Nach der Kur zog Frau v. Berg zu ihrer Tochter nach Hummelshayn, Frau v. Bock nach Jena. Es heißt in der mehrfach zitierten Autobiographie: „Unsere Cousine Bock aber zog mit unsern beyden Toechtern, Eleonore und Dorothee, nach Jena, wo diese einen guten Unterricht durch Privatstunden bekommen konnten. Auch waren

vier Monaten, die sie sehr krank und leidend bey uns zugebracht hatte, mußten wir sie den 4. September an den Folgen der Wasserucht unsern Armen entrissen sehen. Ihre Asche ruht auf dem Kirchhoff hinter Ziegelstoppel. Bald nach ihrer Beerdigung kehrte der tief gebeugte Wittwer mit seinen beyden Kindern wieder nach seinem Vaterlande zurück.“ (Berg, 432). Im Jahre 1824 heiratete derselbe Baron v. Ziegefar, Oberforstmeister im Dienste des Herzogs von Sachsen-Mtenburg, Eleonore v. Berg, die älteste leibliche Tochter des Verfassers der Autobiographie (Berg, 432, vgl. 108 u. J. I. G., 1901, S. XI).

²⁾ Kersel und Euseküll waren zwei im estnischen Sprachgebiet Nordlivlands belegene Güter. Die Gebiete der früheren Güter liegen im heutigen Estland.

³⁾ Vgl. Anhang.

sie dort in guter Gesellschaft, da der Bruder unseres Schwiegersohnes als Curator der Jenaischen Universität mit seiner Familie in Jena lebte.“ (Berg, 215). Unter dem 24. Oktober 1808 lesen wir in Goethes Tagebuch die lakonische Bemerkung: „Fr. v. Berg. v. Bock. Kinder.“ (W., Abt. III, Bd. III, 394).

Als Dorothea v. Berg die zweite Hälfte des Jahres 1808 bei ihrem Schwiegersohn Ziegesar in Hummelshayn verbrachte, um im Frühjahr des folgenden Jahres sich nochmals einer Kur in Karlsbad zu unterziehen, gelangte sie von hier aus an den Weimarer Hof, wo sie besonders von der Großfürstin Maria Pawlowna „aufs freundlichste aufgenommen wurde“ (Berg, 215 ff.), wie diese des öfteren Livländer an den Hof zog, die mit auch dadurch in Berührung mit dem geistigen Zuge, der in Weimar herrschte, kommen mochten, um so mehr als die Großfürstin, eine Natur von regem Interesse, im Verkehr mit bedeutenden Männern stand, Goethe häufig besuchte, um mit ihm von Literatur und Kunst zu sprechen (Viel. II, 491).

So wurde von dieser auch eine Cousine der Marie von Ziegesar, Marie Helene von Kugelgen, geb. Böge v. Manteuffel, die später bei jener und deren Gemahl, dem Kammerherrn und Oberforstmeister von Ziegesar, in Hummelshayn, dem Jagdschloß des Herzogs von Altenburg, Aufnahme fand (S. N. 201), „herzlich“ begrüßt, als ihr Gemahl, der bekannte Maler Gerhard von Kugelgen, im Weimarer Schlosse vorsprach. Hierüber schreibt sie in einem Brief an ihre Mutter (Dresden, den 11. Mai 1805): „In Weimar habe ich das Schloß gesehen, wo unsre geliebte Großfürstin wohnt, ihr Bett, ihr Flügel, ihre Toilette, ihre Blumen, ihr kleines Schreibpult, welches offen stand und voll Briefe lag, die ein Courier eben aus Petersburg gebracht hatte — alles, alles war mir interessant, und ich konnte mich nicht enthalten, eine Stecknadel aus ihrem Nadelkissen zu ziehen und ihr Bett leise zu streicheln. Ihr Flügel stand offen und war voll Noten von Haydn und Mozart. Brillanten und Edelsteine aller Art hat sie ungemein viel. Gerhard war bei ihr, sie hat ihn sehr freundlich aufgenommen und mich herzlich grüßen lassen. Ich konnte mich damals nicht präsentieren wegen des schrecklichen Hustens, ich wollte aber doch sehen, wie und wo sie wohnt. Ihr Schlafzimmer ist mit brauner Seide tapeziert, in den Fenstern stehen vier Behälter mit Glasdeckeln, jedes so groß wie eine breite Bank, ganz gefüllt mit Brillanten, die ein jeder ansehen darf. Zwei Toilettentische sind gefüllt mit tausend Dingen von massivem Gold. In ihrem Wohnzimmer ist ein Ramin, ein Sopha, ein Arbeitstischchen davor, ein Flügel und ein kleiner hübscher Schreibtisch. An der Wand hängen der Eltern Bildnisse, groß in Öl, nach Gerhard seinen kopiert. Des Kaisers und Konstantin Pawlowitsch Büsten und einige andere Familienzeichnungen und ihres

Gemahls, des Erbprinzen, Bild in Lebensgröße. Das Zimmer ist ganz mit grüner Seide austapeziert, und die zwei Fenster stehen voll Blumentöpfe wie auch bei uns. Das Schloß in Weimar ist jetzt vielleicht das schönste und geschmackvollst möblierte in der ganzen Welt . . . (S. N. 109 f.).

Auch mit Goethe wurde Helene von Kugelgen persönlich bekannt. 1813, als der Einzug der verbündeten russischen und deutschen Truppen Dresden in ein Durcheinander von Menschenmassen, durchziehenden Soldaten, Stimmengewirr, Geschrei und „Sanitscharenmusik“ auflöste, kam unter vielen anderen auch Goethe in das Kugelgensche Haus, um von hier aus das Ereignis auf sich wirken zu lassen. Helene v. Kugelgen schreibt in ihr Tagebuch: „Des Kaisers und Königs Einzug brachte schon von früh an Menschen zu uns, die sich unsrer Fenster bedienen wollten. Der erste von diesen war Goethe. Er fand mich mit den Kindern noch allein und war sehr liebenswürdig, d. h. wir genierten einander nicht. Ich trug ihm den Sessel vor das Mittelfenster hin — ich war zu bewegt, um sprechen zu können.“ (S. N. 196 f.). Wie er sich mit Kindern zu unterhalten mußte, und von einem erheiternden Zwischenfall, der sich bei Gelegenheit dieses Besuches ereignete, erzählt Wilhelm v. Kugelgen in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes.“ (W. N. 139 ff.).

Wie unermüdllich die ihre ungeteilten, schön in ungebrochenem Drange aufquellenden seelischen Kräfte ganz an das Eine heftende Frau das sittliche Richtmaaf an den die entferntesten Pole des Guten und Bösen zusammenzwingenden Giganten anlegt, — überwältigt von seiner Größe, muß sich ihr bewunderndes Gefühl ihm neigen. Der „Tasso“ ist ihr der „Ton, der die kleinste Faser meiner Seele in Bewegung bringt.“ Vor der erhabenen Reinheit der Iphigenie erhebt ihr Inneres in Schauern der Ehrfurcht: „In Iphigenie, diesem Ideal weiblicher Größe und Reinheit oder einem unschuldigen, aber schwachen Gretchen (selbst in ihrer Schwäche noch diese reine Perle) erkenne ich den Meister — nein mehr noch als Meister — Zauberer erscheint mir Goethe hier. — Man sollte denken, nur die Seele eines Weibes hätte diese Zartheit weiblicher Gefühle auffassen und wiedergeben können — und wenn ich mir nun diesen Giganten denke, wie er mit rauhen Männerhänden diese zarteste, süßeste aller Blumen schaffen konnte, so muß ich dieses Wunderwesen, diesen Goethe, von neuem anstaunen.“ (S. N., 157).

Mit Liebe spricht sie von ihm, den sie einen „heimlichen Christen“ nennt, von dem Schöpfer des Faust (S. N. 141). „Wie kann man nur, — schreibt sie d. 24. Dez. 1808 an ihren in Weimar weilenden Vatten — wenn man von gebildeten Weltmenschen spricht, „Gretchen“ als Beispiel hinstellen? Diese einfältige, schöne und gewiß reine Seele! Aber der Patron, der Faust

— auf seine Seele kommen alle ihre Verirrungen — und bei all dem stand ihr der Teufel nie zur Seite, da er hingegen sein beständiger Gesellschafter war. Sie nahm lieber aus Gottes Hand Strafe und Schmerzen, wie ein liebendes Kind, das die verdiente Rute küßt — als aus des Teufels Händen Leben, Freude — und selbst ihren Heinrich. Du glaubst, ich würde Goethe auch lieben wenn ich ihn kenne, ich habe ihn immer geliebt Ich liebe ihn wahrlich, ob ich gleich nicht zweifle, daß er den Mephistopheles persönlich kennt, den er so getreu gemalt hat, und daß er den Faust in hoher Person gespielt hat auf des Lebens Theater.“ (S. R. 143). Dieser Goethe, der Mephistopheles in sich barg, wie er die reinsten Gestalten in sich trug, dieser Pole Umspannende, dieser, wie es ihr erscheint, sich Zersplitternde, immer wieder bäumt sich das ganz nur das Eine ergreifende Gefühl der Frau gegen ihn auf. — Mit Herder kann sie empfinden, der voll Schmerz und Unwillen ein Gericht über den Schwankenden hält: „ mit welchem Unwillen — heißt es in einem Brief — mußte es seine (Herders) reine, der Gottheit geweihte Seele erfüllen, wenn er diesen königlichen Jüngling, diesen Göttersohn, sich so zersplittern und dem Edeln wie dem Uedeln mit gleichem Feuer hingeben sah — wenn er dieses Herz, wie zum Tempel Gottes geschaffen, das Unheilbringende wie das Heilbringende, das Heilige wie das Unheilige in sich aufnehmen sah — wenn sein Seherauge erblickte, wie diese Hände kräftig mit gleicher Freude den Samen zu Weisheit und Torheit, zum Göttlichen und zu allerlei Gifarten austreuen würden, unbekümmert, was seinen Sämereien Gutes und Böses entkeimen könnte.“ „Unbegreiflich — fügt die in diesen Gefühls- und Gedankengang sich hineinsteigernde hinzu — ist meinem Gemüt das Sachchen nach Allem — ein solcher Mensch erscheint mir wie ein Polyp, der seine Arme unaufhörlich nach Raub ausstreckt und mit gleicher Begierde alles und jedes an sich reißt.“ — (S. R., 179 f.).

Wie hier eine ehrliche, dem innersten Bedürfnis entstammende Auseinandersetzung einer Persönlichkeit mit dem Weimarer Großen und dessen verwirrendem Reichthum sich vollzieht, so gelangen Spuren der Auseinandersetzung und Berührung mit dem umgebenden geistigen Leben auch in die baltische Heimat. Im Mai 1808 schreibt Helene v. Kugelgen aus Dresden an ihre Schwester: „Hast Du Herder gelesen? Ach ich bitte Dich, lies seine Erläuterungen und Erklärungen der Bibel — Du wirst hingerissen werden. Deine weiche, kindliche, Deine liebende Seele wird eine feste Stütze bekommen, und ich stehe dafür, es wird Balsam sein für Dein bedrücktes Gemüt, Du wirst dann erst die Bibel ganz verstehen lernen.“ (S. R. 136). Immer wieder spricht sie von Herder (S. R. 237, 163 etc.). Welchen Eindruck auf sie und Marie von Ziegefar Alopstocks „Messias“

gemacht, den sie nach schwerer Krankheit Helene v. Kugelgens gemeinsam in schönen Frühlingstagen der Osterwoche lasen, beschreibt sie ihrer Schwester (S. R. 217 f.). Schiller (S. R. 237, 164) und Wieland (S. R. 164) werden u. a. erwähnt, und auch Goethes Namen nennt Helene v. Kugelgen in den Briefen an ihre Angehörigen in der Heimat (S. R. 101, 164, 175).

Eine Baltin, die ihren Weg nach Italien über Weimar wählte, um Goethe zu sehen, sollte, was, wie bereits erwähnt, öfter geschah, auf Wunsch einer Hofdame der Großherzogin Maria Pawlowna dieser gleichfalls vorgestellt werden, was indessen nicht zustande kam. Es war die von Zelter als muntere „Dorpatina“ (B. M. LXIV, 112) bezeichnete Frau von Wahl, die — so lautet der Bericht ihrer Tochter Sophie Juliane Baronin Ungern-Sternberg — im Jahre 1829 eine Reise durch Deutschland nach Italien unternahm. In Berlin suchte sie ihren nach Zelters Ausdruck „artigen“ (B. M. LXIV, 111) Sohn unterzubringen, der an der dortigen Universität studieren sollte. Während dieses Aufenthaltes wurde sie mit dem Philosophen Hegel bekannt, desgleichen mit dem Direktor der Singakademie Zelter, der darüber an Goethe schreibt: „... — wir haben einige bergnützte Tage mit ihr (eben Frau v. Wahl) und Hegels zugebracht und ich wollte ihr eben so gerne gefällig seyn, als ich sie noch recht anmutig und natürlich finde...“ (B. M. LXIV, 111). Er überreichte ihr zum Andenken eine Tasse ¹⁾ mit Goethes Bildnis, ein Geschenk des Dichters an Zelter, das seither in der Familie als kostbare Reliquie aufbewahrt wurde und im Jahre 1907 offenbar noch in deren Besitz gewesen ist (B. M. LXIV, 110). Auf Empfehlung Zelters wird Frau v. Wahl von Goethe wohlwollend empfangen. Die Unterhaltung bezieht sich u. a. auf die neubegründete Universität Dorpat, geht darauf zu der bevorstehenden Weiterreise nach Italien über. Nach Jahren, als der Olympier bereits seine leuchtenden Augen geschlossen, geschah es, daß, die einst mit „Herzklappen“ vor ihn trat, auf einer erneuten Deutschlandreise in Heidelberg mit Goethes Großsohn Wolfgang zusammentraf. Dieser ging auf sie zu, stellte sich vor und sagte: „Ich erinnere mich Ihres Besuches damals, als unsere Sonne noch nicht untergegangen war.“ So der Bericht.

Über den Besuch der Frau v. Wahl geht eine längere Korrespondenz hin und her. Zelter empfiehlt und ergeht sich in munteren Wendungen. Goethe verspricht, die Angekündigte wohl zu empfangen (B., Abt. IV, Bd. XLVI, 46), notiert unter dem 16. August in sein Tagebuch: „In der Stadt ein Diner der Frau von Wahl gegeben. (B., Abt. III, Bd. XII, 112 f., vrgl. 115). Und u. a. schreibt er (20. Aug. 1829): „Dein munteres

¹⁾ Abgebildet B. M. LXIV, 110.

Weibchen, Tochter und italiänischer Begleiter sind endlich angekommen und freundlich empfangen worden. Den ersten Tag gaben meine Kinder ihr ein geselliges Gastmahl, dem Frau Gräfin Henckel, von Froriepe's zu viere und sonst gute Leute beywohnten und wo es, wie ich höre, ganz munter zugegangen ist. Den folgenden Morgen hatte ich mich auf ein sentimental-joviales Frühstück im Garten eingerichtet, welches durch das gräßliche Wetter ge- und zerstört wurde. Ich fuhr deshalb hinein und fand sie und mehrere Personen bey meinen Kindern, wo man denn freylich im Cirkel saß und nicht warm wurde. Ich fuhr gleich wieder hinaus und mußte ihr also gleich zum Willkommen ein Lebewohl sagen. Mein Enkel Wolf hat der Tochter die Cour gemacht und von ihr einen Goldrubel zum Geschenk bekommen. Du siehst wie eilig die Generationen einander die Pantoffeln austreten.“ (W., Abt. IV, Bd. XLVI, 53 f.). (B. M. LXIV, 110—114).

Als Anna Charlotte Dorothea, Herzogin von Kurland, geb. von Medem, mit ihrem Gemahl Herzog Peter Biron eine Reise durch Deutschland nach Italien unternahm — sie wurde im Jahre 1784 angetreten — (A. d. B. V, 357 und Tied. 73), machte die Herzogin mit einer Reihe bedeutender Persönlichkeiten Bekanntschaft, legte ihre Beobachtungen und Erlebnisse in einem Tagebuch nieder, das sie nach Tiedges Angaben später vernichtet. Unter anderem kam sie auf der Durchreise durch Königsberg im gräßlich Keiserlingschen Hause mit Kant, Hamann und Hippel in Berührung. (Tied. 74 f.). In Sanssouci empfindet sie beim Anblicke Friedrichs des Großen ein „Gefühl der Ehrfurcht, welches sich füglich mit einer Art von Schrecken vergleichen ließe . . .“ (Tied. 76 f.). Auf einer späteren Reise, die sie auch nach Weimar führt, sieht sie Herder, Wieland, Bode und Goethe. Diese „unvergeßlichen“ Stunden verlebte sie gemeinsam mit ihrer älteren Stiefschwester Elisa von der Recke. (Tied. 110 u. 1 f.). In dem Weimar benachbarten Sachsen-Altenburg erwarb Anna Charlotte Dorothea im Jahre 1796 das Rittergut Löbischau, nachdem das Herzogtum Kurland aufgehört hatte zu bestehen (Tied. 178 f.). Auf diesen Sitz kehrte sie auf ihren unruhigen Reisezügen, die sie öfters nach Paris führten, immer wieder zurück, wo sie ein geselliger Kreis auch von Gelehrten und Dichtern umgab, ein Kreis, zu dem u. a. Jean Paul gehörte, dem zu Ehren man Feierlichkeiten mit Illuminationen im Gartenpark veranstaltete (Tied. 316 ff. und 327 ff.).

Goethe wurde von der Herzogin nach Löbischau eingeladen, als er im Jahre 1808 mit ihr in Karlsbad zusammentraf. Hierüber schreibt Goethe an Silvie von Biegejar: „Ich lernte die Töchter der Herzoginn von Curland, erst später ihre Hoffräulein kennen. Ihr selbst wartete ich erst gestern auf, sie verreist Morgen frühe. Alle waren sehr freundlich und anmuthig;

zutraulich, gefällig, gnädig, und wie man die erwünschten Stufen des Wohlwollens bezeichnen mag. Ich habe dagegen durch allerley Gespräch und Vorlesen mich möglichst dankbar erwiesen. Nach Löbichau bin ich schönsten, und, wenn ich mir nicht zu viel schmeichle, wirklich im Ernst eingeladen.“ (W., Abt. IV, Bd. XX, 127). Der Besuch erfolgt erst im September 1810 (W., Abt. III, Bd. IV, 156 u. W., Abt. IV, Bd. XXI, 391). Über ein halbes Jahr darauf übersendet ihm die Herzogin aus Paris „Medaillen von den neuern französischen Künstlern,“ was Goethe als Komplettierung seiner „zur Geschichte der Kunst und der Künstler“ zusammengebrachten Sammlung hoch erfreut. (W., Abt. IV, Bd. XXII, 53 f. u. 38 f.).

Es ließen sich eine Reihe weiterer Beziehungen anführen, so die zu Alexander von Rennenkampff ¹⁾, der, in Nordlivland auf Schloß Helmet geboren, kurze Zeit als Assessor im Pernauschen Landgericht tätig, nach dem Kriege 1812 Adjutant des Erbprinzen von Oldenburg wurde, in dessen Diensten verblieb, als dieser die Regierung des Herzogtums antrat. Rennenkampff stand im Verkehr mit bedeutenden Persönlichkeiten. Befreundet war er mit Wilhelm von Humboldt, mit dessen Gattin Karoline, dem Bildhauer Rauch etc. (B., N. v. L. 1 f.).

Auf einer diplomatischen Reise nach Rußland berührte die Städte Mitau, Riga und Dorpat ein Mann von gleichfalls ausgedehnten Beziehungen zur geistigen Welt Deutschlands, ein Mann, von dem sich verwandtschaftliche Fäden nach dem Baltienland spinnen sollten. Es war dies Georg Heinrich Ludwig Nicolovius, dessen preußische Beamtenlaufbahn ihn zum Direktorat der Sektion der Kultus- und öffentlichen Unterrichtsangelegenheiten hinaufführte. Durch seine Ehe mit Luise Schlosser, einer Tochter von Goethes Schwester Cornelia, trat Nicolovius in verwandtschaftliche Verhältnisse, für deren Wert er ein reges Empfinden hatte. Seine Urenkelin Frau Elisabeth Bergengrün ²⁾ zu Riga übergab die Originale dreier Briefe Goethes an Nicolovius der Rigaer Stadtbibliothek, wo sie noch heute aufbewahrt werden, Briefe, die in der Baltischen Monatschrift abgedruckt, deren Konzepte in der Weimaer Ausgabe enthalten sind. (B. M. LXVIII, 371—379).

Aus einem Ort, der unter unmittelbarem Eindruck Weimars stand, hervorgegangen war der 1810 in Lauchstädt geborene Gustav Max Schmidt,

¹⁾ Vrgl. u. a. W., Abt. IV, Bd. XXXII, 232 f., G. G. II, 78, W., Abt. III, Bd. IV, 115 f.

²⁾ Elisabeth Bergengrün, geb. v. Diekhoff, Tochter des Oberpastors Heinrich v. Diekhoff in Moskau und seiner Frau Mara Nicolovius (B. M. LXVIII, 371).

der im Baltenslande allverehrte Pädagoge, der in Birkenruh wirkte, darauf die sogenannte „Schmidt'sche Anstalt“ in Fellin gründete (Schm. 2, 46, 51). In seinen Erinnerungen gibt er sich als Lauchstädter Patriot zu erkennen, der zugleich ein Verfechter der Weimarer Blütezeit ist. „Das Theater, — Schmidt spricht von dem Lauchstädter Theater — wo in den Sommerferien die Weimari'sche Truppe, die damals gefeiertste in Deutschland, auftrat, hatte großen Ruf; Schiller und Goethe hatten hier unter eigener Leitung ihre Stücke aufführen lassen in dem von Carl August von Weimar erbauten Theater, und von allen Seiten strömten Zuschauer herbei, namentlich Studenten aus Halle in großen Scharen.“ (Schm. 4 f.).

Hierzu merkt Schmidt an: „Die Geschichte der Lauchstädter Bühne ist ein wesentliches Stück der Geschichte des deutschen Theaters überhaupt. Ich möchte wissen, ob Prutz in seiner Geschichte des deutschen Theaters dies genügend hervorgehoben hat, so daß ich als Lauchstädter Patriot mich dadurch befriedigt fühlen kann. Es dürfte nicht uninteressant sein, noch Einiges aus den Beziehungen Schillers und Goethes zu Lauchstädt anzuführen. Schiller'sche Stücke, wie „Räuber“ und „Cabale und Liebe“ wurden besonders gern gesehen und unter gewaltigem Zulauf hallischer Studenten aufgeführt...“ (Schm. 5).

So verschiedenartig diese mehr oder minder persönlichen Beziehungen sind, so reizvoll es im einzelnen sein mag, ihre Fäden weiterzuspinnen, als bedeutungsvoller heben sich aus der Menge der vorhandenen diejenigen heraus, die, ob mit geringerer oder größerer Kraft, den belebenden Hauch spüren lassen, der von dem Geist Göthes ausging und an dem Werden der Menschen schuf, sei es im positiv bestimmenden, sei es im negativ wider-sprucherzeugenden Sinne.

Hier treten unter den Beziehungen zu produzierenden und reproduzierenden Künstlern zunächst diejenigen zu Dichtern und Schriftstellern hervor.

II.

Als die Herzogin Anna Dorothea von Kurland auf der Durchreise sich in Weimar aufhielt, genoß sie der Stunden, wie erwähnt, mit ihrer älteren Stieffchwester Elisabeth Charlotte Constantia von der Recke. Auch diese war mit Goethe bekannt, der in Erinnerung an den in Karlsbad gefeierten Geburtstag des Dichters Gökings in Elisens Fächeralbum die knappen Worte eintrug: „Zur Erinnerung des 13. Juli 1785. Goethe.“ (Nach. II, 164). Bezeichnend ist es indessen für die Geistesrichtung der Dichterin, daß sie mit Franz Leop. Günther von Gökings, dem Ankläger adliger Willkür und dem Dichter der empfindsamen „Nieder zweier Liebenden“, eine enge Freundschaft schloß, daß sie diesen und den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg zu vereinen sucht, indem sie an den tyrannenstürmenden Grafen in einem längeren Gedicht die Worte richtet: „D! schauest Du in Gökings Herz mit uns, Du fändest unverzeihlich, daß —“ (in Prosa vollendet sie) —, daß Stolberg die Freundschaft dieses Dichters und Menschen nicht gesucht (Nach. II, 150—159); daß sie Klopstock über alles verehrte (Nach. II, 194, 302 etc.), daß sie aber auch den sogenannten Aufklärern in Berlin näher trat, dem Buchhändler Nicolai, Prof. Ramler, Probst Spalding u. a. (Nach. II, 149), daß der Verkehr mit Wieland und Bode ihr — so scheint es — wichtiger war als der mit Goethe (Wern. 20). Im Januar des Jahres 1795 ließ Elisa von der Recke „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ auf sich wirken (Wern. 226). Sie weilte damals in Wörlitz bei der Gemahlin des Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau, der Fürstin Louise, geb. Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, mit der sie nach eigenem Zeugnis ein inniges Vertrauensverhältnis verband (Wern. 214 f.). Elisa schreibt in ihr Tagebuch: „Wörlitz, d. 3. Jan. 1795. Meine edle Fürstin, die ganz vortrefflich liest, hat uns gestern und vorgestern Goethes neuen Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ vorgelesen. Beim ersten Teile dieses Romans schien es mir, das Hauptverdienst dieses Buches sei dies, daß Goethe es geschrieben hat; man muß, wie Goethe, des Interesses des Publikums an sich versichert sein, um dieses so lange von Wilhelms Neigung zum Marionettenspiel unterhalten zu können. Der zweite Teil enthält treue Gemälde der Schwachheiten von Männern und Weibern, richtige Charakter-

zeichnungen, und die letzte Szene mit Mignon ist ganz „Werthers“ Verfassers würdig. Das weibliche Geschlecht, bis auf die kleine Mignon, ist nach unedlen Originalen kopiert. Die Verachtung, die der Verfasser der „Sphigie“ in diesem Buche über das weibliche Geschlecht zeigt, ist ein Beweis, daß ihm auf der Wanderschaft seines Lebens nur unedle Weiber aufgestoßen sind. Hätte Goethe dich, erhabene Louise, hätte er meine Amalia, meine mir einzige Sophie, und dich, du edle Caroline Rudolphi, gekannt, welche herrliche Darstellungen weiblicher Charaktere hätten wir dann von diesem treuen Darsteller menschlicher Schwächen.“ (Wern. 226).

Woher diese kühlere Haltung Goethe gegenüber?

Wissen wir doch, daß Goethe Elisa von der Recke in einem gewissen Sinne schätzte. Er scheint deren Eintreffen um Christiane von Goethes willen zu wünschen. In einem Brief an diese vom 24. Mai 1812 aus Karlsbad heißt es: „Zu deiner größten Zufriedenheit aber kann ich dir melden, daß Frau von Reck bald hier eintreffen wird. Sie ist schon in Töplitz und hat mich durch Doctor Mitterbacher grüßen lassen. Ich werde durch ein freundliches Betragen euch einen freundlichen Empfang vorbereiten.“ (W., Abt. IV, Bd. XXIII, 27 f.). Dem Blick des die Ordnung der Dinge Erforschenden, des die im menschlichen Dasein wirkenden Kräfte des ewig Guten und Bösen Erkennenden scheint in Elisa von der Recke eine jener Kräfte tätig, die durch ständige Vermittlung zusammensügen und vereinen, was entgegengesetzte Impulse zu trennen versuchen. Er schreibt (Weimar, d. 8. Nov. 1811): „Seit manchen Jahren bin ich Zeuge der schönen Wirkungen, die Ihnen das Vaterland zu verdanken hat, und ich muß mir im Voraus die Erlaubniß erbitten, davon zu seiner Zeit nach meiner Überzeugung sprechen zu dürfen. Bey soviel unerläßlichen Widerwärtigkeiten, die der Mensch zu erdulden hat, bey unvermeidlicher Spannung und Widerstreit, macht er sich oft ganz willkürlich ein Geschäft sich von andern abzusondern, andre von andern zu trennen. Diesem Übel zu begegnen haben die vorsehenden Gottheiten solche Wesen geschaffen, welche durch eine glückliche Vermittlung dasjenige was sich ihnen nähert zu vereinigen, Mißverständnisse aufzuheben, und einen friedlichen Zustand in der Gesellschaft herzustellen wissen. Sagte ich nun: Sie, verehrte Freundin, gehören zu diesen; so würde ich viel zu wenig sagen. Denn auf meinem Lebenswege ist mir niemand begegnet, dem jene Gabe mehr wäre verliehen worden als Ihnen, oder der einen so anhaltenden, so schönen Gebrauch von derselben gemacht hätte.“ (W., Abt. IV, Bd. XXII, 190 f.). Goethe appelliert für eine mit sieben Kindern hinterlassene Witwe an Elisas Bereitschaft zu helfen (W., Abt. IV, Bd. XXX, 35 f.). Er sendet ihr aber auch seine Erzeugnisse, mit der Bitte, ihm „ein treues Wort“ über diese zu sagen (W., Abt. IV, Bd. XXII, 190).

Die Sendung des 2. Bandes von „Dichtung und Wahrheit“ (W., Abt. III, Bd. IV, 337) begleitet er mit folgenden Worten: „Sie erhalten hiebei, verehrteste Freundin, das Ihnen eigentlich bestimmte Exemplar des zweiten Bandes. Vorläufig wird ein geringeres schon angekommen seyn, und ich wünsche nichts mehr, als daß die Arbeit sich im Druck so wie bey der Vorlesung, Ihrer Gunst möge zu erfreuen haben. Ich werde mich dadurch höchlich aufgemuntert fühlen, auf meinem Wege weiter fortzuschreiten.“ (W., Abt. IV, Bd. XXIII, 124). In der Antwort auf diesen Brief heißt es: „Ihre älteren Schriften liest Tiedge uns in den Abendstunden vor.“ (W., Abt. IV, Bd. XXIII, 464). Es handelt sich hier um den Lößbichauer Kreis. Die Herzogin Dorothea verbrachte den Herbst und die Wintermonate 1812/13 auf diesem ländlichen Sitz, dem geselligen Verkehr und Austausch mit gelehrten Männern, der Lektüre und Musik hingegeben; auch ihre Schwester Elisa weilte um diese Zeit in dem geselligen Kreise (Tied. 276—279, vgl. W., Abt. III, Bd. IV, 337).

Auf einer anderen Ebene hätten sich die Fäden gegenseitigen Verständnisses zwischen Goethe und Elisa von der Recke vielleicht in größerem Maße spinnen können. Als nämlich diese, die in Mitau der von Cagliostro gestifteten Loge beigetreten, dann aber bereits von ihm abgerückt war, im Jahre 1787 nach der Aufdeckung der sogenannten Halsbandgeschichte mit einer Aufsehen erregenden, bald in das Russische und Holländische übersehten Schrift „Nachricht von des berühmten Cagliostro Aufenthalte in Mitau im Jahr 1779 und von dessen magischen Operationen“ hervortrat (M. d. B. XXVII, 502 f., vgl. Kap. III, 481), da mochte Goethe in dieser Entlarbung seine eigenen Gedanken wiederfinden. Hatte er doch von vornherein sich im Urteil über den Bewunderten reserviert verhalten, dann leidenschaftlich den niedrigen Gauklerbetrug verurteilt, durch den ihm die „Würde der Majestät untergraben“ zu werden schien (Nach. II, 256 f.).

Und doch steht Elisa von der Recke, wie erwähnt, dem Werk Goethes im ganzen mit geringerem Verständnis gegenüber.

Das ist gewiß kein Zufall und geht nicht auf lediglich persönliche Ursachen zurück, sondern liegt tiefer begründet. Es hängt vielmehr mit der gesamten geistigen Einstellung nicht nur Elisas, sondern auch ihrer Zeitgenossen zusammen, die bei den tiefgreifenden Ummwälzungen, die das geistige Leben brachte, dem gigantisch Aufwachsenden nicht zu folgen imstande waren. Es ist gewiß wahr, daß die rationalistische Richtung des Geistes Elisa von der Recke von Goethe abbrückte (Wern. 259 f.), wie sie denn den Berliner Kreis aufklärerisch Gesinnter aufsucht, wie sie Nicolais „Sebalduß Nothanker“ beschäftigt, ihr über trübe Stunden hinweghilft. Sie und ihre Freundin Sophie Becker, die Elisa auf ihrer Reise nach Deutschland begleitet,

sind auf der Rückreise nach Kurland voll der neuen Eindrücke. Erwachen sie aus ihrem Schlaf im Wagen und fragen einander: „Sophie, woran dachtest du? — „Elisa, woran dachten Sie?“ — so waren beider Gedanken noch im Traum bei ihren aufgeklärten Freunden in Berlin. (Nach. II, 233).

Der rationalistische Zug, der Elisa von der Recke eignet, macht sie indessen nicht zu einem restlosen Vertreter dieser Richtung. Wie allenthalben gegen die dürre Nüchternheit der Verstandesherrschaft ein junges Gefühl sich zu regen beginnt, in seiner ersten Aufwallung zunächst sich übersteigernd, empfindsame Seelen schwingen macht, der Gefühlsaufruhr des Sturmes und Dranges eine Zeit neuer Geburtswehen zu verkünden scheint, so wird auch Elisa von der Recke von dieser geistigen Atmosphäre ergriffen. Ihre Begeisterung für Klopstock, ihre seelischen Ergüsse und der Freundschaftskult (Nach. II, 302, 313, 411 etc.) machen es zugenügte deutlich. Die wundervoll schimmernden Schlußstrophen aus der Ode Klopstocks „Die frühen Gräber“ mit ihrer versunkenen Melodie gehen der Dichterin nach und diktieren ihr Gedanken an fern Weilende, Entschlummerte, über die Ewigkeit in die Feder. Das hohe Gut der Freundschaft beseligt sie „— — Freundschaft! Freundschaft! — o du Beseligerin meines oft kummervollen Lebens! du tröstest auch jetzt mein verwaistes Herz! —“ (Nach. II, 302).

So zeigt sich in Elisa von der Recke eine Gestalt, wie sie in geistigen Situationen, da das Neue vom Alten sich löst, symptomatisch sind. Rationalistin, ist sie doch in starker Weise berührt von dem Empfindungsstrom jener Jahre.

Fallen in diesem Zusammenhange nicht erneut die Worte ins Auge, und erscheinen sie nicht irgendwie in anderem Lichte, die Worte, die Elisa von der Recke niederschrieb, als sie sich über „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ Rechenschaft gab: „... die letzte Szene mit Mignon ist ganz „Werthers“ Verfassers würdig.“ (Wern. 226). Wenn auf das geistige Sein der Empfindsamen von Goethe nachhaltigere Wirkung ausgehen konnte, so mochte es geschehen durch den jungen Goethe, dessen Gefühl mutig gegen beschränkende Fesseln anstürmte und einen so leidenschaftlich radikalen Ausdruck in den „Leiden des jungen Werther“ fand, der, da er die Krisis der Zeit aussprach, zum Buch der Zeit wurde, das Wertherfieber entzündete. Finden sich nicht Spuren von diesem Buche der Zeit in Elisas Leben und Schaffen?

Ehe diese Frage beantwortet wird, sei auf eines Gelehrten und Dichters Schicksal und Werden eingegangen, die in gewissem Sinne als charakteristisch für jene Zeit betrachtet werden können. Es ist Gottlob David Hartmann. In einem Hause altwürttembergisch konservativer Frömmigkeit aufgewachsen, in einer Klosterschule, dann im Tübinger Stift erzogen, regte sich in dem

jungen Stürmer und Dränger schon früh eigenwilliger Protest gegen die Enge theologischer Ansichten und wuchs in ihm eine Begeisterung für die weltliche Literatur, vor allem für Klopstock. (B. M. 1927, Heft 2, S. 78 ff.). So tritt er denn auch in die Reihen der Barden. Seine Begeisterung für deutsches Wesen und Wort mit antifranzösischer Spitze wirkt sich in Bardengefängen aus. Seine „Jahresfeiern“ setzen diese Richtung fort und protestieren, wie es Schubart, Stollberg, Gökking u. a. taten, gegen die Willkür der Fürsten (B. M. 1927, Heft 2, S. 84 ff.). So sehr er als Dichter unter dem Eindruck Klopstocks steht, so zeigt er sich andererseits von rationalistischer Einflußsphäre gestreift. Er arbeitet als Kritiker für eine Zeitschrift der Aufklärung (B. M. 1927, Heft 2, S. 83). Und die Art der moralphilosophischen Behandlung der Frage, ob der Jüngling auch gegen den Willen der Eltern seiner ihm eingeborenen Bestimmung folgen dürfe, einer Frage, mit der er sich noch während seines Aufenthalts im Tübinger Stift auf Grund seines Konfliktes mit dem Vater auseinandersetzte, — es geschah in seiner Schrift „Sophron oder die Bestimmung des Jünglings“ — tut gleichfalls einen gewissen Rationalismus dar. Er nimmt für Sulzer gegen Goethe Partei, der in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ Sulzer angegriffen. Über Goethes „Göt“ äußert sich Hartmann wie folgt: „Er will Shakespeare nachgeahmt haben, aber wahrlich sehr unglücklich; wiewohl ihn alle Zeitungen loben. Bald ist die Szene in Heilbronn, bald in Bamberg, bald in Gözens Schloß, bald in Augsburg, und alle Personen reden sehr häurisch.“ (B. M. 1927, Heft 2, S. 86 f. und 88 f.).

Es handelt sich um eine Erscheinung, wie man sie nicht selten in dem geistigen Leben jener Zeit wahrnehmen kann, und wie sie u. a. sich auch in der Gestalt der Elisa von der Recke zeigt.

Was indessen Hartmanns Stellungnahme gegenüber Goethe anbetrifft, so scheint eine persönliche Aussprache Wandel geschaffen zu haben. Im Jahre 1774 trifft er mit diesem in Frankfurt zusammen. Darüber schreibt er an Bodmer: „Von Goethe in Frankfurt kann ich Ihnen sagen, daß er ein guter Mann ist, mit dem ich in manchen Dingen mehr Interessantes gesprochen habe als mit allen, die ich auf meiner Reise gesprochen habe.“ (B. M. 1927, Heft 2, S. 91 f.). Und auch Goethe mochte mit ihm sympathisieren. Schreibt doch Lavater unter dem 11. Juni 1774 an Goethe: „Hartmann ist also dein Freund worden; wie freut mich dieß! Du kannst ihm viel nützen; thu es!“ (Nach. I, 291).

Den angeführten Brief, in dem sich Hartmann über Goethe äußert, sandte er bereits von Mitau aus an Bodmer, denn nach Mitau war er inzwischen auf den Lehrstuhl der Philosophie an der nach Sulzers Plänen von dem Herzog Peter von Kurland eröffneten Akademie berufen worden

(B. M. 1927, Heft 2, S. 73, 77, 91). Dr. E. Jenisch unterrichtet darüber in seiner in der Baltischen Monatschrift erschienenen Arbeit „Gottlob David Hartmann und die Mitauer Akademie“. In Mitau wird der junge 22-jährige Professor, der in persönlichem Kontakt mit so vielen bedeutenden Vertretern des deutschen Geisteslebens steht, offen und mit Interesse aufgenommen. Er erhält mannigfache Einladungen. Auch der Herzog, der Hartmanns Schriften liest, verhält sich zu ihm wohlwollend. Im übrigen bietet sich ihm Zeit zu wissenschaftlicher Arbeit, da die Lehrtätigkeit an der Akademie zunächst noch nicht beginnen kann. Immer mehr liest er sich in die Werke Herders hinein, mit dem ihn eine gewisse innere Verwandtschaft verbindet. Mit Eifer nimmt er sich der Angelegenheit, die auch Hartknoch vertritt, an, Herders Berufung auf den Lehrstuhl der Theologie zu erwirken. (B. M. 1927, Heft 2, S. 92 ff.).

In dem gleichen Winter, der ihm manche neue Bekanntschaft und viel stille einsame Arbeit brachte, lernte er auf einem der Güter, von deren Besuch er in seinen Briefen erzählt, Elisa von der Recke kennen (B. M. 1927, Heft 2, S. 95). Damals begann das gegenseitige Verhältnis der Ehegatten von der Recke immer deutlicher endgültiger Entfremdung zuzutreiben. Mit letzter Kraft sucht Elisa von der Recke — so stellt sich die Situation in vertrauten Mitteilungen Elisas an eine Freundin dar — sich an die Hoffnung zu klammern, als könnte es gut zwischen ihr und dem Gemahl werden, als könnte es ihr gelingen, den Gatten glücklich zu machen. Hartmann, kaum daß er in den Gesichtskreis dieser Frau tritt, fühlt sich grenzenlos zu der „schönen, edlen Seele“ hingezogen, was er in unverhohlen-staunender Bewunderung zu erkennen gibt. (Nach. I, 292—295). Nun steht das Bild des leidenden Werther vor ihm, und immer inniger amalgamiert sich sein Wesen und Schicksal mit diesem. „Ich habe — schreibt er an Lavater — kürzlich auf dem Lande eine Bekanntschaft gemacht, die mir nahe geht. Mit einer Frau von der Recke, einer ganz außerordentlichen Dame, bei der ich 14 Tage auf ihrem Ritterstzge war. Wie viel wir da zusammen von dir sprachen. Sie liebt dich sehr, und ist überhaupt mit der teutschen Literatur sehr bekannt. Ich habe Werthers Leiden mit ihr gelesen. 10 mal habe ich verschlungen. Das Buch soll mein Freund bleiben, und Lav. denke hieran, wenn einst mein Schicksal Aehnlichkeit mit Werthers hätte. Ich sehne mich oft jenseits des Grabes zu seyn und euch, meine Geliebten, alle mir nach.“ (Nach. I, 288). Keine Ruhe findet er. Des Nachts schweift er in einem Schlitten, den er selbst lenkt, einsam über die verschneiten Felder. Auf seinen Wegen begleiten ihn Gedanken an Werther. „Nun lasse ich mich für Goethe tödten,“ schreibt er. Er dankt Goethe in einem Brief für den „Werther“. „Lavater, hast du keine Aehnlichkeit zw. mir und Werther

gefunden?“ fragt er seinen Freund, in dem Gefühl, daß es nahezu sichtbar sein muß, wie er und Werther immer mehr zu einer Gestalt werden. „Und Werthers Leiden sind nun tägliche Nahrung für meinen Geist.“ Mit diesem Versenken in Stimmung und Gedankenwelt des Werther hält eine Ahnung, ja Sehnsucht des Todes begleitenden Schritt. (Nach. I, 288 f.). Und wenn er im „Reise schöner Seelen“ (Nach. I, 289) über Werther spricht, so verleiht er seinen Empfindungen einen Flug in ätherische Weiten. Elisa von der Recke schreibt: „Meine Stunden fliehen zu glücklich dahin, als daß ich erwarten könnte, daß es so fort dauern wird. Recke ist die freundliche Gefälligkeit selbst, auch gegen meine Liebensfamilie habe ich ihn lange nicht so herzlich gesehn. Hartmann glaubt im Himmel zu sein, er sagt, hier wäre ihm wie in der Schweiz. Meine Doris gefällt ihm ausnehmend und er gefällt ihr eben so sehr. Den Abend las er uns einen neuen Roman vor, der jetzt viel Aufsehn macht. Werthers Leiden heißt dieser Roman, und meisterhaft schöne Stellen sind in diesem Buche, aber Werthers Liebe und Lottens Betragen gefällt mir nicht, und doch kann ich dies Buch nicht ohne innigste Rührung lesen. — Hartmann liest recht schön, und Witt, Hartmann, meine Doris und ich haben viel über Werthers Liebe zu Lotten gestritten. Jeder hat eine eigne Idee von Liebe und Lieben — meine und Hartmanns Ideen kommen am mehresten zusammen; nur dies wollte Hartmann nicht zugeben, daß die Liebe zu einem seligen Geiste, der keine irdische Hülle mehr habe, die vollkommenste sei. Hartmann sagt: Die Liebe, die gegen die Sinne zu kämpfen hat und jede sinnliche Begierde besiegt, die sei die vollkommenste und veredle den Menschen am mehresten, sobald man seine Seele zu der Reinheit emporhebt, ein solches an Leib und Seele schönes Wesen so ganz ohne Prätension auf irgend einen Genuß, als den zu lieben, daß man das selige Gefühl in sich verschließt, die Vollkommenheiten des Geistes eines solchen wirklich existierenden Wesens ganz zu fühlen. Stolzchen, — wendet sich Elisa oder, wie sie sich damals meist unterzeichnete, „Lotte“ an ihre vertraute Freundin Caroline Stolz, die Erzieherin der jüngeren Schwester Dorothea von Medem war (Nach. I, S. XLI), — ich habe nicht Zeit, das alles zu wiederholen, was Hartmann sagt, aber es war alles höchst interessant, und nie habe ich so schön sprechen hören.“ (Nach. I, 295 ff.).

Hartmann wußte es nicht — oder fühlte es nur zu wohl —, daß er von der Erfüllung seines eigenen Schicksals sprach.

In der Turmkammer des Schlosses sitzt Hartmann und liest im Ossian. Elisa von der Recke tritt zu ihm: „..... er las nicht, war aber so in Gedanken vertieft, daß er mich nicht ehe(r) bemerkte, als bis ich ihm einen guten Morgen bot. Er drückte meine Hand an seine Lippen und sagte: „Auch bei Sturm und Schneegestöber ist der Morgen mir jetzt in diesem

Augbenlicke schön.“ Ich gab ihm den Brief meines Herrn, er las ihn und sagte: „Schreiben Sie Ihrem Gemahle, daß ich seiner Einladung mit Vergnügen folge und ihn recht herzlich erwarten werde.“ Ich fragte nicht ohne Bewegung: „Hartmann, sind Sie mein Freund?“ — „Gott! welche Frage!“ — „Nun, so verlassen Sie heute noch Neuenburg — reisen Sie mit meinem Bruder nach Mitau; bei meinen Eltern, bei meinem Geschwister werden Sie willkommen sein! Forschen Sie nicht, warum ich diese Bitte thue, und sagen Sie es niemand, daß ich diese Bitte that.“ — Mein Herz wurde krampfhaft zerrissen, so lange ich dies sprach, aber meine Augen blieben trocken! — Hartmann wurde todtenbleich, blieb eine Weile stumm, auch ich vermochte nichts zu sprechen, und sein Blick durchdrang das Innere meiner Seele — mir entfielen da einige Thränen, er bewegte die Lippen, vermochte aber nichts hervorzubringen, griff nach meinen beiden Händen, drückte die eine an seine Lippen, die andere an sein pochendes Herz, dann sah er mich wieder an und sagte: „Himmliche Erscheinung! — Dein Wille soll befolgt werden! Aber aus Barmherzigkeit, verlassen Sie mich jetzt!“ — Er hielt die beiden Hände vor sein Gesicht, und ich lief mit zerrissenem Herzen oben auf die Treppe der Thurmchamber hinauf, kniete an der Schwelle der Thüre, betete zu Gott, aber ich weiß nicht was. Mein Herz fühlte sich dennoch gestärkt, und nun ging ich zu Hartmann, der sich auf seine beiden Arme gestützt hatte, sich mit einem ganz glühenden Gesicht zu mir wand(te) und mir ohngefähr Folgendes sagte: „Die seligsten Stunden meines Lebens genoß ich an Ihrer Seite! — ich werde Sie fliehn! und Ihr Bild soll mir, wo ich bin, Kraft zur Tugend verleihn, und noch im Tode soll es meine Seligkeit erhöhen! Nie sieht Neuenburg mich wieder, ich aber sehe Sie unaufhörlich! — Niemand soll es errathen, daß ich Sie fliehe und dennoch mit Ihnen lebe. Sie selbst sollen dies nie hören. Die Achtung, die Freundschaft Ihres Gemahls will ich suchen, wenn er ohne Sie in Mitau ist. Sie sollen, wenn Sie es fordern, nicht einmal Briefe von mir erhalten. Jetzt können Sie auch die Briefe, die mein Herz an Sie schreibt, nicht mehr entgegennehmen! Mit Menschen nicht, nur mit Gott will ich von Ihnen sprechen. Bin ich so Ihrer Freundschaft werth? — und wird mein Andenken auch in Ihrer Seele leben? Ich sagte: ja! Er wiederholte dies Ja, wollte meine Hände an seine Lippen drücken, ließ sie aber fahren und sagte: „Nein, liebe Heilige! — selbst deine Hände sollen von meinen Lippen nicht berührt (werden): aber dein, dein ganzes Wesen, jeder Zug, jede Miene, alles — alles ist meiner Seele einverleibt.“ (Nach. I, 301 f.).

Durch diese in großer innerer Erregung niedergeschriebenen Zeilen, diese Beichte an ihre Freundin, sucht Elisa von der Necke ihrer Bedrängnis und Bewegung Luft zu verschaffen (Nach. I, 303). Nach neun Monaten

stehen Elisa von der Recke und die ihr Nahen mit Erschütterung vor der Unerbittlichkeit eines allzufrühen Todes. „Seit dem 5. Nov. — schreibt am 7. Nov. 1775 Elisa in Neuenburg — vermehrt unser Freund die Sonne seliger Geister! In der 7. Morgenstunde ward er uns entrisen. Unzählige Thränen fließen um ihn, aber meine Augen sind trocken! — Mein Herz ist beklemmt, und eine starre Todeskälte durchläuft meine Adern! — Mir ist — als liebte ich in diesem Augenblicke nichts in der Welt! und doch Stolzchen! und doch Stolzchen! und doch liebe ich Euch, Ihr Theuern, mir noch Zurückgebliebenen, mehr als das Leben! — Liebe ich denn dies? — um Eurentwillen werde ich es lieben lernen! Mein Kopf ist so schwer! — Hartmann sagte: „Thränen sind doch Linderung!“ Ich habe jetzt keine Thränen.“ (Nach. I, 343).

Vor seinem Tode hatte sich dem jungen Dichter, als er fiebernd auf seinem Krankenbett lag, die Gestalt seiner Geliebten in einen über die Erde schreitenden Engel verwandelt, dessen Name er lobpreisend nur dem „Chore seliger Geister“ anvertrauen wollte. In klaren Momenten bat er, daß, wenn er zu phantasieren beginne, man die Menschen von ihm entfernt halten möge. „Mit himmlischer Beredsamkeit“ — sprach er — so die Mitteilungen eines, der um ihn war — von der „mehr als wahrscheinlich philosophischen Gewißheit unsrer ewigen Fortdauer.“ An Elisa in einsamer Selbstunterhaltung geschriebene Briefe, die man ihm in einer Chatulle auf seinen Wunsch reichte, verbrannte er. In der letzten Nacht ließ er geistliche Lieder, dem Gemüt seiner „Einzigen“ entsprungen, lesen. (Nach. I, 344 f.). Mag es dem in das Schicksal dieses jungen Menschen sich Versenkenden nicht scheinen, als seien hier Gedanken, die Hartmann im Kreise der ihm Lauschenden über die vollkommenste Liebe aussprach, Erfüllung geworden?

Ein wertherhaftes Schicksal wird dem jungen Stürmer und Dränger. Und von der Empfindungswelt des Werther auf das stärkste berührt ist auch Elisa von der Recke, mögen ihr auch noch so sehr „Werthers Liebe und Lottens Betragen“ nicht gefallen. Die Schilderung des Abschieds, die sie mit vor Erregung zitternder Feder niederschrieb, ist in Wertherstimmung getaucht, wie durch ihre Brief- und Tagebuchproduktion überhaupt — und im Sinne jener Zeit müssen wir diese durchaus als eine literarische betrachten — ein nicht zu verkennender Werther-Zug geht, sei es daß sie von Gesprächen mit empfindsamen Freunden und Freundinnen berichtet, von unter den sinkenden Strahlen der Abendsonne gegebenen Versprechungen gegenseitigen Gedenkens, sei es daß sich Elisa in die Leiden edler Seelen versenkt, Empfindungen bei dem hehren Glanze des Sternhimmels, der sich in den Fluten spiegelt, nachhängt, Abschiedszenen bei Mondschein sich

in die Erinnerung ruft. Wenn es gewiß wahr ist, daß jene Ergüsse einer schönen Seele dem allgemeinen Nährboden der Empfindsamkeit, auch wohl Klopfftock entstammen können, so ist doch ebenso gewiß, daß seit ihrer Freundschaft mit Hartmann, der Dichterin in vollem Umfange nicht beraubt, von „Werthers Leiden“ ein eminent starker Impuls ihres Gefühlslebens ausging, der sich nicht ohne weiteres verlieren konnte, allerdings von späteren ähnlich gerichteten Einflüssen getragen und durchsetzt werden mochte.

In dieser Empfindungssphäre indessen verharrte Elisa von der Recke, so daß sie den reisenden Goethe nicht zu erfassen vermochte, wie gleichzeitig ein parallel vorhandener Rationalismus ihrer Geistesrichtung das tiefere Eindringen in dessen Werke hinderte.

In gegenseitigem Austausch nahezu ineinander aufgehend, gleicher Gefinnung, gleicher Interessen, schwärmerisch in der Freundschaft, doch auch dem Rationalismus zugewandt, so leben Elisa von der Recke und Sophie Becker (seit 1787 verh. Schwarz), die Pastorentochter aus Neu-Nuß in Kurland (B. D. 457), ein gemeinsames Leben (Nach. II, S. III). Sophie Becker ist Elisas Vertraute, die sie u. a. sogar in den Verlauf der intimsten, in der Vermählungsangelegenheit ihrer Schwester Anna Charlotte Dorothea mit dem Herzog von Kurland spielenden Ereignisse einweicht (Nach. I, 434). Gemeinsam unternehmen sie 1784—1786 eine Reise nach Deutschland, führen beide Tagebücher, die sich gegenseitig ergänzen (Nach. II, S. III). Gemeinsam machen sie ihre Besuche bei berühmten oder bekannten Persönlichkeiten, schließen Freundschaft und geben sich gegenseitig Rechenschaft über ihre Eindrücke. Interessant für die Art der schwärmerischen Stimmungen jener Zeit ist folgende Stelle aus Elisas „Auszügen aus meinen Tagebüchern“: „Mein Gemüth ist nicht mehr so unruhig bewegt, süßere Gefühle bemeisterten sich meiner Seele. In der siebenden Morgenstunde feierte ich im Brühlischen Garten einsam das Andenken meiner geliebten Todten und Entfernten. An der eisernen Ballustrade gelehnt hatte ich vor 6 Jahren mit Sophien und Fritz Stolberg, als die Sonne sich zum Untergange neigte, ein interessantes Gespräch über Unsterblichkeit und das Wiedererkennen unserer Geliebten nach dem Tode: da glänzten die sinkenden Strahlen der Abendsonne zwischen den Bogen der Brücke auf im Wasser sich spiegelnde Landschaftsgemälde, und röthlich war die ganze Gegend angeleuchtet: Rollende Wagen auf der Brücke störten uns in unsern ernstern Betrachtungen nicht, und wir fragten uns: was bleibt nach 80 Jahren von allem diesem bunten Leben und Treiben übrig? — Ich reichte Sophien und Stolberg eine Hand und erwiderte: „Das Andenken dieser feierlichen Stunde wird uns auch dann noch wohlthun, wann wir unsre Raupenhülle

ausgezogen haben.“ Meine Hand an sein pochendes Herz drückend rief Stolberg aus: „Ja wohl! Elisa, versprechen Sie mir, nie diese Stelle zu betreten, ohne dieser feyerlichen Stunde zu gedenken.“ — Redlich habe ich mein Wort seit dieser Zeit gehalten . . .“ (Nach. II, 325). Gemeinsam besuchten sie in Frankfurt Frau Kath Goethe. Sophie Becker schreibt über diesen Besuch: „Wir fuhren zu Goethes Mutter (26. Juli 1785), eine Frau gegen die 60 Jahre, noch voll Feuer der Jugend. Sie ist ganz Geschwätzigkeit und Leben, wenn sie auf ihren Sohn kommt, und man kann ihr keine größere Freude machen, als wenn man ein Verlangen bezeigt, von allem, was ihn betrifft, unterrichtet zu sein. Es war uns beiden damit ganzer Ernst, und ich hätte wohl gewünscht, daß die Zeit uns erlaubt hätte, mehr von seiner Kindheit zu erfahren; so mußten wir uns begnügen, den Ort seiner Geburt, das Zimmer, wo er als Knabe gespielt und als Mann gearbeitet hat, zu sehen. Das Zimmer, wo ein Werther, Clavigo und Götz ans Licht getreten sind!“ (Nach. II, 165). Gemeinsam gaben die beiden Freundinnen ihre Gedichte heraus, unter dem Titel: „Elisens und Sophiens Gedichte. Herausgegeben von F. L. Schwarz, Berlin 1790“. (Nap. IV, 165).

Wie von dem Goethe des „Werther“ das seelische Leben der Elisa von der Rede einen Anstoß empfing, so wurde der junge Goethe bedeutungsvoll auch für einen anderen jungen Dichter, der mit schwindelnder Bewunderung zu dem über die Höhen Schreitenden emporjah, dann wieder mit wühlendem Groll mißtrauisch zu ihm als einem Konkurrenten hinschielte, um sich danach wegen seines Verhaltens mit bittersten Vorwürfen zu überhäufen. Seiner edlen Freundin Cornelia Schlosser beichtet er in seiner „Moralischen Befehrerung eines Poeten“ den Schmerz seiner zerrissenen Seele: „Den Ansaß aller widrigen häßlichen Eigenschaften der Seele fühle ich in mir. Was hindert's, daß sie nicht in Handlungen ausbrechen, als daß mir die Hände gebunden sind. Ich beneide deinen Bruder über den Ruhm seiner Zeitverwandten. Ich halte es für ein großes Unrecht, das ich leide, wenn man ihm meine Werke zuschreibt, da ich doch bedenken sollte, daß sie unter keinem andern Namen sich so würden produziert haben, daß bloß sein Name die Leser aufmerksam und begierig, die Kunsttrichter bescheiden und ehrerbietig gegen diese armen Kinder meiner Laune gemacht . . . Die höchst kindische Furcht, man werde unsere Produktionen miteinander vermischen — dieser nagende Geier, der mich nie verläßt — Elender, sage ich zu mir selbst, ist Goethe so arm, die Fülle seines Genies so ausgetrocknet, daß er sich mit deinen Schätzen zu bereichern nötig hätte. Sieh seine Werke an — ein Blick in seinen Götz, ein Blick auf seinen Werther macht mich über und über erröten.“ (Bl. V, 67 f.). Diese Worte schrieb Jacob Michael

Reinhold Lenz, der, im livländischen Pastorat zu Sekswegen geboren, seine späteren Knaben- und Jünglingsjahre in Dorpat — und hier begannen seine ersten dichterischen Träume — verlebte, dann in Königsberg studierte, auf den wechselnden Kreuz- und Querzügen seines Lebens nach Straßburg gelangte (A. d. B. XVIII, 272 f.). Hier, unter „gütigern Sonnen“ (Bl. IV, 191), „näher der Sonne am Ufer des vielentscheidenden Rheins“ (Weinh. 179), entzündete sich in ihm neues geistiges Leben. Mächtig fühlte er den Protest der aufkeimenden jüngeren Generation gegen den Pseudo-Klassizismus der Franzosen. Begeistert hebt er, darin mit Goethe gleicher Gefinnung, Shakespeare auf den Schild und spielt dessen „Julius Cäsar“ gegen Voltaires, „la mort de César“ aus. „Erst zum Shakespeare meine Herren!“ Nach dieser Apostrophe malt Lenz die Stimmung jener finsternen Nacht, da „Himmel und Erde im Sturm untergehen wollen.“ In dieser Nacht zuckender Blitze werden des Brutus Gedanken zum Entschluß. So gestaltet der britische Dichter die Szene. „Wer da nicht — so ruft Lenz aus — Addisons Seraph auf Flügeln des Sturmwindes Götterbefehle ausrichtend gewahr wird — wem die Würde menschlicher Natur nicht dabei im Busen aufschwellt und ihm den ganzen Umfang des Worts: Mensch — fühlen läßt —“ (Bl. I, 247 ff.). Hier bricht der Dichter nach der ihm eigenen Art ab, in dem Empfinden, daß die höchste, zusammenfassende Steigerung des Gefühlten unaussprechbar, gleich als fände er sich angesichts eines unendlichen Meeres, in das sich ahnend zu versenken er dem Lesenden überläßt. Diese jung aufquellenden Gedanken und Empfindungen gibt Lenz in seinen „Anmerkungen übers Theater“ (1774) (Bl. I, 221—255). In dem Kreise des Aktuaris Salzman n sieht er sich von gleichstrebenden Altersgenossen umgeben. Er wird mit Goethe bekannt (Ros. 83 f.). Nachdem dieser Straßburg verlassen, lösen sich die gegenseitigen Beziehungen nicht. Auf seiner Schweizer Reise trifft Goethe mit ihm zusammen. Die Sturm- und Dranggeister berühren sich. In tollem Jugendmut durchkosten sie frohe und bittere Stunden. Goethe, im Begriff, sich von ihm zu trennen und sein Reiseziel zu verfolgen, schreibt in Lenz' Stammbuch: ¹⁾

Zur Erinnerung guter Stunden,
 Aller Freuden, aller Wunden,
 Aller Sorgen, aller Schmerzen,
 In zwei tollen Dichter Herzen,
 Noch im letzten Augenblick,
 Laß ich Lenzgen dies zurück

Goethe (St. I, 107).

¹⁾ Vgl. St. I, 299, Nr. 51.

Lenz Ruhm stieg. Die literarischen Beziehungen gewannen an Umfang (M. d. B. XVIII, 273). Sein von ihm als Komödie bezeichnetes Drama „Der Hofmeister oder Vorteile der Privaterziehung“ wurde von Zeitgenossen für ein Werk Goethes gehalten. Am 29. September 1774 schrieb Scherff an Vertuch: „Goethes Hofmeister ist mir vorzüglich willkommen. . . Ich konnte mich nie zu dem Glauben überwinden, daß ein Deutscher je mit Shakespeare glücklich wetteifern würde, aber Götz von Berlichingen und nun der Hofmeister haben meine Furcht überwunden.“ (Bl. I, 540). In Weimar weilte er in unmittelbarer Nähe Goethes, verkehrte mit Wieland, Herder, verbrachte einige Zeit in Kochberg bei Frau von Stein. Ebenso plötzlich aber wie er erschien, verließ der Traum und Wirklichkeit vertauschende Sonderling unter nicht geklärten Umständen Weimar, „ausgestossen aus dem Himmel.“ (M. d. B. XVIII, 273 u. St. II, 56). Inneren Zerrüttungen trieb er nun entgegen, bis er, seiner Heimat zurückgegeben, diese wieder verließ, nach Moskau gelangte, wo sein unruhiges Erdendasein sich der letzten Ruhe zuneigte (St. I, S. XII).

Im Jahre 1782 erschien in der bei Johann Friedrich Steffenhagen, Hochfürstl. Kurl. Hofbuchdrucker in Mitau gedruckten Quartalschrift „Lief-ländisches Magazin der Lektüre“ ein anonymes „Luftspiel“ „Myrsa Polagi oder die Irrgärten“ (M. B. 1, 161 ff.). Hinter der Maskerade des persischen Kolorits tauchen Weimarer Gestalten, Situationen, intime Örtlichkeiten auf. Ein Sternseher wandert träumend in einen Irrgarten, ohne dessen gewahr zu werden, und glaubt sich in diesem befangen, als er den verschlungenen Irrwegen bereits entronnen. Neben ihm steht, in seiner Phantasie mächtig über ihn hinauswachsend, ein bei Hofe einflußreicher Helfer, der ihn durch Fährnisse leitet. Aber so sehr er zum Schluß mit beschämter Dankbarkeit vor seinem Wohltäter stehen muß, so leidenschaftlich und voller Mißtrauen steigert er sich anfänglich in eine Konkurrentenrolle gegenüber dem ihn Fördernden, dem durch Empfehlungsschreiben ihm den Weg an einen Hof Bahmenden hinein, wie Lenz Ähnliches aus seinem Innenleben Cornelia Schlosser berichtet. Dieser verkannte Wohltäter trägt die Züge Goethes. Anonym hat Lenz sein Luftspiel veröffentlicht, weil er zu den darin verarbeiteten Weimarer Erlebnissen sich zu bekennen Scheu trug¹⁾, wie seine anderen Weimarer Verhältnisse

¹⁾ In seiner Arbeit „Myrsa Polagi, oder die Irrgärten, ein neuentdecktes Luftspiel des Sturm- und Drangdichters Jakob Michael Reinhold Lenz“ weist O. v. Petersen dieses für Lenz' dichterisches Schaffen in hohem Grade charakteristische Werkchen seinem Verfasser zu, indem neben anderen Forschungsmethoden auch die neue von Hans Sperber in seiner Motiv- und Wortforschung gegebene beschritten wird. Über die Motiv- und Wortforschung informieren Hans Sperber,

berührenden Erzeugnisse erst nach seinem Tode veröffentlicht wurden. So die „Laube“, in der ein unglücklich Liebender, der als Selbstporträt Lenz' hervortritt, in seinem Freunde Gangolf, dessen Name durch spielenden Anklang das Urbild verrät, einen Konkurrenten und „Verräter“ wittert, um in ihm sodann einen edlen Helfer zu erkennen: „O mein vollkommener Freund!“ ruft der freudig überraschte aus (Dr. 122). So steht auch in dem Roman „Waldbrüder, ein Pendant zu Werthers Leiden von dem verstorbenen Dichter Lenz,“ der in den Soren erschien, die Gestalt Goethes vor Lenz. Der einsame Waldbruder, der sich von dem Treiben der Welt in eine friedliche, malerische Gegend zurückzieht, eine Gegend mit „grotesk übereinandergewälzten Bergen, die sich mit ihren schwarzen Büschen dem herunterdrückenden Himmel entgegenzustemmen scheinen“, mit einem tief unten hingebreiteten Tal, einem „kleinen hellen Fluß“ und zerstreut liegenden Häusern „eines armen aber glücklichen Dorfs“, — der Waldbruder, der in seiner „völlig eingerichteten Hütte, zwar nur mit Moos und Baumblättern bedeckt, aber doch für Wind und Regen gesichert“ haust (Bl. V, 390 u. 109), läßt sich durch das Zureden seines Freundes Rothe-Goethe nicht so leicht wieder aus seinem Schlupfwinkel hervorlocken. Verdächtigungen wälzen sich gegen seinen vermeintlichen Konkurrenten, bis der Waldbruder, aus seinem Traum erwachend, in die Knie sinkt und ausruft: „Rothe! Rothe! wie oft muß ich mich an dir versündigen!“ (Bl. V, 146). Überall — Lenz' eigenes Porträt und der vor ihm herwandelnde Schatten des großen Freundes.

Im „Pandämonium Germanicum“, jener sinnvollen literarischen Satire, fehlt das Versteckspiel der anklingenden Namen. Lenz wandert im Reisekleid über die Erde und gewahrt den zu steilen Gebirgshöhen hinanstrebenden Goethe, der dem Blick des Wanderers entschwindet „... er war mir — so sinnt der einsam zurückbleibende Lenz — wie eine Erscheinung. Ich denk', er wird mir winken, wenn er auf jenen Felsen kommt. Unterdessen will ich den Regen von meinem Reiserock schütteln.“ Mühsam setzt er den Weg fort, in seinen Gedanken sich an Goethe klammernd: „Goethe, Goethe! wenn wir zusammengeblieben wären. Ich fühl's, mit dir wär' ich gesprungen, wo ich ißt klettern muß.“ Auf einem nackten Fels gewahrt er ihn wieder; weiter ihm nach wandert er, bis der Voranschreitende sich zu ihm gesellt: „Lenz, was Teutscher machst du denn hier?“ „Bruder Goethe... Ich weiß nicht, wo du gegangen bist, aber ich hab' einen beschwerlichen Weg gemacht.“

über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung, Halle 1914 u. Hans Sperber, Motiv und Wort bei Gustav Mehrink, in Motiv und Wort, Studien zur Literatur- und Sprachpsychologie, Leipzig 1918.

Goethe. Ruh hier aus — und dann weiter.

Lenz. An deiner Brust. Goethe, es ist mir, als ob ich meine ganze Reise gemacht, um dich zu finden.

Goethe. Wo kommst du denn her?

Lenz. Aus dem hintersten Norden. Ist mir's doch, als ob ich mit dir geboren und erzogen wäre. Wer bist du denn?

Goethe. Ich bin hier geboren. Weiß ich, wo ich her bin. Was wissen wir alle, wo wir herkommen? (Bl. III, 3 f.).

„... als ob ich meine ganze Reise gemacht, um dich zu finden.“

Ständig kreisen die Gedanken des „so talentvollen als seltsamen Menschen“ (W. XXVIII, 75), wie Goethe ihn in „Dichtung und Wahrheit“ nennt, um die Gestalt seines Freundes. Nach Erscheinen des „Göz“ schickt Lenz dem Dichter dieses Werkes ein Manuskript zu, in dem er die enge Verbindung ihrer beider Geister darlegt. Goethe schreibt darüber in „Dichtung und Wahrheit“: „Kaum war Göz von Verlichingen erschienen, als mir Lenz einen weitläufigen Aufsatz zusendete, auf geringes Conceptpapier geschrieben, dessen er sich gewöhnlich bediente, ohne den mindesten Rand weder oben noch unten, noch an den Seiten zu lassen. Diese Blätter waren betitelt: Über unsere Ehe, und sie würden, wären sie noch vorhanden, uns gegenwärtig mehr aufklären als mich damals, da ich über ihn und sein Wesen noch sehr im Dunkeln schwebte. Das Hauptabsehen dieser weitläufigen Schrift war, mein Talent und das seinige neben einander zu stellen; bald schien er sich mir zu subordiniren, bald sich mir gleich zu setzen; das alles geschah mit so humoristischen und zierlichen Wendungen, daß ich die Ansicht, die er mir dadurch geben wollte, um so lieber aufnahm, als ich seine Gaben wirklich sehr hoch schätzte und immer nur darauf drang, daß er aus dem formlosen Schweißen sich zusammenziehen, und die Bildungsgabe, die ihm angeboren war, mit kunstgemäßer Fassung benutzen möchte. Ich erwiderte sein Vertrauen freundlichst, und weil er in seinen Blättern auf die innigste Verbindung drang (wie denn auch schon der wunderliche Titel andeutete), so theilte ich ihm von nun an alles mit, sowohl das schon Gearbeitete als was ich vorhatte; er sendete mir dagegen nach und nach seine Manuscripte, den Hofmeister, den neuen Menoza, die Soldaten, Nachbildungen des Plautus, und jene Übersetzung des englischen Stückes als Zugabe zu den Anmerkungen über das Theater.“ (W. XXVIII, 250 f.). An einer anderen Stelle äußert sich Goethe über Lenzens Talent: „Aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Productivität ging sein Talent hervor, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten, das aber, bei aller seiner Schönheit, durchaus kränkelte, und gerade diese Talente sind am schwersten zu beurtheilen.“ (W. XXVIII, 247).

So suchte Lenz' Geist Goethe. Hatte er ihn gefunden? Mit Innigkeit strebte er danach, ihn sich zu eigen zu machen. Hatte er ihn, wenn auch nur zu einem Teile, zu seinem bereicherten inneren Besitz erhoben?

Es waren nicht nur die Zeitgenossen, die Lenzens Produktion für Goethes hielten (Bl. I, 540), sondern auch Kennern ist es späterhin nicht leicht geworden, beider Erzeugnisse von einander zu scheiden. Es wird hier auf die berühmte Frage des sogenannten „Sesenheimer Liederbuches“ reflektiert¹⁾, jener Sammlung an Friederike Brion gerichteter Lieder, die aus dem Besitz ihrer Schwester Sophie Brion in Kruses Niederschrift erhalten sind, und die sowohl dem einen als dem anderen angehören können, da, wie bekannt, auch Lenz in Sessenheim verkehrte und Friederike liebte (Koj. 92 f. . . . u. 99 f. . . .). In dem Gedicht „Gottes Klagen um Werthers Tod“ freisen Gedanken und Empfindungen um die dichterischen Gestalten seines großen Freundes (Weinh. 122 f.). Und innig fühlt er mit Friederike, die Goethes Bild in sich trägt: 2)

„Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch,
Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht.
Und jener Stunden Seligkeit
Ach jener Träume Wirklichkeit
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.“

(Weinh. 153).

Mitunter erklingt in Lenzens Gedichten ein Ton Goethe'scher Lyrik, den auch Erich Schmidt in einzelnen Versen des so reichen, aber unausgeglichenen Dichters spürt (Schmidt, 51).

Säh wie Lenz in Weimar eingetroffen, verließ er es, wich er aus der Nähe des Gestirnes, das ihm auf seinen wirren Dichterpfeilen veranfunktelte. Nun trennten sich die Wege der einst in frohem Jugendmut Verbundenen.

Und als der Herr Geheimrat von Goethe auf dem Wege von Weimar nach Jena aus seinem Wagen stieg, einen jungen Mann, der unweit der

¹⁾ Vgl. Schröder, Die Sessenheimer Lieder von Goethe und Lenz (Nachrichten von der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-hist. Klasse. Göttingen 1905).

²⁾ Vgl. Schmidt, 11 ff.

Fahrstraße tiefem Schlaf verfallen war, am Arme rüttelte und ihn ermahnte, da konnte er nicht ahnen, daß er einen Neffen ¹⁾ seines einstigen Sturm- und Dranggefährten vor sich hatte. Julius Eckardt ²⁾ gibt in seinen „Erzählungen meines Großvaters“ wieder, was er von diesem, dem Hofrat A. W. v. Lenz, in dessen Hause er in seinen Knabenjahren weilte (B. G., 1. Jahrg., 4. Heft, 258), gehört. Er spricht von den bedeutenden Persönlichkeiten, die der Universitätsstadt Jena, wo sein Großvater studierte, einen besonderen Glanz verliehen. „Mein Großvater — fährt Eckardt fort — sprach gern davon, daß er all' diese Männer wenigstens von Angesicht gekannt und daß ihm das für einen Studenten unerhörte Glück zu Theil geworden war, mit dem gefeiertsten Deutschen seiner Zeit ein Mal ein paar Worte wechseln zu dürfen. Da er diesen Vorgang häufig erzählt hat, darf ich den Versuch machen, seinen bezüglichlichen Bericht ipsissimis verbis wiederzugeben:

„In einer lauen Mainacht hatten wir auf einem unserer Bierdörfer dem edlen Cerevis länger als üblich und reichlicher als nöthig zugesprochen. Da ich mich ermüdet fühlte, legte ich mich unweit der Weimarer Chaussee im Rasen zur Ruhe. Früh Morgens — meine Uhr hatte schon seit einiger Zeit ein auswärtiges Unterkommen gesucht und gefunden — wurde ich dadurch geweckt, daß mich Jemand am Arm rüttelte. Vor mir stand ein stattlicher, mit einem langen Oberrock bekleideter Herr, der mich fragte, wer ich sei und wie ich dazu käme, im kühlen Morgenthau auf bloßer Erde zu schlafen. Als ich mit studentischer Reckheit zur Antwort gab, daß ich mich Studierens halber in Jena aufhielte und daß es meine Gewohnheit sei, gelegentlich im Freien zu campiren, gab der Herr mir zur Antwort: „Junger Mann, da thun Sie Unrecht, — denken Sie an Ihre Eltern und schonen Sie Ihre Gesundheit.“ Und damit stieg er in einen, neben ihm stehenden, mit zwei Pferden bespannten Wagen und fuhr in die Stadt hinein. Goethe war in der Frühe nach Jena hinübergefahren, um sich nach Schillers Befinden zu erkundigen — von ihm war ich geweckt worden und mit ihm hatte ich gesprochen! — Gesehen habe ich ihn später noch häufig, wenn er Professor Voder, seinen Freund, den Buchhändler Frommann, die Humboldts

¹⁾ Es war dies A. W. Lenz (1779—1858), der Bruder des bekannten Schauspielers Joh. Reinh. Lenz-Rühne. Beide waren Söhne von J. M. R. Lenz' Bruder Johann Christian Lenz (1752—1831). (B. G., 1. Jahrg., 4. Heft, 258 f., Rud. 138, St. I, 286). A. W. Lenz studierte in Jena 1797 u. 1798 (Erz. m. G. 35).

²⁾ Das Buch „Erzählungen meines Großvaters“ ist anonym erschienen, doch verraten Inhalt und Stil Julius Eckardt als den Verfasser, was auch aus dem Lebensbilde Julius Eckardts von Bernh. Hollander hervorgeht (B. G., 1. Jahrg., 4. Heft, 258 ff.).

oder den franken Schiller besuchte, — gesprochen habe ich ihn nur dieses eine Mal. — Du kannst Dir das merken, Junge!“ (Erz. m. G. 49 f.).

Ein anderer Genosse jugendlich gährenden Stürmer- und Dränger-tums, der auch Lenz als einen Namen der neuauflammenden Bewegung kannte, dem nach Weimar ziehenden „Kranich“ (St. I, 222) von Frankfurt aus im Wertherkostüm entgegenritt, ihm bald darauf nachzog und in Weimar anfänglich Hausgenosse des ein Stockwerk tiefer Wohnenden, „in ewiger Dämmerung“ Dahinlebenden wurde (Bl. I, 143, 149), auf ferneren Lebenswegen dem so anders als er Gearteten nochmals begegnete (Bl. II, 1 f.), stand vor der rückschauenden Erinnerung Goethes als eine „große, schlank wohlgebaute“ Jünglingsgestalt mit einem „Zug von stolzer Unabhängigkeit“ (B. XXVIII, 253). Es ist Friedrich Maximilian Klingler, der engere Heimatgenosse Goethes, denn in Frankfurt a. M. ist er, vielleicht in einem Nebenbau des Goetheschen Hauses geboren, in Frankfurt a. M. ist er aufgewachsen, und hier ist es auch, wo er in den Kreis derer gezogen wird, die sich um den Dichter des „Götz“ scharen. (Bl. I, 1 ff. u. 19 ff., 4 f., 9 f. . . .). Goethe beschreibt das Wesen dieses Kreises, wie folgt: „Auch nahmen viele gern an meinen größern und kleinern Arbeiten Theil, weil ich einen jeden, der sich nur einigermaßen zum Hervorbringen geneigt und geschickt fühlte, etwas in seiner eignen Art unabhängig zu leisten, dringend nöthigte, und von allen gleichfalls wieder zu neuem Dichten und Schreiben aufgefordert wurde. Dieses wechselseitige, bis zur Ausschweifung gehende Setzen und Treiben gab jedem nach seiner Art einen fröhlichen Einfluß, und aus diesem Quirlen und Schaffen, aus diesem Leben und Lebenlassen, aus diesem Nehmen und Geben, welches mit freier Brust, ohne irgend einen theoretischen Leitstern, von so viel Jünglingen, nach eines jeden angeborenem Charakter, ohne Rücksichten getrieben wurde, entsprang jene berühmte, berufene und verrufene Literaturepoche, in welcher eine Masse junger genialer Männer, mit aller Muthigkeit und aller Anmaßung, wie sie nur einer solchen Jahreszeit eigen sein mag, hervorbrachen, durch Anwendung ihrer Kräfte manche Freude, manches Gute, durch den Mißbrauch derselben manchen Verdruß und manches Übel stifteten.“ (B. XXVIII, 117).

Aus diesen Anregungen ging das Schaffen Klinglers hervor, der, trotzig und leidenschaftlich wie er war, der Protesthaltung des Stürmes und Dranges seiner Natur nach entgegenkam. Man halte sich die Zeilen des Briefes an einen Freund gegenwärtig: „ . . . drück dich und andre nicht, und schieß am Ende alle Pfeile auf mich, weil du weißt daß ichs allein und gut aufnehm. Wütthe und fluche gegen mich — werf mir all deine gute und wilde Gefühle hin, vielleicht wird dir manchmal leicht, auch müste der Mensch was haben wohin er gösse und schütte. Das hatt ich all an

Goethe, und ohne daß ich Goethe bin, so bin ich deinem Herzen nah und also der einzige der dir zum Scheibenschießen taugen kann und es mit Freuden thut . . ." (Nl. I, 388 f.). Das Trauerspiel „Otto“ durchziehen Motive des „Gög“ und des „König Lear“. „Das leidende Weib“ klingt an Lenz' „Hofmeister“ an, „Die neue Arria“ hat eine politische Angriffsspitze (Nl. d. B. XVI, 191). Und wie leidenschaftlich er sich in seiner Dichtung zeigte, so war es auch sein Handeln. Unbändig wirft er sein Studium hin, und urplötzlich — „ . . . ich packte auf einmal auf und machte mich fort“ (Nl. I, 148) — erscheint er in Weimar. Offen wird er aufgenommen. Goethe und Wieland empfangen ihn herzlich. An dem Hof des Prinzen Constantin ist er häufiger Gast. Die Herzogin Amalie verwendet sich für ihn, und Hoffnungen mannigfacher Art tun sich auf. Als Offizier nach Amerika! Der Gedanke mag den ungestümen Latendrang am meisten locken. Doch die Hoffnungen bleiben Hoffnungen. Auch ist das ungetrübte Zusammenleben im Weimarer Kreise nicht von langer Dauer. „Klinger — so schreibt Goethe an Merck — ist uns ein Splitter im Fleisch seine harte Heterogenität schwürt mit uns, und er wird sich herauschwüren.“ (W., Abt. IV, Bd. III, 111). Er verläßt Weimar. (Nl. I, 147—176). Es beginnt nun ein Leben unruhigen Hin- und Hersehweifens. Mit der Seylerschen Theatergruppe zieht er von Ort zu Ort (Nl. I, 217 f. . .). Nach weiteren Zwischenfällen ist er in Rußland. Im Gefolge des Großfürsten Paul begleitet er diesen auf dessen europäischer Reise, die u. a. nach Italien führt. (Nl. II, 9, 20). Dann russischer aktiver Militärdienst. Darauf Direktor des Kadetten- und Pagenkorps. Im Jahre 1803 wird er zum Kurator der neubegründeten deutschen Universität Dorpat ernannt. (Nl. II, 49, 424 f., P. u. N. 184).

Die junge Universität erstand aus der Asche einer früheren Schöpfung, die, zur Zeit der schwedischen Herrschaft aus einem unter Gustav Adolf errichteten Gymnasium emporgewachsen, nach weniger als zweieinhalb Dezennien infolge der russischen Invasion zusammengebrochen war, dann sich unter schwedischen Flügeln zu matten Dasein wieder erhob, bis das kaum noch atmende Leben des königlichen Stieffindes ganz erlosch. Gegen Ende des 18. Jahrh. begann, Hand in Hand gehend mit gesteigerten geistigen Interessen, sich die Sehnsucht nach einer Universität zu regen. Und als Kaiser Paul I. aus Furcht vor revolutionären Umtrieben seinen Untertanen die ausländischen Hochschulen sperrte, eröffnete er zugleich Ausichten auf neue Bildungsmöglichkeiten, indem er den Plan einer Universität ins Auge faßte. Unter Kaiser Alexander I. wurde er verwirklicht. Eine hervorragende Rolle spielte hier Prof. Georg Friedrich Parrot, der zu Mömpelgard, einem Ort, da französisches und deutsches Volkstum

sich berühren, geboren, die hohe Karlschule zu Stuttgart besuchte, in der Folge in Livland Hauslehrer, dann 1. Sekretär der Kaiserlich-Livländischen Oekonomischen Societät wurde, einen Ruf an die Dorpater Univerſität erhielt, deren erster Rektor (sein Vorgänger trug den Titel Prorektor) er wurde. In seinen Bemühungen um die Univerſität — es handelte sich hier nicht zuletzt um eine schärfer hervortretende Spannung zwischen dem ritterschaftlichen Kuratorium und dem Lehrkörper — kam ihm die Freundschaft Alexanders I. zuſtatten. Über dieses Verhältniß Parrots zum Monarchen (P. u. N. 254 f. . .) unterrichtet Bienemanns Werk: „Der Dorpater Professor Georg Friedrich Parrot und Kaiser Alexander I.“ Mit Parrot Hand in Hand (P. u. N. 202) arbeitete einer der tätigsten Professoren der jungen Univerſität; es war Karl Simon Morgenſtern. (U. D. 7—13).

Diesen beiden Männern trat Mliger näher. Von Parrot wurde er dem Kaiser zum Kurator vorgeſchlagen (P. u. N. 168), und dies geſchah, wie uns überliefert wird, nachdem er Mliger bei Gelegenheit einer dem Kaiser drohenden Gefahr näher kennen lernte. Mliger brachte den Kaiser in Sicherheit. Dieser trug Parrot auf, den Ursachen des Geſchehenen nachzuforschen. Mliger und Parrot machten sich auf. Sie kamen ins Geſpräch. Mliger, in seiner Besorgnis um den Monarchen, verriet, wie sehr er diesen liebe. Seit diesem Moment ſchloß sich Parrot an ihn. (M. II, 569 f.). Ihre Freundschaft hielt auch den Reibungen des amtlichen Verkehrs ſtand, an denen es bei beiderſeitiger Veranlagung nicht fehlte (M. II, 576).

Und das Verhältniß zu Morgenſtern, das paralleler Weiſe von Verſtimmungen nicht frei war, blieb gleichfalls ein dauerndes (M. II, 577 f. . .). Die Briefe Mligers an Morgenſtern enthalten literariſche Bemerkungen. Der Name Goethes findet sich vielfach (M. III, 169, 190 uſw.). Mliger ſchreibt unter dem 9. Jan. 1820:

„Hochwohlgebohrner Herr Kollegienrath u. Ritter.

Goethes Divan habe ich erhalten; die Zuſätze enthalten treffliche Dinge, in den Gedichten, iſt das orientaliſche durch das nördliche, weiſe gemildert; denn das orientaliſche allein, wird durch öfteres u längeres Leſen unausſtehmlich, nehmlich uns nordländern. Dieses habe ich beſonders bey den großen myſtiſchen Dichtern empfunden, welche Hammer ¹⁾ ausführt. Ich konnte mich nicht durcharbeiten, u legte

1) In dem Brief an Morgenſtern vom 30. Aug. 1818 heißt es. „So habe ich auch des Oden Dichter Haſti, Werke von Hammer überſetzt, wo nicht mit vielem

das Buch auf die Seite. Als ich Ihnen schrieb über dieses Buch, dachte ich nicht an G, sondern an die neue Schule, die dieses nun ergreifen würde, da sie sich in spanischen u. Sonneten Parrheiten erschöpft haben. Denn eben das gedankenlose ist ihr Element. . . ." (M. III, 207 f.).

Wie Klinger die nachahmenden Künsteleien der „teutschen Dichterlinge“ (M. III, 206) ablehnt, so ist er doch voller Bewunderung für die Weisheit der dichterischen Schöpfung Goethes, der über diese „Dichterlinge“ und den Troß derer, die ihm gedankenlos nachtröten werden, erhaben ist. Der Ton der Briefe an Morgenstern ist bei einer gewissen Förmlichkeit durchaus ein ungezwungen herzlicher, so in dem Brief v. 3. Nov. 1815:

Mit diesen wenigen Zeilen, übersende ich, Euer Hochwohlgebohren, die 2 B. der Reckischen Reisen. . . . Ich freue mich Ihres Versprechens, nach S. P. zu kommen, u will es zu meiner Zufriedenheit als gewiß ansehen. Dann wollen wir über Klopstock den Autor reden — als Charakter wissen Sie, aus den Betrachtungen, meine Meinung. Gern würde ich drüber schreiben, aber ich kann es nicht, dieses muß mündlich abgemacht werden. Götschen hat sehr wohl gethan, sich an Sie zu wenden, u Klopstock selbst wird sehr damit zufrieden seyn, wenn er es vernehmen kann. Der Ihrige nach alter Art.

3. Nov. 1815.

Klinger.
(M. III, 174.)

Auch mit dem Generalsuperintendenten Karl Gottlob Sonntag, der Fackel des Rationalismus in Livland, verbinden ihn Fäden der Hochachtung und vollen Vertrauens. Offen und rückhaltlos deckt ihm Klinger seine Karten auf, als er kurz nach Übernahme seines Kuratorenamtes sich einem neuen Gebiet gegenüber sieht und Sonntag — damals noch nicht Generalsuperintendent ¹⁾ — um Belehrung über das Schulwesen Liv-, Est- und Aurlands bittet. Er schließt den Brief:

. . . So schreibt der deutsche Mann dem Deutschen, doch ich denke wir verstehen uns. Ich bin mit der vollkommensten Achtung, die hier nicht als Brief Formul steht, Ihr ganz ergebenster

S. Petersburg 10 Febr. 1803

Klinger.
(M. III, 281.)

Genuß, doch mit Verwunderung, u manchmal mit Bewundrung gelesen.“ (M. III, 201.)

¹⁾ Vrgl. Rap. IV, 231 f.

Über den Geschäften erlosch indessen Klingers Schaffen nicht. Eine Reihe von Dramen und Erzählungen entstand. Einen Teil seiner Werke sammelte er unter dem Titel „Theater“ (M. II, 85 f. . . , 344 f. . .), das in Riga bei Hartknoch, mit dessen Sohn und Nachfolger er befreundet war, erschien (M. II, 72, 213). Und wie er in seinen ersten Produktionen einen Antrieb von dem „Gög“ empfing, so zeigte sich dieser auch fernerhin wirksam. In seinem historischen Drama „Konradin“, in dem eine Figur gehaltenen Geldenfeuers hervortritt, und in dem die kraftgenialische Stimmung gedämpfter als in den Erstlingswerken, in Nebenventilen sich Luft macht, setzt er seine in Frankfurt beginnende Richtung fort. (M. II, 63 f. . .). Daß man Klinger an der Stätte seiner Wirksamkeit nicht nur als Mann des Amtes kannte, sondern vielmehr auch als Dichter, daß man ihn als solchen schätzte, zeigen u. a. Vorträge von Prof. Morgenstern, die dieser vor einem breiteren Auditorium hielt (Z. M. I, 2. Heft, 46). In einem am 12. Dez. 1819 gehaltenen, im folgenden Jahre in Carl Eduard Naupachs „Inländischem Museum“ erschienenen Vortrag „Ueber das Wesen des Bildungsromans“ hebt Morgenstern, indem er sich um die Begriffsbestimmung des Romans bemüht, die Charakterstärke der Klingerischen Gestalten hervor, nennt Gestalten wie Klingers Faust, Rafael de Aquillas, Giasar den Barmeciden und bezeichnet in diesem Zusammenhang Goethes Gestalten wie Werther, Meister, Eduard als „bey allem Gemüthsreichthum, an Charakterstärke unvergleichbar nachstehende Romanhelden.“ (Z. M. I, 2. Heft, 50). Zu der Anschauung, daß der Held des Romans sich vorwiegend leidend, der Held des Dramas sich vorwiegend wirkend verhalten müsse, äußert sich der Redner in antidoktrinärem Sinne, indem er sich Goethe und Klinger als „zwey alte Freunde“ vergegenwärtigt und nicht ansteht, zu behaupten, daß Goethe „nach seiner Billigkeit im Anerkennen fremder Trefflichkeit, die mit leichter Hand doch wol zu eng gezogenen Scheidungslinien des Romans und des Drama in Hinsicht ihres Stoffes, ohne Widerstreben erweitern“ würde (Z. M. I, 2. Heft, 50, 52). Und in dem gleichen Vortrag da, wo er von der Idealität des Dichters spricht, die vor allem in der emporgeläuterten sittlichen Persönlichkeit verankert liegt, erwähnt er Klinger in einem Atemzuge mit Schiller. Er sagt: „Sollte nicht jene Ansicht von der Idealität des Dichters die einzig wahre seyn, die Schiller'n und Klinger'n in den Jahren vollendeter Reise vorschwebte, wornach jener nicht bloß Phantasie und Schönheitsgefühl und Verstand in reichstem Maße, sondern auch hohe moralische Kraft, überhaupt das Höchste des Menschlichen das doch im Sittlichen erscheint, auch letzteres nicht bloß betrachtend, sondern zugleich übend, in sich ausgebildet haben muß, um es in seinen Werken spiegeln zu können?“ (Z. M. I, 2. Heft, 53).

In einem weiteren am 12. Dez. 1820 gehaltenen, erst 1824 in Kaupachs „Neuem Museum der teutschen Provinzen Rußlands“ abgedruckten Vortrag „Zur Geschichte des Bildungsromans“ führt Morgenstern Klingers „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit“ unter den „bedeutenden Romanen der Neuern“ an, zugleich mit Rousseaus „Neuer Seloise“, Goethes „Werther“, Wielands „Agathon“, Jacobis „Woldemar“ und „Allwill“ (N. M. I, 1. Heft, 8). Über Klingers philosophische Romane im ganzen genommen äußert sich Morgenstern wie folgt: „Als ein großes, unter einander in Geist und Tendenz verflochtenes Ganze stehn sie (die Romane) in der deutschen Litteratur allein da, als Ganzes noch immer nicht allgemein genug nach Zusammenhang und Werth erkannt und gewürdigt.“ (N. M. I, 1. Heft, 32).

Es erhellt also, daß Klinger zumindest in Dorpat weiteren Kreisen auch als Dichter bekannt wurde, und daß es ferner, da hier die studierende Jugend der drei baltischen Provinzen Liv-, Est- und Kurlands zusammenströmte, nicht ausbleiben konnte, daß diese von Morgenstern gegebenen Anregungen auch weiter in das Land hinausgetragen wurden. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß unter dem Titel „Theater“ eine gesammelte Teilausgabe der Werke Klingers bei Hartknoch in Riga erschien, daß Klinger in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Hause des rührigen Verlegers und unermüdlichen Vermittlers der westlichen Bildungsquellen stand, daß er Fühlung mit einem so einflußreichen Manne wie Sonntag genommen. Auch andere Beziehungen sind hier nicht ohne Belang, so diejenige zu dem in Riga als literarisch interessiert bekannten Hause Brackel, in dem das Andenken Klingers dankbar verehrt wurde. Es berichtet hierüber in seinen Lebenserinnerungen Friedrich von Brackel, der in den Jahren 1848—1850 in Dorpat Kameralia und Medizin studierte, später Gutsbesitzer in Kurland, zuletzt Direktor der Bauerrentenbank in Riga war. Friedrich von Brackel, dem ein treu bewahrendes Gedächtnis nachgerühmt wird, erinnert sich mit Deutlichkeit der Vorkommnisse in seinem elterlichen Hause; nahm auch literarische Gespräche in sich auf, wovon später die Rede sein soll. Von seinem Vater Harald Ludwig Otto von Brackel berichtet er, daß er in Petersburg im ersten adligen Kadettenkorps erzogen wurde, hier sich Klinger seiner annahm und ihn noch weiter förderte, als Brackel aus Gesundheitsrücksichten sich gezwungen sah, die militärische Laufbahn aufzugeben. Dankbarkeit und Verehrung bestimmten ihn, Klinger zu bitten, Taufpate seines Sohnes zu werden, des Verfassers der erwähnten Lebenserinnerungen. (Abl. G. 191 f.)

Indem aber das durch ein Netz persönlicher Beziehungen genährte Interesse sich der dichterischen Persönlichkeit Klingers zuwandte, wurde der

Blick auch auf dessen mächtigen Sturm- und Dranggenossen gelenkt, mit dem Klinger in so engem Konnex gestanden, und von dem man so vielerlei Widersprechendes hörte. Man hörte von ihm durch neu Zugereiste, man hörte von ihm durch solche, die in ihre Heimat zurückkehrten. Ich erinnere an J. M. R. Lenz, dessen Vater in seiner kirchlich-religiösen Weltanschauung Goethe und dessen Kreise feindlich gegenüberstand (N. I, 142, II, 36 f.), an Elisa v. der Neffe, an jenen jungen Dichter und Professor der neubegründeten Mitauer Akademie Gottlob David Hartmann, von dessen erschütterndem Schicksal bereits die Rede war, u. s. f.

Nach Mitau wurde ein Mann verschlagen, der in seinem wildbewegten Wanderleben in Berührung mit dem Kreise um Goethe kam, dem, nebenher erwähnt, Seume in seinem „Spaziergang nach Syrakus“ ein Denkmal setzte (Nap. IV, 144 f.). Es war dies Joachim Christoph Friedrich Schulz, der als Romanschriftsteller, Übersetzer und Verfasser der „Geschichte der großen Revolution in Frankreich“ (1789) und des Werkes „Über Paris und die Pariser“ (1791) sich einen Namen machte. Im Jahre 1762 zu Magdeburg als Sohn eines Branntweinbrenners geboren, verlebte der temperamentvolle Knabe eine harte Jugend. — 10-jährig entfloh er dem Vaterhause, um Schauspieler zu werden, besuchte aber später doch die Lieben-Frauenshule zu Magdeburg. Dann ist er Student in Halle, Glied einer Schauspielertruppe in Dresden, endlich Schriftsteller. Sein Ruf wächst, mit ihm die materiellen Güter. Er macht Reisen durch Deutschland. In Weimar wird er mit Bode bekannt, den er in sein Herz schließt. Als er von dessen Tod erfährt, schreibt er: „Dieser vollkommen ehrliche Mann war . . . die Seele meiner Handlungen, und der mich beständig umschwebende Richter derselben. Wir kannten uns so, wie sich selten zwey Menschen kennen lernen. Was er mir riet, war mein Wille; was ich wollte, hätte er gethan. Ich hatte zwey Seelen, so lange er lebte.“ Auch mit anderen Persönlichkeiten Weimars gewinnt er Fühlung, so u. a. mit Böttiger, worauf ich später zurückkomme. Im „Deutschen Merkur“ erscheinen seine Reisebeschreibungen und Romane. Der Herzog Karl August verleiht ihm, während er auf einer Durchreise in Weimar weilt, den Titel eines Hofrats. Vielerlei Fäden verbinden ihn mit Weimar. Im Jahre 1789 zieht die französische Revolution den stets Unruhigen nach Paris. 1790 reist er wieder nach Berlin. Hier ergeht an ihn auf Empfehlung der Herzogin Dorothea von Kurland ein Ruf, dem er Folge leistet. Er wird Professor der Geschichte am akademischen Gymnasium zu Mitau. 1791 trifft er in Mitau ein. Hier erwirbt er sich die Achtung seiner Mitbürger bis zu einem solchen Grade, daß er als Deputierter des Bürgerstandes auf den Reichstag zu Warschau entsandt wird.

Reisen führen ihn nach Italien, in eine Reihe deutscher Städte und u. a. wiederum nach Weimar. 1795 ist er nach Mitau zurückgekehrt (Nap. IV, 141—152, N. d. B. XXXII, 742 ff.).

Aus diesem Jahre stammt ein Brief, aus dem hervorgeht, wie Friedrich Schulz in Mitau nicht aufgehört hatte, sich für das literarische Leben in Weimar zu interessieren, wie er sich mit Goethes Kunst beschäftigte und von deren Größe durchdrungen war. Unter dem 27. Juli 1795 schreibt Böttiger aus Weimar: „Zu den merkwürdigsten Erscheinungen an unserm literarischen Himmel gehören Goethes „Elegien“ im 6. Stück der „Goren“. Es brennt eine genialische Dichterglut darinnen, und sie stehn in unserer Literatur einzig. Aber alle ehrbaren Frauen sind empört über die bordellmäßige Nacktheit. Herder sagte sehr schön: er habe der Frechheit ein kaiserliches Insignel aufgedrückt . . .“ Hierauf nimmt Friedrich Schulz in seinem Antwortschreiben vom 13. Sept. leidenschaftlich für Goethe Partei, indem er den Funken des schaffenden Genius hoch hinausgerückt wissen will über niedere Regungen, auch wenn diese in dem zu gestaltenden Stoffe eingeschlossen sein mögen! „O der weiblichen und männlichen Abderiten, — schreibt er — die glauben können, der Dichter habe an das Tier . . . gedacht . . ., als er in seiner Verklärung die Erscheinungen in den Elegien sah.“ (W. B. 528 f.).

Goethes Gestalt wuchs trotz kühlerer Aufnahme seiner gereiften Werke, trotz Unverständnisses und entfesselter Angriffe immer monumentaler auf und begann vielen als das Forum der Literatur zu gelten. So geschah es, daß Dichter, die über sich im Unklaren waren, sich in ihrer Not an ihn wandten, um seinen Rat, seine Hilfe zu erbitten, oder aber daß solche es taten, die lediglich seine Förderung suchten.

So wandte sich an Goethe ein Livländer, der neben gelegentlichen Arbeiten gelehrten Charakters sich auch in dichterischen Erzeugnissen versuchte, — Otto Christoph Freiherr von Buddberg. Er entstammte einem Hause gepflegter Kultur und künstlerischer Interessen. Sein Vater Woldemar Dietrich von Buddberg, der nach seiner Straßburger Studentenzeit, nach weit ausgreifenden Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich, England, die Niederlande in seine Heimat zurückkehrte, zunächst auf einem kleinen Landgute bei Riga sich aufhielt, dann als Kreismarschall in der livländischen Kreisstadt Walk und zuletzt in Riga wohnte, gab sich dichterischen Versuchen und besinnlichen geistigen Beschäftigungen hin. (Nap. I, 294—296). „Er lebt als Philosoph nahe bey Riga auf einem Landgut,“ heißt es über ihn in August Wilhelm Hupels „Nordischen Miscellaneen“ (Nord. Misc. IV, 33). Er dichtete. Und über ihn als Dichter urteilte Karl Gottlob Sonntag, der Rationalist, doch zugleich als

ein Mann, der den Kräften des Gemüths Konzessionen einzuräumen pflegt: „Er war Dichter. Aber nur im Drange der Empfindung, nur für die Befriedigung irgend eines Gefühls, und nur für den engern Kreis. So ließ er denn freilich sich sorgloser gehen, als die Kritik es gern sehn konnte. Nirgends jedoch verläugnet sich der Mann von Geist und Gemüth.“ (Liv. 1812, S. 160). Er spielte Flöte, er zeichnete und malte. Er malte historische Stücke, er portraitierte, er versuchte sich in der Landschaft, der nach Sonntag besonders die perspektivische Behandlung Reiz verlieh. Diese Versuche fanden — so hebt Karl Gottlob Sonntag, so heben in bezug auf Desers Urteil auch die „Nordischen Miscellaneen“ hervor — die Anerkennung Adam Friedrich Desers und Raphael Mengs. (Liv. 1812, S. 161 f. u. Nord. Misc. IV, 32 f.). In diesem Hause weilte als Hauslehrer der spätere Oberpastor zu Riga Liborius Bergmann, der zu den intimen Freunden W. D. Budbergs gehörte, und auf den in der Hauptsache die Nachrichten über diesen vornehmen Typus eines talentvollen Liebhabers der schönen Wissenschaften zurückgehen (Liv. 1812, S. 164). Liborius Bergmann war ein jüngerer Bruder des bereits erwähnten Gustav Bergmann, der nach einer Familientradition eine nachdrückliche Begegnung mit dem Leipziger Studenten Goethe gehabt hatte. Auch Liborius studierte wie sein älterer Bruder in Leipzig. Auch er verkehrte in den Häusern Breitkopf und Stöck, in Kreisen also, in denen sich Goethe während seiner Leipziger Studentenzzeit bewegt hatte, und in denen die Erinnerung an ihn noch rege war. Auch Liborius empfing Anregung von dem Direktor der Leipziger Malerakademie Adam Friedrich Deser, der, wie bekannt, in Goethes Leipziger Jahren eine bedeutende Rolle spielte. Auf seinen Reisen lernte er Lessing, Klopstock, Lavater kennen. Als Liborius Bergmann in seine Heimat zurückgekehrt war, sehnte er sich nach einem geistigen Austausch, der ihm durch die starken Impulse, die er in den deutschen Kulturzentren empfangen, Bedürfnis geworden war. (Buchh. 21 ff.). Er fand, was er suchte, in dem Hause seines älteren Freundes Budberg, dem einst im Jahre 1766 kein geringerer als Herder in ein Exemplar der Arbeit von Johann Nikolaus Meinhard „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italiänischen Dichter“ (vgl. Kap. III, 184 f.) diese Verse schrieb:

„Genieß, o Freund, die Zeit der schönen Jugend,
 Und laß die Muse der Philosophie,
 Der Tonkunst und der Poesie,
 Und laß Geschmack und Wiß und das Gefühl der Tugend
 Und die Religion

Freundinnen Deines Herzens bleiben, und den Lohn
 Der Weisheit, Wissenschaft und Tugend,
 Die Harmonie der Seelen schöner Jugend,
 Zum Nektar Deines Lebens Dir gewähren.
 Dann, Freund, was kannst Du dann begehren?
 Dann denk' im Laumel solcher Freuden
 Auch an den Freund in Deiner schönsten Jugend,
 Der, wenn er mit Dir dachte, scherzte, las,
 Am Arm der Musen gern die Welt vergaß;
 Und noch Dir Deine Zeit und Deine Jugendfreuden
 Und Deine Muse selbst — fast mag beneiden.

(Ziv. 1812, S. 163).

In dieser Atmosphäre wuchs Otto Christoph von Budberg auf. Der Unterricht vollzog sich z. T. im elterlichen Hause. Privatlehrer nahmen sich seiner an. Dann aber besuchte er die Schule in Riga, Walk, Arensburg. 1789 bezog er die Universität Göttingen. Hier schenkte ihm der berühmte Philologe Christian Gottlob Heyne sein Wohlwollen. Budberg trat in Beziehung zu Gottfried August Bürger. Die Dichtung, Kunst, das Altertum, zogen ihn an, und er beschäftigte sich mit ihnen ausgiebig neben seinem eigentlichen Studium, dem der Jurisprudenz. Zurückgekehrt, bekleidete er nacheinander mehrere Ämter, um im Jahre 1819 seine Heimat wieder zu verlassen. Vielseitig war seine schriftstellerische Arbeit. Er schrieb über Malerei, landwirtschaftliche Fragen, pflegte die schöne Literatur; Dramen, lyrische Gedichte entstammen seiner Feder. (Kap. I, 292—294).

„Töne des Herzens“, so ist eine in Heidelberg 1823 erschienene Sammlung seiner Gedichte benannt (Kap. I, 293). Eine zweite, vermehrte, 1842 in Mitau herausgebrachte Ausgabe, der neben Worten S. Paul's ein Zitat aus Goethes westöstlichem Divan als Motto vorangestellt ist, zeigt in der an die „... Lieben in der Heimat“ gerichteten „Zueignung“, wessen Kunst Budberg verpflichtet ist. Der erste Vers dieses 1827 in Mannheim niedergeschriebenen Gedichtes lautet:

„Nach manchem Jahr, das mich von Euch geschieden,
 Und oft im Sturm mein sehrend Herz bewegt;
 Nach manchem Kampf um den entschwind'nen Frieden,
 Den, ach! in bess'rer Zeit, die Brust gehegt! —
 Kehr', aus der Wünsch' und Sehnsucht Irrgewinden,
 Zur Heimat ich, ob dort ich ihn kann finden!

(O. Chr. Budb. XIII.)

Unter anderem übertrug er Gebels alemannischen Gedichte in das Hochdeutsche. In dem Vorwort¹⁾, nachdem er sein Ziel einer wort- und sinngetreuen Übertragung klargelegt, betont er, daß es vor allem die ungekünstelte Natur dieser Dialektdichtung war, die ihn anzog. Es ist — so schreibt er — „der Ausdruck des Genuinen, der zwar edel gehaltenen, aber reinen und ungekünstelten Natursprache, der den Provinzial-Gedichten, neben dem, was sie mit allen Gedichten gemein haben, ihren eigenthümlichen Reiz giebt.“ (Budd. VII f.). Der Verfasser stellt es sich zur Aufgabe, auch seinerseits „dazu beizutragen, die Poesie, die sich immer mehr und mehr von der Natur entfernt, durch die Mittheilung dieser schönen Gabe unseres vortrefflichen Gebel, auf diesen, ihren eigenthümlichen Weg (eben den Weg der Natur) wieder hinzuweisen.“ (Budd. VI f.). Weiteren Kreisen will er diesen genuinen Ausdruck der ungekünstelten Natursprache zugänglich machen.

Sein „Weihe“ überschriebenes Eingangsgedicht, das unverkennbar in Form und Ton Anlehnung an Goethes Vorbild verrät, lautet:

Ein Sänger, der in fastverklung'nen Tönen,
 Erhabene, schon manches Herz erfreut,
 Der Mutter sich des Wahren, Guten, Schönen,
 Sich der Natur, wie keiner noch, geweiht;
 Und wollt' ein Kind sich je von ihr entwöhnen,
 Zurück es lockt, die holde Brust ihm beut —;
 Der drängte mich: ob sich die tiefe Fülle
 Des fremden Laut's wohl deutschem Laut' enthülle.

Diese tiefe Fülle innig gefühlt zu haben hält Buddberg für die Rechtfertigung seines schweren Wagnisses. Doch nicht allein dieses, sondern auch die Billigung „des allgemein verehrten Autors“ der alemannischen Gedichte und vor allem der Zuspruch Goethes hatten ihn zur Herausgabe ermutigt. (Budd. VIII f.). Er hatte nämlich Proben seiner Übertragung Goethe zugesandt (B., Abt. IV, Bd. XXXVI, 350), der damals, am 12. Juni 1822, im Begriff, eine „Vadereise nach Böhmen“ anzutreten, die Arbeit nur flüchtig durchblätterte. Aber schon bei dieser flüchtigen Prüfung schienen ihm die gereimten Strophen wohl gelungen. Die hexametrischen Gedichte betreffend, empfiehlt er dem Verfasser, sich an die Herren Voß in Heidelberg, Vater und Sohn, zu wenden, „zwey

¹⁾ Das Vorwort ist vom unterzeichneten Verfasser am 8. Nov. 1822 datiert. Auf die verspätete Herausgabe (cf. Literaturverzeichnis) weist der Verfasser in seiner Anmerkung hin (Budd. X).

Männer, höchst einsichtig und geneigt, guten Rath zu ertheilen.“ Im ganzen begrüßt er „die löbliche Bemühung, des trefflichen Sebels Verdienst einem weiteren Kreise anschaulich zu machen...“ (W., Abt. IV, Bd. XXXVI, 67 f.).

Im September 1822 hat Goethe Zeit gefunden, sich der Angelegenheit zuzuwenden. Er schreibt Budberg aus Weimar. Ein Vorwort will er nicht zusagen, aber in „Kunst und Altertum“ verspricht er darüber zu handeln. „Denn — schreibt er — es ist mir vorzüglich angelegen, von solchen Dichtern zu handeln, welche von der Natur ausgehen oder zu ihr sich zurückwenden.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXVI, 176).

Diese Betonung der unverfälschten Natur, sei es in der Sprache, der Kunst, sei es in der gesamten Lebenshaltung kehrt immer wieder und spricht sich in Rat und einfließender Wirkung aus, wovon weiterhin noch die Rede sein wird.

Zunächst sei eines Dichters gedacht, der mit glühender Verehrung zu Goethe und Schiller emporschaute, von ihnen den Richterspruch über sein Talent erwartete. Der Richterspruch Goethes fiel hart aus, und doch lebt in den lyrischen Erzeugnissen jenes Dichters ein Schimmer des großen Glanzes, der von Weimar ausging. Ein Freund Herbarts und Hölderlins war dieser seinem mit erschütternder Tragik sich vollziehenden Geschick zutreibende Dichter, dem einst Hölderlin zurief „Wir haben ein Schicksal.“ (Fr. VII).

Es war dies Casimir Ulrich Boehlendorff, der, im Jahre 1775 zu Mitau, der kurländischen Hauptstadt, geboren, hier die von Herzog Peter begründete Academia Petrina besuchte, dann nach der von Balten immer mehr frequentierten Universität Jena aufbrach, wo er sich am 10. Okt. 1794 immatrikulieren ließ. Hier begann nun für ihn eine Zeit reicher geistiger Anregungen. Er trat einem Kreise junger Studierenden bei, der den Namen „Gesellschaft der freien Männer“ erhielt, dem sich auch Herbart angeschlossen, der zu einem großen Teile aus Heimatgenossen Boehlendorffs bestand. Gemeinsam wollte man dem Ziele geistiger Vervollkommnung zustreben. Die höchsten Fragen der Menschheit sollten den Kreis beschäftigen. Es wurden Aufsätze vorgelesen. Es wurde disputiert. Man versuchte sich in der Dichtkunst. Bisweilen besuchten die Zusammenkünfte dieser Gesellschaft auch die Professoren Fichte und Paulus. Standen die freien Männer unter dem Eindruck der Ideen Fichtes, so erhob sich über ihnen auch das Doppelgestirn, dem eine grenzenlose Verehrung wurde: Goethe-Schiller. An Festabenden oder nach den stattfindenden Sitzungen las man Dramen von Goethe und Schiller. Sogleich nach dem Erscheinen des Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ wurde er im genannten Kreise

vorgelesen. Auch deklamiert wurde. Goethes Dyrrik stand hier im Vordergrund. Man mühte sich beharrlich um die köstlichen Perlen, daß sie ihren eigensten Zauber erschließen. Wohl ein dutzendmal wurde Goethes „Herbstgefühl“ vorgetragen. Ein Hauch unnahbarer Hoheit ruhte über der Gestalt Goethes, der, wo immer er erschien in Jena und Weimar, die Blicke auf sich zog. Hiervon berichtet Johann Georg Rist, ein Glied der Gesellschaft der freien Männer, in seinen oft zitierten Lebenserinnerungen: „Da pflegte, im kaneelbraunen Oberrock, hochzugeknöpft, mit langem steifen Zopf und hochgestuktem Hut, den nur er noch trug, der stattliche gerade Mann mit dem schönen Antlitz, auf der gefrorenen Saale, in würdig langsamen Bewegungen unter den Schlittschuhläufern zu erscheinen. Glücklich, wem sich ihm zu nahen, wem im Kränzchen auf der Rose bei den Kleinen geselligen Spielen und Tänzen seine Hand flüchtig zu berühren vergönnt war! Im Schauspiel zu Weimar war er es, nicht die herzogliche Loge, was die Augen auf sich zog, nach dem Sperrsiß in einer der vordersten Reihen hin.“ (Fr. 1—7).

Burden solcherart die Menschen von jenem großen geistigen Zuge unmittelbar berührt, und wurde vor allem die Jugend ergriffen, so blieb es nicht aus, daß auch die empfängliche Seele Boehlendorffs von diesem Neuen durchtränkt wurde, und daß, was er mit seinem Wesen zu verschmelzen suchte, sich in seiner Dichtung aussprach. Das an ein Glied der Gesellschaft gerichtete, „Freundschaft“ überschriebene Gedicht zeigt bei starker Abhängigkeit von Goethes Diktion zugleich auch, daß diese Boehlendorff zu eigenem Besitz geworden:

Selig, wer die Freundschaft fand
 In dem Strom der Welt!
 Selig, wen mit treuer Hand
 Sie am Busen hält!

Ach! verlassen und allein
 Ringt manch Menschenherz,
 Sehnt und sucht und erndtet ein
 Hoffnungslosen Schmerz.

Das Gedicht nimant, indem es fortfährt, die Anfangsverse wieder auf:

Aber selig, wer sie fand
 In dem Strom der Welt,
 Freundschaft mit der treuen Hand
 Warm am Busen hält.

Mitten durch der Klippen Drang,
Durch des Sturmes Wut,
Segelt er mit Jubelsang
Auf des Lebens Flut.

Wenn die letzte Welle bricht
Und das Schifflein sinkt,
Spricht er: Dich verlaß' ich nicht,
Freund — der Morgen winkt!

(Fr. 17.)

So erinnert auch ein Gedicht, das er einem in Jena studierenden Landsmann widmete, an Goethes „Zueignung“ (Fr. 19). Es handelt sich hier um tastende Versuche Böhlerdorffs, in denen er noch keine größere Selbständigkeit erreicht. Wie stark er unter dem Eindruck Goethes stand, zeigt sich auch fernerhin in mancherlei Situationen seines Lebens. Eine Reise durch die Schweiz. Böhlerdorff hat sie, wie es in seiner Art liegt, unvermittelt mit einigen seiner Freunde angetreten, und als vor den jungen Wanderern Italien geöffnet scheint, da singen sie Goethes „Kennst Du das Land . . .“ (Fr. 29—32). Gedanken an Goethes Lasso regen sich während der Besichtigung einer Naturalien- und Gemäldesammlung in Como (Fr. 33). Die Reichenbachfälle bei Meiringen ziehen Böhlerdorff an. In ihren Anblick verjunken, gedenkt er Goethes (Fr. 37). Trübe, quälende Gesichte steigen auf: „Mein Herz — so schreibt er — verging in Schmerzen. Mein Geist brütete über dunkle Gestalten. Mein Auge verirrte. Werther erschien mir. Zum Glück erkannte ich ihn gleich. Erinnerst Du Dich des Gespräches, Herbart, da ich in Rists Zimmer einmal mit Leidenschaft Werthers Handlung entschuldigte? Dies Gespräch stand mit Flammenzügen in mein Herz geschrieben. Ich hatte recht ihn so zu entschuldigen. — Aber ich sah ihn von Ferne kommen, und mein Stolz erhob sich über ihn.“ (Fr. 48). Worte Schillers spricht Böhlerdorff gleich Gebeten vor sich hin. Ihm aber wird kein Trost. Er wirft sich trostlos nachts in seinen Kissen hin und her. Nur ein Gedanke bringt ihm Trost, der Gedanke an seine Freunde, die seiner gedenken, für ihn beten, Goethes Worte gleich einem frommen Wunsch für ihn hinsprechen:

Ist auf Deinem Psalter,
Vater der Liebe! ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquickte sein Herz!

(Fr. 48.)

In Bern bei einer ihm bekannten Familie zu Besuch, liest er in kleinem Kreise Goethes jüngst erschienenen episches Werk „Hermann und

Dorothea“ vor, das er in einem Exemplar von Biewegs Taschenbuch bei sich trägt. Er freut sich der Einfachheit und Natur, die diese Dichtung atmet. (Fr. 53). Auch in seiner dramatischen Produktion zeigen sich Spuren dieses Lebens in Goethe. In seinem dramatischen Gedicht „Fernando oder Kunstweibe, eine dramatische Idylle“, in dem sich das heiße Ringen des Dichters nach künstlerischer Vollendung spiegelt, offenbart sich in den Gedanken und Worten Fernandos seine, des Dichters, eigene hohe Kunstauffassung:

O meine Kunst! Befeelestin der Todten,
 Wenn du dein Leben mir verleihst, so leb' ich —
 Ich fühl' es; meine Hand ist kühner worden —
 Bald werd' ichs wagen — bleib mir, heil'ge Scheu!
 Bewahre mir die Wahrheit meines Sinnes
 Und laß mich nie an nichtigen Altären
 Der Eitelkeit verruchte Opfer streun!

In diesem Werk zeigt sich Böhlendorff verbunden mit der Anschauungswelt der Romantik. Das begeisterte Lob Hölderlins wird ihm zuteil. Aber er zeigt sich auch, was Freye treffend hervorhebt, geschult an den hohen Mustern der „Sphigenie“ und des „Lasso“. (Fr. 102, 117 f.).

Nicht nur Goethe indessen wurde zu einem belebenden Inhalt seines inneren Menschen, sondern auch die andere Flamme des Doppelaltars stieg mächtig vor seinem Geist empor. Auf einer „tollen“ Reise, die er „ohne es zu wissen und zu wollen“ unternimmt, sieht er in Leipzig Schillers „Don Carlos“ und „Kabale und Liebe“, hört in Raumburg von einer zu erwartenden Uraufführung der „Maria Stuart“. „— da war nun keine Rettung — ich mußte nach Jena“ — schreibt er. Er begibt sich nach Jena und wartet 14 Tage auf die sich verschiebende Aufführung, obwohl er bereits auf seiner Wanderung von Leipzig nach Raumburg nur 20 Groschen übrig hatte. (Fr. 85 ff.). Schillers Worte — darauf wurde schon hingewiesen — spricht er wie Gebete vor sich hin, wenn er in Not ist. Schüchtern unterbreitet er seine Versuche in der Dichtkunst Schillers Urteil. Hart fällt das Urteil aus. Er empfängt es wie aus den Händen einer höheren Macht: „Ich danke Ihnen — schreibt er — für den strengen Tadel meiner im vorigen Jahr Ihnen übersandten Gedichte. Er veranlaßt mich Ihnen andere zu senden, in denen ich mich verbessert zu haben glaube. Ich bitte Sie um ein Paar Worte von Ihrer Hand, für mich von unaussprechlichem Werth, die mir Ihr Urtheil über die gegenwärtigen Versuche andeuten . . .“ (Fr. 87). Böhlendorff wandte sich brieflich an Schiller. Persönlich bei ihm vorzusprechen, wagte er nicht, wenngleich er Schiller gegenüber den Wunsch geäußert hatte, ihn, falls er

nicht störe, aufzuzuchen, und wenngleich Böhendorff durch Vermittlung seines Freundes Gries sich leichtlich hätte den Weg bahnen können. (Fr. 85 ff., 74—76).

In der dramatischen Produktion Böhendorffs zeigen sich nun gleichfalls Spuren seiner bewundernden Hingabe an Schiller. In dem 1803 erschienenen Drama „Die Schlacht von Marignano“, von dem der Dichter sagt, es sei ein Versuch, eigene Ideen zu gestalten, steht in der Form unter dem starken Eindruck der „Jungfrau von Orleans“, der Böhendorff begeisterte Verse weicht. (Fr. 179). Von seinem Trauerspiel „Ugolino“, das eine Umarbeitung des gleichnamigen Stückes von Gerstenberg darstellt, bekennt er ausdrücklich: „Der Wallenstein, welcher aber herauskam, als ich dieses Gedicht ausarbeitete, wurde das Bild in meinem Geiste, welchem die Darstellung ähnlich werden sollte, allein wie könnte ein erster Versuch nicht unendlich hinter dem erreichten Ziele des Meisters zurückbleiben? — Auch die strengste Critik wird jenes Werk, wie sehr ich auch die Bühne meines Gelden, nach den Anlagen der Geschichte, zu einem möglichen Ideal zu erweitern gesucht habe, nicht zum Gegenstand der Vergleichung machen wollen, welches ich als das Tribunal der Beurtheilung meiner Arbeit anerkenne.“

Diese Zeilen schreibt Böhendorff am 18. Febr. 1801 in einem Brief an Goethe, dem er seinen „Ugolino“ zur Prüfung übersendet. Er erwartet von der „höhern Critik der wahren Meister in der Kunst“ das Urtheil, ob es ihm gelungen, den „glücklichsten und reichsten Moment“ zu treffen, erwartet von Goethe Belehrung und hofft, sein Trauerspiel nach eventuellen Änderungen einer Aufführung auf der Weimarer Bühne gewürdigt zu sehen. (Fr. 151 f.).

Goethe, der die Gefahr eines Kometenschweifes von Epigonenwerken, die sich hinter dem „Wallenstein“ herzuwälzen begannen, wohl erkannte, und den es außerdem tief schmerzen mußte, die Kunst seines Freundes oftmals in tote Schablone herabgedrückt zu sehen, glaubte auch Böhendorff der Zahl jener fruchtlosen Nachahmer anreihen zu müssen. Er schickt das Stück Schiller mit den Worten: „Sie erhalten zugleich ein Trauerspiel, in welchem Sie mit Schrecken abermals, wie mich dünkt, aus einem sehr hohlen Fasse, den Nachklang des Wallensteins hören werden.“ (W., Abt. IV, Bd. XV, 198). „Das Schlimmste bei der Sache ist, daß gegenwärtiger Ugolino auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne Wallensteins Dasein nicht geschrieben wären,“ so variiert Goethe sein Urtheil in einer Besprechung in der „Genaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ vom 14. Febr. 1805. In dieser Besprechung hält Goethe über 5 Epigonenleistungen Bericht. Über Böhendorffs „Ugolino“ urtheilt er scharf, verabsäumt indessen nicht, einiger Einzelheiten Lobend zu erwähnen. (Fr. 140 ff.).

Inzwischen war Böhlenrorff nach mannigfachen Unternehmungen und Versuchen nach seiner Heimat zurückgekehrt. Er beginnt ein unstetes Wanderleben. Er wird Hauslehrer, wechselt seine Stellen. Er zieht über Land, von Ort zu Ort, von Gut zu Gut, von Pastorat zu Pastorat, in bitterster Armut. Er rafft sich zu dichterischem Schaffen auf. Schiller schwebt ihm wie einst, nun wieder in seinen zerrütteten Gedanken vor (Fr. 237). So treibt er seinem unheilvollen Schicksal zu. (Nap. I, 209—212).

Auf Böhendorff hat sich in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit gelenkt. Bereits Grotthuß wies in seinem „Baltischen Dichterbuch“ gebührend auf dieses Talent hin (B. D. 393 f.). Und Freye, der durch den Weltkrieg nur zu früh aus seiner wissenschaftlichen Arbeit gerissene Forscher, widmete ihm eine beachtenswerte Monographie.

Zu derselben Zeit (Nap. III, 403 u. R. P's Nachl. 1; Fr. 3 f.), als Böhendorff in Jena studierte, befand sich unter seinen an dieser Univerſität der Gelehrsamkeit beflissenen Landsleuten ein junger Theologe, der sich mit dem ganzen Lebensimpuls der Jugend dem geselligen Treiben, mit der ganzen Überfülle des Herzens sich intensivem geistigem Austausch hingab. Die Kraft jener hinreißenden Jugendlichkeit, von dem Zauber der Erinnerung berührt, quillt unmittelbar lebendig, als forme sie sich zu neuer Gegenwart, in den Worten, die er in geseßtem Alter an einen Studiengenossen schreibt: „Nach 17 Jahren wieder einmal ein Brief von dem alten herrlichen Schwedenkopf¹⁾! O wie sein Inhalt mich erquickte! All das junge freie Leben, das wir einst frisch und fröhlich einschlürften wie Luft und Wein und alle die endlosen Briefe, in denen wir einander aus voller Seele unsere Gefühle und Begebenheiten mittheilten — all das wurde wach und zog wie ein hunder Jahrmarkt an mir vorüber. — Alter Bruder! Wir sind uns noch, was wir uns damals waren! Zeitg's doch Dein Brief! Es ist noch der alte Ton herzlicher Liebe und Treue. Sey, wie sind wir noch jung! Wir lieben einander noch wie sonst, wir vertrauen einander fest und ewig! Die alte schöne Zeit ist wieder da!“ (B. M. XXXVI, 143). Dieser junge Theologe — sein eigentliches Studium tritt gar bald in den Hintergrund des Interesses — nimmt mit der lebendigen Empfänglichkeit seiner Natur für wahre Geistesbildung (R. P's Nachl. VII) und dichterisches Schöpfungsthum die Welt Schillers und

¹⁾ Es ist dies Benjamin Bergmann (B. M. XXXVI, 134, 143), der älteste Sohn Gustav Bergmanns, dessen Amtsnachfolger zu Rujen er wurde (Buchh. 29). Benjamin B. studierte in Jena, schloß hier Freundschaft mit Carl Petersen, trat in enge Beziehungen zu Ernst Moriz Arndt, der ihn gleichfalls seinen „alten Schwedenkopf“ nannte (Buchh. 25 f.).

Goethes in sich auf. Geistlicher wird er nicht. Er wird, in die Heimat zurückgeführt, Hauslehrer und mit Errichtung der Universität Dorpat Bibliothek- und Zensursekretär, Lektor der deutschen Sprache. (B. G. I. Jahrg., 3. Heft, 208 ff.). Schiller und Goethe vergißt er nicht.

Es ist Karl Petersen, die im Baltischen Lande bekannte Dichtergestalt, die so sehr in der Tradition und Heimat wurzelt, für einen intimen Kreis bestimmt scheint, daß man sie vor fremden Blicken hüten zu müssen meint. Viktor Sehn, sein engerer Heimatgenosse — denn auch Viktor Sehn ist in Dorpat geboren — schrieb über den „Dicken“, wie er vertraulich genannt wird: „Seitern sich nicht alle Stirnen auf, wenn ein Vers von ihm rezitiert wird? Auch wer fernhin verschlagen ist, an die Wolga oder an den Baikäl, unter die Juden von Podolien oder die Tataren von Orenburg, oder weit hinten auf ein Landgut, da wo man sein Vermögen nach Seelen berechnet und die Wassermelonen fuderweise geerntet werden — den heimelt's wunderbar an, wenn er etwa unter seinen Papieren auf ein Blatt stößt, auf dem er einst ein Gedicht von Petersen sich abgeschrieben. Und schamhaft hüten wir diese Gedichte, wir sagen sie nur her, wenn wir unter uns sind . . .“ (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 195).

Als Viktor Sehn Knabe war, — er ist 1813 geboren (A. d. B., L, 115) — lebte Karl Petersen noch. Als Viktor Sehn Dorpater Student war, lebte das Andenken des Verstorbenen — in der Neujahrnacht von 1822 auf 1823 verschied er (R. P's Nachl. XII) — noch unmittelbar in dem Kreise derer, die ihn gekannt hatten. So berichtet Viktor Sehn aus eigener Beobachtung, wenn er fortfährt: „Wer aber „Den Dicken“ noch persönlich gesehen hat, erzählt gern von ihm, und man merkt es dem Erzähler an, wie er heimlich stolz ist auf jene Bekanntschaft.“ Weiter ist von einem Stein die Rede, auf dem Karl Petersen zu rasten pflegte, wenn er den Weg zur alten bischöflichen Kathedrale anstieg. Dieser Stein wurde zu einem „Denkstein“. (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 195 f.).

Nur wenn man sich die außerordentliche Popularität dieses Menschen und Dichters vergegenwärtigt, ist es möglich, zu ermessen, welche Anregung von ihm ausging, und wie er die Steige bereitete für den, dem sein ganzes Herz gehörte, für Goethe. Zu jener Zeit, da in weitem Umfang rationalistische Tendenzen sich verbreiteten, im übrigen eine starre kirchliche Anschauungswelt das Blickfeld vielfach verengte, fand sich in Dorpat im sogenannten „Winkelsclub bei Volkmann“¹⁾ ein Kreis von Männern zusammen, deren Seele Karl Petersen war (R. P's Nachl. XV u. 151).

¹⁾ Später fanden die Zusammenkünfte auch wohl in der Muffe und in Privat-häusern statt. (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 211).

Sier spielte bei gefülltem Glase viel Wiß und entbundene Phantasie. Sier sprach man von den neuen großen Dichtern und las deren Werke. Sehn schreibt hierüber: „Bezeichnend für den Geist, der bei diesen Zusammenkünften waltete, ist z. B. folgender Zug: Die Genossen sind versammelt, der Hochzeit eines abwesenden Freundes zu gedenken; die Plätze um den großen runden Tisch sind besetzt, die Gläser gefüllt — worin besteht die Hauptfeier des Abends? Einer der Anwesenden, ein Pastor, liest zur Erquickung einen Abschnitt aus Jean Pauls Blumen-, Frucht- und Dornenstücken vor!“ (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 211, vgl. R. P's Nachl. 35). Jean Paul ist ein Dichter, den Karl Petersen ungemein schätzt, wie er sich überhaupt zur Romantik hingezogen fühlt. In einem Brief an seinen Freund, den Doktor Georg Friedrich Dumpf, heißt es: „Von Jean Paul besitze ich die neue Auflage des Hesperus, den Quintus Fizzlein und den Jubelsenior. Erstere sind in Dorpat, letzteren schicke ich Dir mit. Erquick' Dich! Ein solches Buch ist jetzt Goldes Werth, da die Einfuhr fremder Vernunft verboten ist und die hiesige als rohes Product hinausgeführt werden müßte, um verarbeitet zu werden; so wie wir unsere Schweineborsten nach England schicken und uns mit englischen Bürsten Rock und Stiefel putzen.“ (B. M. XXXVI, 136). * Außer in Schiller, aus dessen Werken er gern Zitate verwendet (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 214), lebt er in Shakespeare und vor allem Goethe. „In Göthe's und in Shakespear's Zauberwelten“ führen nach des Dichters eigenen Worten die gemeinsamen Zusammenkünfte (R. P's Nachl. 38, vgl. 37). Mit dem genialen Übersetzer Goethes, Schillers, dem russischen Dichter Schukowstky, ist er befreundet. In Goethe finden sich beide. Von Schukowstky empfängt er für seinen eben geborenen Sohn, in den Petersen alle heißen Hoffnungen eines Vaters hineinträgt, nachdem er bereits einen Sohn hatte sterben sehen müssen, die neueste Ausgabe von Goethes Werken. Er schreibt darüber an Dumpf: „Recht brüderlich danke ich Dir für Dein Anerbieten: mir noch einige mir fehlende Goethesche Meisterwerke zu verschaffen! Aber das hat nicht Noth! Nächstens werde ich Besitzer oder doch Genießer der neuesten Ausgabe von Goethes Werken sein (20 Bände)! . . .“ (B. M. XXXVI, 149). Wie eng die beiden Dichter befreundet sind, geht ferner aus den russischen Versen hervor, die Schukowstky seinem Freunde nach der Geburt des Sohnes bringt. Petersen überträgt die Verse:

Leid wird Freud'! Ich hab' dirs verkündet! Der Himmel ersetzt dir,
 Was er dir früher entriß. Väterchen, sei nun getrost,
 Zwei nun hast du der Söhne! Der jüngere bleibt dir, der ält're
 Wird, zum Engel verklärt, Schutzgeist dem Brüderchen sein.

(B. M. XXXVI, 149).

Goethe gelten immer wieder seine Gedanken. Das zeigt der Briefwechsel mit Dampf. Einem Jugendgenossen Goethes, ihrem Landsmanne J. M. R. Lenz, wenden sie gemeinsam ihre Aufmerksamkeit zu. In der Verzweiflung, da der sonst so Lebensfrohe unter der Gewalt der Schicksalsschläge zusammenzubrechen droht, richtet ihn Goethe auf: „Gätte ich nicht die göttliche Eugenie ¹⁾ von Goethe, und trügen mich nicht die Worte des Weltgeistlichen ¹⁾, so würde ich verzweifeln. Mich rettet die Poesie, die himmlische, vom Untergange.“ (B. M. XXXVI, 139). Und als Karl Petersen, aus dem Eisspalt gerettet, vor Frost erstarrt, 6 Stunden auf dem gefrorenen Würzjärmsee Hilfe erharren muß, da fingt er, sich innerlich erwärmend, der Kälte zu vergessen, Goethes „Fischer“ (R. P's. Nachl. IX f.).

Erbittern können ihn Angriffe gegen Goethe, die den Stempel des Unvermögens, dessen Größe zu erfassen, an sich tragen. So wendet er sich gegen Carl Lieb Merkel, der im Bunde mit Nokebue gegen Goethe polemisiert. Scharf ist die Satire in Karl Petersens literarischer Burleske „Die Prinzessin mit dem Schweinerüssel“. Es ist ein romantisches Spiel in der Ironie, die durch die Maske des Märchenspiels hindurchblickt, in der Art der literarischen Satire, in der unbändigen Lust, den Philister zu zwacken, der über die engen Grenzpfähle seiner Welt nicht hinaussehaut, jeden höheren Schwunges, jeder „Inspiration und Magie“ (R. P's. Nachl. 143) in der Dichtkunst abhold, so recht eine Verkörperung der nüchternen Alltäglichkeit darstellt. Der Dichter schont hier seine Landsleute nicht:

Ein ächt „rigisch Kind“ thut Gott blos loben,
 Daß er's baltische Meer so nah' geschoben.
 Und denkt: geht Riga einmal zu Grund',
 So kommt auch der jüngste Tag zur Stund'!
 (R. P's. Nachl. 144).

Oder:

Wie liebt man nicht in Riga die Dichtkunst!
 Zwar nicht als Kunst, doch eben als Nichtkunst;
 Ohn' alle Inspiration und Magie,
 Ganz nüchterne Casualpoesie!
 Da schlägt jeder Bäcker und jeder Bader
 Sich selber die poetische Ader,
 Und zwitschert drauf los wie ein Messelfink
 Meist nach der Weise „God save the king“,
 „Goch vom Olymp“ — „Sasa, getrunken!“

¹⁾ Gestalten aus Goethes Trauerspiel: „Die natürliche Tochter“.

Und „Freu' dich, schöne Zette Funden“ —
 Da fällt kein Sperling vom Rathhausdach,
 So schallt ihm eine Ränie nach.
 Gibt Hans der Grete die raube Hand,
 So umflattert sie ein bedrucktes Band,
 Und ein Geflöber von weißen Blättern
 Ueberschneit sie von Basen, Mähmen und Bettlern. —

(R. P's. Nachl. 143).

Dann geht er zu Merkel über, den er „Halb-Literat“ nennt, dessen rührige Betriebsamkeit, kritischen Borwitz, Eitelkeit, und gemessen an dem großen Aufwand, geringen Gehalt er hervorkehrt:

Doch treibt hier Garlieb, ein Halb-Literat,
 Viel Unfugs, schreibt und schreit desperat.
 Das Kerlchen hat die kritische Raude,
 Und wenn's ihn juckt, schreit er: sapere aude¹⁾!
 Stolziert einher wie ein Kafadu;
 Und wo was geschieht, da schaut er zu.
 Auch legt er Eier, mit Sturm und Blitzen,
 Und ist's gethan, find's eben Skizzen.

(R. P's. Nachl. 144).

Ganswurft hütet die Schweineherde. Es fällt ihm schwer:

Und ich muß indeß die Schweine regieren.
 Der Henker hol' diese Commission!
 Denn 's ist eine schlechte Nation,
 Hat kein Gefühl für Ehr' und Schand',
 Kein Fünkchen Liebe für's Vaterland. —
 So'n Racker die schönste Blum' abfriszt.
 Als wär' es eben Kalkunenmist;
 Was er berührt, das macht er schmutzig,
 Ist dabei gar egoistisch und truzig,
 Schnauzt über die Brust ganz impertinent,
 Wie Doctor Garlieb, der Recensent.

(R. P's. Nachl. 117).

¹⁾ Motto der in Riga erscheinenden „literarisch-politischen Zeitschrift“: „Der Zuschauer“ u. der „Skizzen“.

Da kommt der Prinz angerannt. Ihm wächst, wo früher die Nase im Gesicht saß, ein Rüssel hervor, wie den Tierlein der Herde. Und schon sucht ihn Ganswurst zu der großen Mission zu befehren, die ihm das Schicksal aufdrängt, — er soll sich als gleicher zu gleichen, zu dem Volk der Schweine hinabneigen und ihnen Humanität predigen — als in Donner und Blitz der alte Zauberer erscheint und in Terzorimen, die „nicht ordentlich mehr fließen“ wollen, dem Prinzen dessen Sünden vorhält, ihn dann vom garstigen Rüssel befreit. (R. P's. Nachl. 117 ff.). Nun richtet sich das Volk der Schweine auf (R. P's. Nachl. 121 f.), und es fällt — echt romantisch — die Hülle: Die Schweine sind nicht Schweine, nicht wirklich lebende grunzende Tierlein, die im Schlamm sich weich und wohligh wälzen, in „Leidenschaft“ und „Kaldauenbau“ den Menschen gleich sind (R. P's. Nachl. 122). Die Schweine sind die Sünden, die die Skribenten begangen. Die Schweine sprechen:

Vernehmt denn, ihr Guten,
 Uns hat keine Circe
 Durch Zauber verwandelt;
 Wir sind allzusammen
 Verkörperte Sünden
 Und Obscönitäten
 Berühmter Autoren,
 Vornehmlich Poeten
 Aus allen Epochen,
 Von allen Nationen,
 Von Griechen und Römern,
 Von Italienern,
 Hispaniern, Deutschen,
 Besonders Franzosen.

(R. P's. Nachl. 123).

Hier nun beginnt verstärkt die eigentlich literarische Satire sich auszubreiten. Eine mächtige Sau erhebt sich. Sie gibt sich unverweilt als ein Kind aus Kogebues Feder zu erkennen und verleugnet ihren Vater nicht: „Die Kerle schämen sich, ich nicht! — obgleich mein Vater wohl ein Erbgut darum gäbe, wenn er mich nicht gemacht hätte. Sieh, Landsmann, ich bin die größte und größte von allen, die Du hier siehst! Ich bin der „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirne, von Kogebue“. — (R. P's. Nachl. 123).

In diesem „Schauspiel“ schmächt Kogebue mit der Geste der Verteidigung seines Freundes Zimmermann eine Reihe Personen (M. R. 151, 155, 158, 161). Da die Angelegenheit für ihn eine bedenkliche Wendung nimmt, bekennt er seine Schuld und bittet das Publikum um Gnade: „Der Jüngling

konnte fehlen, aber er muß sich nicht schämen, zu bekennen, daß er gefehlt hat. Wohl! ich schäme mich dessen nicht . . . Hier in meiner ländlichen Einsamkeit ¹⁾ . . . soll nichts mich abhalten, mein Unrecht freimüthig zu bekennen.“ (M. R. 206).

Indessen weiß Rozebue — so spinnt sich der Faden der Burleske weiter — sehr wohl, das Publikum zu bearbeiten und für sich zu gewinnen, von Goethe, Schiller und den Romantikern aber abzuwenden. So vertraut die Hofe dem Hanswurst:

Meine Prinzess ist verzweifelt ästhetisch.
Goethe und Schiller, das sind ihre Fetisch';
Auch liebt sie Schlegel, Novalis und Richter
Und Tieck und and're von diesem Gelichter;
Laborirt an der neuesten Epidemie, —
Und treibt gar Naturphilosophie. —
Aber all' dieses Volk gefällt mir mit nichten,
Denn es geht mir allzu hoch in die Fichten.
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das soll man ertasten durch's Gemüth. —
Nein! da lob' ich mir meinen Rozebue!
Den versteht und begreift doch jede Kuh.
Er rührt, er ergötzt, er erhitzt das Geblüt',
Und man braucht dazu kein Krümchen Gemüth.
Man lacht, man weint, und man weiß auch worüber.
Nein! der Rozebue ist mir neun und neunzigmal lieber.

(R. P's. Nachl. 125 f.)

Und selbst die Prinzessin samt der Königin Mutter ergreift der Taumel. Ihre Nasen verlängern sich zu Schweinerüsseln. Es wird gegrunt. Schiller und Goethe sind vergessen:

Nun sind sie alle zwei en rage,
Besonders die Zunge! Sie tobt und grunzt,
Und wer ihr zu nah' kommt, wird ausgehunzt.
Und hör'! mit ihrer Naserei
Für die neue Schule ist's ganz vorbei!
Von Goethe will sie gar nichts mehr wissen,
Hat all' seine Werke ins Feuer geschmissen,

¹⁾ Nach Rozebues eigener Angabe geschrieben zu Jeme, unweit Narva, den 17. August 1793 (M. R. 207).

Behauptet, daß er kein Deutsch versteht¹⁾
 Und im Purpurtalare barfuß geht²⁾.
 Auf Schiller flucht sie zwar auch wie besessen,
 Doch kann sie ihn nicht so ganz vergessen;
 Und wird sie pathetisch oder auch grunzig,
 So haut sie mit feinen Prachtloskeln um sich.
 Der Schelling ihr nun keinen Schilling gilt,
 Beim bloßen Namen schon wird sie wild.
 Aber Kozebue und Merkel —

Ganzwürst (lachend).

Bagat und Skis!³⁾

Zofe.

— Sind ihr Halbgötter und Urgenies.

(R. P's. Nachl. 130 f.).

Wer bewirkt diese Wunderdinge? Wer wendet das Publikum Kozebue und Merkel, der „alten Schule der Poesie und Philosophie“ (R. P's. Nachl. 129) zu?

Sier ist der Nußknacker: „Ich bin, mit Ihrer Erlaubniß, der Oberhof-Nußknacker. Ich knacke für den ganzen Hof Wallnüsse, Haselnüsse, Lambertsnüsse, Zellernüsse, Primpernnüsse, Gingkoenüsse, Cedernüsse, Knackmandeln, knack' ich Ihnen auf wie ein Eichhörnchen.“ (R. P's. Nachl. 128).

Der Nußknacker, der Vielgeschäftige, in allen Satteln Gerechte, der sich beeilt, dem Publikum alle Nüsse zu knacken und mundgerecht zu machen, der, wie er selbst zugibt, von Holz ist, sich zu allem gebrauchen läßt, doch „so nebenher noch eine erhabenerere Bestimmung“ (R. P's. Nachl. 129) hat, stellt ein Abbild seines Herrn und Meisters dar, soll das Presseorgan verkörpern, durch das Kozebue seine Leser bearbeitet.

Er befehrt die Zofe, er freut sich, als er Königin und Prinzessin mit langen Schnauzen grunzen und schimpfen gewahrt: „O sähst Du dies Wunder, mein großer Meister!“ (R. P's. Nachl. 131). Er freut sich, denn so sieht er den „ehrwürdigen Orden“ (R. P's. Nachl. 129) wachsen und gedeihen.

Welches sind die Bedingungen der Aufnahme in diesen Orden?

Nur eine, die nämlich, zu schimpfen, vor allem auf Goethe, Schelling etc.

¹⁾ Kozebue im Freimüthigen (R. P's. Nachl. 131 Anm.).

²⁾ Merkel in den Briefen an ein Frauenzimmer (R. P's. Nachl. 131 Anm.).

³⁾ Zwei zur Vergleichung mit jenen beiden nicht unbedeutfame Karten im Tarockspiele. S. Götting. Magaz. 1781. VI. S. 348 etc. (R. P's. Nachl. 131 Anm.).

„Es ist nur eine, Geneigtester! — sagt das Rußknackermännlein — nämlich: Schimpfen, flämische Schimpfen auf den päpstigen aller Geheimenrätthe der Poesie und auf Schelling und — na! die übrigen brauch' ich Ihnen nun nicht zu nennen! Ich habe sie zwar allesamt nicht gelesen; aber ich bin aus reinem Interesse für den guten Geschmack so erbittert, so acharnirt gegen diese — — wie nenn' ich sie gleich! — — diese ungeschlachteten Cocosnüsse, daß ich mir nur die einzige Seligkeit wünsche, sie zu — hu! — zu zerknacken, wenn ich nur im Stande wäre, meinen Holzrachen so weit aufzusperren! —“ (R. P's Nachl. 129).

Die Burleske schließt mit der humoristischen Ankündigung, daß man am folgenden Tage aufführen wird:

Aus Rozebue's Dichterkrone den Demant:
Der Flußgott Niemen und noch Jemand!

Dazu die Bemerkung: „Es wird unnüßig geklatscht und bravo gerufen. — Der Vorhang fällt auf ewig.“ (R. P's Nachl. 148).

Dies — nur ein Ausschnitt aus der literarischen Satire, deren Fülle und Feinheit der Beziehung sich in dem hier gegebenen Rahmen nicht ausschöpfen lassen.

Wie erwähnt, studierte Karl Petersen zu gleicher Zeit wie Böhendorff in Jena. Beide kamen hier in für sie entscheidende Berührung mit der Welt Schillers und Goethes. Beide trugen ihr Erfülltsein von dem neuen, unerhört gewaltig ansteigenden Geist in die Heimat. Während den einen jene Welt mit mächtigen Schwingen über die Abgründe der Verzweiflung hinwegtrug, konnte ihre Höhe den anderen vor heraufdämmerndem Schicksal nicht bewahren, ja spielte gefährlich in dessen Traum und Gedanken hinein und verband sich zuletzt mit den Abirrungen einer zerrütteten Seele.

Und in der Heimat steht der unsterblich, zerlumpt, in wunderlichem Aufzug von Ort zu Ort über die Erde Wandernde vor dem besorgten Blick des „Dickens“, der nachsinnt, wie hier zu helfen sei. „Hör! — schreibt dieser 1817 an seinen Freund Dumpf — Der Dichter Böhendorff war 14 Tage hier und hat uns manchen schönen Abend durch Vorlesung seiner handschriftlichen Gedichte verschafft. Der zarte, meist elegische Geist seiner Dichtungen kontrastirt wunderbar mit seinem bettelhaften Wanderleben. . .“ Es folgt nun die kurze Schilderung, wie man ihn „von Kopf bis zu Fuß“ neu eingekleidet, Pränumerationen auf seine Gedichte sammelt, ihn mit Geld versieht. Der Wandernde aber in seinem „unüberwindlichen Sehnen“ wandert nach der Hauptstadt des zweiten Reiches, wo er das Osterfeuer schauen wird. (B. M. XXXVI, 152).

Zu der Zeit, als Böhendorff nach St. Petersburg aufbrach, machte dort ein Kind seine ersten dichterischen Gehversuche. Elisabeth Kulmann —

sie ist 1808 geboren (B. D. 427) — dichtete bereits seit ihrem achten Lebensjahre ¹⁾. In Jamben schritten ihre Verse dahin. Gereimte Gedichte entstanden. Und als sie in ungewöhnlich frühem Alter neben einer Reihe von Sprachen auch das Griechische sich aneignete, überragte in ihrer Dichtung der Anakreonteus (St. P. Z., Montagsbl. 1910, Nr. 329). Eine wunderbare Verheißung schien in ihr aufzuleuchten. Aufwachsend in bitterer Armut, belebt sie, von der Liebe ihrer Mutter getragen, durch den Reichtum des Gemüts und ihrer kindlichen Phantasie das stille Heim (St. P. Z., Montagsbl. 1910, Nr. 328). Ihr schnell fassender Geist drängt stets sich erweiternden Kenntniskomplexen zu. Sie findet einen Lehrer, der aus Freude an der ungewöhnlichen Begabung, jedes pädagogische Maß verlierend, ihr immer neue Bildungsgebiete aufschließt. (St. P. Z., Montagsbl. 1910, Nr. 329). Mit 16 Jahren hat sie, abgesehen von den in anderen Zweigen des Wissens erlangten Kenntnissen, 11 Sprachen erlernt. Ihre dichterische Produktion breitet sich über mehrere Sprachen hin aus, bis diese zu einem erstaunlichen Umfange anschwillt. (B. D. 427).

Von fernher reichen zu ihr die Fäden des Gedenkens, die sich zu starkem Eindruck ihres Lebens formen. Aus Weimar wird ihr dieser neue Antrieb. Goethe ²⁾ lernt einige Gedichte der Bierzehnjährigen kennen und glaubt aus ihnen schließen zu können, „sie werde zu einem ehrenvollen Range in der Literatur gelangen, sie möge in den ihr bekannten Sprachen schreiben, in welcher sie wolle.“ (B. D. 427). Wie eine große Verheißung ergreifen das Gemüt des erwachenden jungen Menschen diese Worte. Von nun an ringt Elisabeth Kulmann um den Preis der Unsterblichkeit. (St. P. Z., Montagsbl. 1910, Nr. 330). Jean Paul ³⁾ nennt sie den „kleinen hellstrahlenden Nordstern“; G. Voß spricht sich lobend über ihr Talent aus. Die nächste Umgebung erwartet viel von ihr. Doch mitten in ihrer empor-schnellenden Entwicklung erliegt sie dem Übermaß geistiger Anstrengung. 17½-jährig, stirbt Elisabeth Kulmann. Die Kaiserin Alexandra Feodorowna und die Großfürstin Helene Pawlowna setzen auf dem Smolensker Friedhof zu St. Petersburg dem Wunderkind ein Denkmal aus karrarischem Marmor. (B. D. 427).

Während Elisabeth Kulmann bei ihrer außergewöhnlichen geistigen Entwicklung in ihrem Herzen Kind blieb — sagte doch in den letzten Jahren ihres Lebens der alte Hauswirt zu ihr: „Liebes Kind, du bist an Geist und

1) Elisabeth Kulmanns Dichtungen mit einer Biographie gab Karl Friedrich von Großheinrich heraus. (8. Aufl. 1857) (vgl. B. D. 427).

2) Auch Eivers führt das nachfolgende Urteil Goethes an (Zeg. v. S. 370 f.).

3) vgl. Zeg. v. S. 370.

Körper groß geworden, aber dein Herz ist immer noch dasselbe, wie es in den Tagen war, als wir noch zusammen in meinem Garten der Blumen und Kräuter pfl egten.“ (St. P. Z., Montagsbl. 1910, Nr. 330) — so ging das Leben einer gleichfalls außergewöhnlich veranlagten Frau andere Wege.

Julie Barbara von Krüdener, Sprossin des altadligen Geschlechts von Vietinghoff, aufgewachsen im Reichtum des elterlichen Hauses zu Riga und auf den Gütern des Vaters, früh neben der deutschen Muttersprache französisch hörend und sprechend, ein wenig auch Latein treibend, beginnt dreizehnjährig mit ihren Eltern ein Reisel e ben, heiratet, 18 Jahre alt, den 20 Jahre älteren Baron Burchard Alexis Konstantin von Krüdener (M. d. B. XVII, 196). Gesandtschaftsleben in Venedig: berauschernd er Eindruck der italienischen Landschaft, Maskenbälle, extravagant fühne Toiletten, Proben, Besuche, Gondelfahrt über schattendes Wellenspiel. Darauf — das steife Gesandtschaftsleben in Kopenhagen. Flucht nach Paris. Hier gewinnt Frau v. Krüdener Fühlung mit französischen Schriftstellern. Bernardin de St. Pierre, der Verfasser der „Paul et Virginie“ wird ihr Bekannter. Ein buntes Leben. Verführungen der Liebe. Nach jähem Wechsel der Orte und Stimmungen, dem Wechsel von Vernichtung zur auflackernden Lust am Leben, von dieser zu Klostergedanken, von der Rolle eines Schutzgeistes, einer hingebungsvollen Begleiterin ihres Gemahls zu sehnsüchtiger Erinnerung an den Genfer See ist Frau v. Krüdener wieder in Frankreich. Sie verkehrt u. a. mit Frau von Staël und Chateaubriand. In der livländischen Heimat vollzieht sich gleich einem erschütternden Schlag die Befehl rung. Frau v. Krüdener sucht in die Welt der Frömmigkeit einzudringen. (M. b. G. I, 211—221 u. M. d. B. XVII, 198). Aber aus der Demut der Entsa gung taucht immer wieder die Eitelkeit des weltlichen Glanzes. Sie kostet das Gefühl der geistlichen Gewalt über ein gekröntes Haupt (M. b. G. I, 231). Ihr Herz schlägt, indem sie in die politischen Geschehnisse der Völker einzugreifen träumt (M. b. G. I, 234 f.). Und dann — nach aller Unruhe, — am Ende ihres Lebens — Neue und Versinken in den Abgrund göttlicher Gnade. „So kam der Friede erst, da es keinen Preis mehr gab des Kampfes“ (M. b. G. I, 237), — so meißelt der Stift Schirrens die geistigen Gesichtszüge der Krüdener heraus.

Was verbindet diese Erscheinung mit Goethe? Dieses unruhig verflackernde Irrlicht mit der Gestalt monumentaler Ruhe?

Im Jahre 1803 erscheint in Paris anonym ein Roman „Valérie, ou Lettres de Gustave de Linar à Ernest de G . . .“. Frau von Krüdener erweist sich bald als Verfasserin des Romans. Eine begeisterte Aufnahme wird ihm zuteil, vor allem in Paris. In Paris entfaltet sich eine ausgreifende Propaganda in seinem Dienst. Nur in Paris auch durfte nach

dem Willen der Krüdener ihr Roman erscheinen. In Paris, im Austausch mit französischen Geistern sollte die letzte Hand an den Roman gelegt werden. Und französische Beurteiler halten ihn, abgesehen von kleinen Unebenheiten der Sprache, für ein französisches Werk im besten Sinne. (M. d. B. XVII, 198 f.).

Und dennoch — auch in dieses Werk eines von der fortschreitenden Entwicklung des deutschen Geistes, wie es scheint, so weit abliegenden Geschmacks reichen die Spuren ¹⁾ des umfassenden Bewegers. Ein Blick in den Roman lehrt, die genaue Lektüre bestätigt eine dem „Werther“ ähnliche Anordnung des Aufbau. Im Rahmen von Briefen, die Gustave de Linar an seinen Freund schreibt, entrollt sich die unglückliche Liebe eines jungen schwedischen Grafen zu der Frau — hier abweichend vom „Werther“ — seines Pflegevaters. Bis in das einzelne geht die Übereinstimmung. Hier wie da bildet ein Bericht des angeblichen Herausgebers den Auftakt, den Leser auf die folgende Geschichte eines Unglücklichen einstimmend, dessen Geist und Charakter der Mitfühlende „Bewunderung und Liebe“, dessen Schicksal er „Thränen“ nicht versagen wird. (B. XIX, 3) — so im „Werther“ —, dessen Geschichte die Geschichte ist „d' une de ces infortunes qui vont chercher au fond du coeur des larmes et des regrets“ (Val. I, pag. IV), — so in der „Valérie“. Und wenn Goethe sein „Büchlein“ als „Freund“ denjenigen mitgibt, die Gleiches erleben (B. XIX, 3), so hofft auch die Krüdener, daß auf ihrem Roman Blicke ruhen werden „comme sur un ami qui nous a révelé notre propre coeur . . .“ (Val. I, pag. VIII). Der Charakter veröffentlichter Papiere wird festgehalten. Im „Werther“ heißt es: „Der Leser wird sich keine Mühe geben, die hier genannten Orte zu suchen, man hat sich genöthigt gesehen, die im Originale befindlichen wahren Namen zu verändern.“ (B. XIX, 16). In der „Valérie“ heißt es: „ . . . je changeai les noms, les lieux, les temps.“ (Val. I, pag. V). Von verlorenen oder nicht eingerückten Briefen ist die Rede (B. XIX, 99, 141, 195. Val. I, 62, 261). Naturschilderungen begleiten, sei es harmonisch sich einstimmend, sei es kontrastierend, die Stimmungen der Menschen. Und auch das Ende Gustavs ähnelt dem Ausgang des „Werther“. Auch Gustav zieht sich zurück und stirbt wie Werther; freilich richtet er nicht die Pistole gegen sich, sondern sein Leben erlischt, wie dasjenige jenes empfindsam gewandelten Werther ²⁾, der um seine Liebe ins Kloster ging und an brechendem Herzen stirbt. „Errant comme Oedipe, je ne cherche

1) Vrgl. M. d. B. XVII, 199.

2) Johann Martin Miller, Siegwart, eine Klostergeschichte. Leipzig 1776.

comme lui qu'un tombeau: il faut si peu de place pour cela" (Wal. II, 94), schreibt der junge schwedische Graf, der die Hoffnungslosigkeit seiner Wünsche erkannt hat. Den Arzt wehrt er ab: „Je suis assez calme pour mourir; c'est tout ce qu'il faut.“ (Wal. II, 192).

Zeigt sich hier Frau von Krüdener gestreift von den Impulsen, die von Goethe ausgingen, so kann von einer tieferen Verührung indessen nicht die Rede sein.

Wie urteilt Goethe über ihren Roman?

Er empfiehlt ihn wohl gelegentlich zur Lektüre (G. G. III, 213). Sein zusammenfassendes Urteil jedoch lautet: „Das Buch ist null, ohnedasß man sagen kann es sey schlecht, doch eben diese Wichtigkeit erregt gerade bey vielen Menschen Günst . . .“ (W., Abt. IV, Bd. XVII, 127).

In das Wesen der Schiller-Goetheschen Geistesstruktur mit ihrer Gegensätzlichkeit und doch Harmonie (Sch. u. G. I, 21) sucht in seiner reflektierenden Art ein Dichter einzudringen, der in der baltischen Landesgeschichte eine Rolle gespielt hat. Es ist Reinhold Johann Ludwig Samson von Himmelstierna. Geboren 1778 als Sohn des livländischen Landrats Carl Gustav Samson von Himmelstierna, in dem väterlichen Hause erzogen, studierte er in Leipzig, und hier war es, wo er die Richtung zu künftigen Streben empfing. Er machte die Bekanntschaft Garlieb Merkels. Dessen „Letten“ ergriffen ihn tief. Es bildete sich ein Kreis Gleichgesinnter, die ein jugendliches Feuer zu künftigen Taten drängte, die sich zum Ziel setzten, einst an der Besserung der bäuerlichen Zustände in Livland mitzuarbeiten. Samson hielt sein Wort. Auf dem Landtage 1818 trug er in öffentlicher Adelsversammlung auf Abschaffung der Leibeigenschaft an. Er schuf sich auch Verdienste um die provinzielle Rechtspflege. Seine reiche Tätigkeit aber ließ ihm Mußestunden, in denen er sich seinen dichterischen Träumen hingab. U. a. übersetzte er mehrere Stücke Shakespeares. (Zeg. v. S. 239—243).

In seinen kurzgeprägten Gedichten „Goethe“ und „Schiller“ stellt er beide Freunde einander gegenüber. Er sieht die entgegengesetzte Richtung beider Geister. Er schaut deren Harmonie. Es spricht sich in diesen Versen ein feines Verständnis für beider Geistesstruktur aus. Man vergleiche hier jenen historischen Brief Schillers an Goethe vom Jahre 1794. (Sch. u. G. I, 5 ff., vgl. 10 ff.).

Goethe steht vor ihm als der gottbegnadete Sänger, dessen Wesen ganz in der Erdhaftigkeit wurzelt, indem sein Blick das Unendliche ergeißt.

Schiller steht vor ihm als der erdferne gigantische Wanderer, dessen Seele ganz erfüllt ist von der Sehnsucht nach dem Unendlichen, der das

Unendliche in seiner verklingenden Melodie indessen in die festere Form des Irdischen zu bannen sucht:

Goethe.

Kränze dein königlich Haupt, o herrlicher Sänger im Thal du;
Fernher tönt der Olymp, heimisch ist dir sein Gesang.

Auch die Erde begrüßt hold deiner Begeisterung Lächeln;

Zwar des Himmlischen voll, bleibst du ein Irdischer doch!

(Reg. v. S. 243 f.).

Schiller.

Zu, des Unendlichen voll, bebt, Sehnsucht schauernd, die Seele,

Rufft du den Himmel im Lied, Sänger, zur Erde herab;

Und zu stillem Genuß erwacht das ergriffene Leben,

Wandelst du Himmlisches mir deutend in Irdisches um. —

(Reg. v. S. 244).

Wie nun die neuen von Goethe ausgehenden Antriebe durch Dichter und Schriftsteller, die mit größerer oder minderer Stärke den geistigen Gehalt: Goethe in sich aufzunehmen und sich zueigen zu machen suchten, sei es daß einzelne Werke tief in ein verwandtes Seelenleben sich eingraben, sei es daß Kunst und Sein des weit Umspannenden in breiterer Fläche Wirkung üben, zu einer im Leben tragenden Kraft, zu einem im Schaffen weckenden Anstoß werden, den Horizont erweitern, sei es daß Produktion und Mensch nur gestreift werden, wie nun durch all diese auf welche Art immer Berührten die neuen Antriebe in den baltischen Osten gelangen und ihr Anschauungs- und Gefühlswelt umgestaltendes Werk zu tun beginnen, — so begegnen diesen auch reaktionäre Tendenzen. Neben kirchlichen sind es diejenigen des Rationalismus.

Ein Exponent dieser Richtung ist eine Gestalt, die durch literarische Fehden und agitatorische Schriften Aufmerksamkeit erregte. Es ist Carl Ludwig Merkel.

Ein Blick auf seine Jugend.

Auf einem livländischen Pastorat 1769 geboren, lebt der Heranwachsende in stiller Landeinsamkeit seinen Gedanken. Diesen schließt sich die Welt seines Vaters auf, eines sonst mürrischen, seinen Studien hingeebenen Mannes, der indessen keine Mühe scheut, den aufgeweckten Knaben im Sinne aufklärerischer Ideen zu bilden, denen von je die besten Stunden seines pastoralen Daseins gehörten. Mit restloser Hingabe versenkt sich der Sohn in die Welt des Vaters. In ihr lebt er fort, während er die Schule besucht. Sein Religionslehrer stutzt vor Einwänden, die der junge Zweifler den Schriften Voltaires entlehnt. Der Vater stirbt, und nun wird der

Dreizehnjährige Autodidakt inmitten der Bibliothek seines Vaters, die hauptsächlich französische und italienische Aufklärer enthält. Voltaire, Bayle, Freiherr von Bar und Wieland werden seine Führer. Ein Kreis junger Gelehrter schart sich um den geistig anregenden Edelmann Friedrich von Meck, dessen Freund Merkel wird. Aufklärerische Gedanken gehen um. Bis in die sinkende Nacht disputiert man über die Reetablierung der Menschenrechte. Hier nun schreitet Merkel nach dem Muster seiner bewunderten Vorbilder zu der Kritik der bestehenden Zustände fort, indem er mit all dem Mut, aber auch mit all der Einseitigkeit des Rationalismus die mit der Fähigkeit eines Autodidakten erworbenen und festgehaltenen rationalen Normen an die historisch bedingten Verhältnisse seiner Heimat heranbringt. So entstehen: „Die Letten, vorzüglich in Livland am Ende des philosophischen Jahrhunderts“. Er ist in Leipzig, sein Buch der Öffentlichkeit zu übergeben. Starkes Selbstbewußtsein erfüllt den jungen Autodidakten. Er ist stolz darauf, daß er sich eine rationale Betrachtungsweise erobert hat. (S. 6. 155—202). Seine Kritik wird vor nichts Halt machen. „Das Nil admirari war mir nicht sowohl Grundsatz, als natürlich,“ betont er nicht ohne Selbstgefälligkeit, bevor er sich an die Beschreibung einer Begegnung mit einem Großen macht (D. u. Ch. II, 103).

Wie sich der Rationalismus Merckels in der Kritik der sozialen Zustände auswirkt, so auch auf literarischem Gebiet in der ablehnenden Haltung gegenüber dem klassischen Idealismus und der Romantik. Gegen Tieck, die Brüder Schlegel (Br. 18, 242 f. etc.), Jean Paul zieht er zu Felde. Den Kern romantischer Geistesart verkennend, trägt er an den kühnen Flug romantischer Phantasie wie an die Gebilde der grotesken romantischen Ironie seinen Standpunkt nüchternen Verstandesmäßigkeit heran. Einen poetischen Vergleich Jean Pauls zerpfückt er, mit der Miene eines Aufklärers, dessen kritischem Verstande man Unverständliches nicht so leicht aufzwingen wird: „Zwischen dem Untergange der Sonne und ihrem Aufgange verfließt immer eine längere oder kürzere Nacht. Gätte es Richtern doch gefallen, anzuzeigen, in welcher Weltgegend die Nacht nur Eine Minute dauret.“ (Br. 150 f.). Merkel fährt fort: „Neben einem philosophischen Geschichtschreiber und einem wahren Dichter muß ein bloßer Humorist immer eine klägliche Rolle spielen. Neben dem hellen Verstande und dem gebildeten Genie macht die Gaukelei der zügellosen Phantasie eine zu — scheckige Figur.“ — (Br. 151).

Die gleiche Einstellung diktierte auch sein Urteil über die sublimen Geisteshaltung des klassischen Idealismus. In den „Xenien“ sieht er „Nichts, als die insolente Anmaßung der Verfasser.“ „Ich las — schreibt er — eines Abends gerade in dem Schillerschen Taschenbuche auf 1797 die

Xenien und las sie mit steigendem Unwillen. — Schon durch meine Geistesnatur nicht zum blinden, enthusiastischen Bewunderer berufen, war ich es am wenigsten für die Deutsche schöne Literatur, die mir noch immer fremder geblieben, als die Englische und Französische. — (D. u. Ch. II, 98 f.).

Instruktiv ist seine Begegnung mit Goethe. Noch während er über den „Xenien“ brütet, erhält er eine Einladung zu Loder. Hier trifft er Goethe in einer „Halbrunde von mehrern Reihen ehrfurchtsvoll Lauschender“ an. Er steht mit „ernster, stolzer Miene“ im „Prunkzimmer“ „prunkend“ da, „auf beiden Seiten von Kerzen und vorne vom Kronleuchter beleuchtet“. Merkel scheint es, als sähe er den „Triumph strafloser Insolenz“. Er wird als Verfasser der „Letten“ vorgestellt. Goethe nickt und fährt in seiner Rede fort. — „Er nickte — schreibt Merkel — herablassend, und fuhr fort in seiner Rede. Das verdroß mich, denn ich war mir bewußt, in Rücksicht meiner Zwecke über dem Verfasser der Xenien zu stehn. Daß er mein Buch wahrscheinlich gar nicht kannte, fiel mir nicht ein.“ Zudem erfährt eine von Merkel vorgebrachte Frage von Goethe eine Zurechtstellung. Merkel zieht sich zurück, um sich Goethe nicht mehr zu nähern. Wie empfindlich der in seinem Selbstbewußtsein für Lob und Tadel Überempfindliche sich getroffen fühlt, zeigt der Umstand, daß er sich noch über 4 Dezennien ¹⁾ dessen lebhaft erinnert, als er seine rückschauenden „Darstellungen und Charakteristiken“ veröffentlicht, die einen gereizten Ton in der Schilderung dieser Episode nicht verkennen lassen. (D. u. Ch. II, 98 ff.). Um indessen Merckels Stellung zu Goethe voll zu verstehen, muß man sich sein Verhältnis zu bedeutenden Persönlichkeiten im Zusammenhange vergegenwärtigen. Ein Versuch in dieser Richtung wird in der in der „Baltischen Monatschrift“ erschienenen Arbeit „Merkel und Kozebue“ unternommen (B. M. 1928, 6. Heft, 330—338).

Merkel eröffnet eine heftige Polemik gegen Goethe. In seiner Zeitschrift „Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur in Deutschland“ führt er den Kampf auf breiter Front. Er verbindet sich sehr bald mit einem betrieb samen Gesinnungs genossen, mit Kozebue. Gemeinsam geben sie den „Freymütigen“ heraus, der ein Organ auch für den Austrag ihrer literarischen Zwistigkeiten wird. Bereits im Jahre 1800 wagt Merkel in seinen „Briefen an ein Frauenzimmer“ eine Gegenüberstellung Goethes und Schillers. Nachdem er F. F. Engel, den popularisierenden Aufklärungsphilosophen, dem er im vorausgehenden Brief eine eingehende und lobende Erörterung gewidmet, gegen das „Athenäum“,

1) Vgl. S. 46.

diesen „Sumpf voll äsopischer Frösche, die gern Stiere schienen,“ verteidigt (Br. 65), kommt er zu seinem eigentlichen Gegenstande. Er spricht von der außerordentlichen Wirkung Goethes, die sich nicht leugnen läßt. Indessen wo ist die Vernunft? Die Denkmäler seiner Wirkungen tragen nicht die Aufschrift der „gesunden Vernunft!“ Denn (und hier zeigt sich so recht die Ablehnung des Rationalisten gegenüber den im Verlauf der Geistesentwicklung zum Durchbruch gelangten Gefühlskräften); „alles, was nur so viel Kopf besaß, schwindlicht zu werden, aber nicht genug, um dem Schwindel zu widerstehen“ riß Goethe in seine Wirbel und zeichnete die von ihm entfachte Bewegung mit dem Siegel der Lächerlichkeit. „Werthers Leiden stürzten alle Halbköpfe Deutschlands in trostlose Empfindsamkeit; Götz von Berlichingen erzeugte die Pseudo-Genialität“ . . . (Br. 68 f.). Und nun der Vergleich. Merkel nennt zwar Goethe wie Schiller „beide sehr vorzügliche Dichter“ (Br. 71 f.), hebt hervor: „Schillers größtes Talent ist feierlicher Ernst und Erhabenheit der Darstellung, — Göthe's, einfache Wahrheit des Gefühls.“ (Br. 74), betont, daß es ihm nicht in den Sinn komme, einem von ihnen „die Palme reichen zu wollen“ (Br. 71), jedoch in der weiteren Ausführung seines Themas gelangt er immer offensichtlicher zu einer Auspielung Schillers gegen Goethe, obwohl er gelegentlich auch an Schiller seinen Grundsatz: „Parteilos, aber Kühn!“¹⁾ zu beweisen trachtet. Um seinen Vergleich erfolgreicher durchzuführen, wendet Merkel eine Methode an, die er „eine kleine kritische Operation“ nennt. Der Satz steht ihm fest: „Echte Poesie muß auch dann Poesie seyn, wenn ihre Wortfügung in Prosa aufgelöst wird.“ In logischem Verfolg dieses Satzes beginnt er nun Gedichte in Prosa aufzulösen. „Eine der Götheschen Romanzen — fährt er fort — fängt mit folgenden Worten an, zu denen ich kein überflüssiges hinzusetze.“

Diese Romanze lautet in Merckels Auflösung wie folgt:

„Ein Knabe war frech genug „und“ eben aus Frankreich gekommen. Er hatt' ein armes junges Mädel oft in Arm genommen und geliebkost und liebgeherzt, als Bräutigam herum gescherzt und endlich es verlassen. „Als“ das braune Mädel das erfuhr, vergingen ihr die Sinnen (Sinne); sie lacht' und weint' und bet't und schwur: so fuhr ihre Seele von hinnen.“

„Finden Sie — wendet sich Merkel an seine Leserin — darin etwas Poetisches, außer die Lizenz des Sprachfehlers und der Härten? Ich muß gestehen, wüß't ich nicht, daß diese Zeilen von Göthe sind, und wär' es nicht völlige Unmöglichkeit, daß er etwas Ungöttliches lieferte: ich würde sie nicht nur gemein, sondern platt finden. —“ (Br. 75 f.).

¹⁾ Das Motto der „Briefe an ein Frauenzimmer“ lautet: „Parteilos, aber Kühn! Kühn, aber besonnen!“

Hier blüht die profaische Nüchternheit des Rationalismus durch, der, der Poesie im Grunde fremd, diese im besten Fall als gefälliges Kleid moralischer oder theoretischer Sätze gelten läßt.

Hierzu nun Schiller:

„Was rennt das Volk? Was wälzt sich dort die langen Gassen brau-
fend fort? Stürzt Rhodus unter Feuersflammen? Es rottet sich im Sturm
zusammen, und aus dem Menschentrost gewahr ich einen Ritter, hoch zu
Ross, und hinter ihm, welch Abenteuer! bringt man ein Ungeheuer
geschleppt.“

„Wie täuschend lebhaft! — ruft Merkel aus — wie schön, wie erhaben
dichterisch ist die Diktion! — Aber, rufen Sie aus, das sind ja beinahe die
Verse selbst, nicht eine Auflöschung! — Das ist es eben, meine Freundin.
Versuchen Sie einmal diese Verse mehr in Prosa aufzulösen. Kein Wort
können Sie anders stellen, ohne der Sprache selbst Gewalt anzuthun...
keine Prosa könnte natürlicher und fließender seyn, als diese Verse und fast
alle Schillerschen sind. Bemerkte man, was hierin dem Einen großen Dichter
möglich war, so sieht man, daß der andre wohl — was man so lange von
ihm läugnete — eine Manier hat, nehmlich die der Vernachlässigung und
Fehlerhaftigkeit“. (Br. 77 f.). Ähnlich behandelt Merkel Goethes „Braut
von Corinth“ und Schillers „Kraniche des Ibis“, deren „Vortrag“ er
indessen auf Grund seiner Methode als „gesucht und schwerfällig“ zu
erkennen meint. (Br. 76 f.).

Zum Schluß spricht er von den „Elegien“ (Br. 80). Wie erwähnt,
verteidigte Friedrich Schulz in einem in Mitau geschriebenen Brief an
Böttiger diese Dichtung. Merkel greift sie auf das schärfste von moralischem
Gesichtswinkel aus an und spricht damit etwas aus, was damals vielfach
empfundener wurde.

Auch in der literarischen Satire versucht sich Merkel. Im gleichen Jahre
1800 veröffentlicht er in den „Briefen an ein Frauenzimmer“ ein „Frag-
ment“: „Feier-Blatt zum Weihnachts-Feste“.

Daß man von diesem „Fragment“ auch in seiner Heimat Notiz nimmt,
zeigt eine Anspielung in Petersens Burleske „Die Prinzessin mit dem
Schweinerüssel“. Die Prinzessin, seit sie den Schweinerüssel trägt, wendet
sich von der „neuen Schule“ und beginnt im Tone Kokebues und Merckels
auf diese zu schimpfen. Goethes Werke wirft sie ins Feuer, behauptet, „daß
er kein Deutsch versteht und im Purpuralare barfuß geht“. (R. P's Nachl.
130 f.). Die zweite Reihe des angeführten Verses bezieht sich auf folgende
Stelle des „Fragments“. Eine Wolke hat Merkel auf den Brocken getragen,
der nicht der alte Brocken mehr, sondern Deutschlands Parnas ist. Die
Musen und der Gott Apollo erwarten die Säger des Volkes, um am Ende

des Jahrhunderts über sie Bericht zu halten. Zwei majestätische Schwäne ziehen daher. Ein hunder Reiter, der in drei Elementen zu Hause ist, durch die Luft fliegt, über die Flur schreitet, im Sumpfe wadet, folgt ihnen. Es sind Wieland, Herder, Goethe, die vor den Altar treten. Nachdem Apoll Wieland und Herder nach Verdienst belohnt, wendet er sich an Goethe. „Jetzt wandte — heißt es — der Gott den Blick auf Göthe, und betrachtete dessen Purpurmantel mit Mißfallen. Hier ist, was ich von seiner Rede verstand: „Dies Prunkgewand erinnert, daß noch etwas Höheres da sey, was Du gern schienst, und nie wirst. — Wenige meiner Lieblinge der alten Zeit und der neuen, rüstete ich zur Unsterblichkeit wie Dich. — Am Jünglinge gefällt muthwillige That oft, als Ueberströmen der Kraft; am Manne ist sie verächtlich: sie beweist, daß der Sinn nicht reifte mit dem Vermögen. — Auf Werther, Götz, auf Tasso und Euphrosyne deutet der Letzte, der Deutsch spricht, prunkend: mein Volk hatte Dichter! — Die krähende Henne, die streitbare Jungfrau Dorothea, und ihre langweilige Sippschaft, Egmont, Vila und Elmire sind von schnell vergehendem Geschlechte. Doch Sphigenia lebet. — Glaubest du, prächtiger Reiger, daß es dich ehre, König der Frösche zu heißen? Des Pöbels Hulldigung schmäheth!“ — So sagte der Gott, und Polyhymnia leitete Götthen zu einem Griechischen Säulenstumpfe, den Lorbeer und Ephau umschatteten“. (Br. 257—263). Auf seinem Fluge nach dem Brocken gedenkt Merkel parodistisch Goethes:

Kennst Du den Berg, wo Schilf und Moose blühen,
Durch schwarzen Moor die Wasserspinnen ziehn,
Die Eidechs still um nackte Steine spielt,
Und ew'ger Wind in grauen Wolken wütht?

Dahin, dahin

Sah ich, voll Grausen, meine Wolke ziehn!
Kennst Du das Haus? etc. (Br. 258).

Wirkt diese in Merckels Berliner Wochenschrift erschienene literarische Satire nach dem baltischen Osten hinüber, so bemüht er sich, diese seinen Heimatgenossen noch einmal in Erinnerung zu bringen. Im Jahre 1836 (Br. A., S. VII) ¹⁾ — Karl Petersen also lebte nicht mehr — übergibt Merkel dem lesenden Publikum ein in Riga bei E. Göttschel verlegtes Bändchen „Kritische Antiken. Ein Beitrag zur Literatur-Geschichte Deutschlands“. Hier ist jenes „Fragment“ noch einmal abgedruckt. Hier finden sich

¹⁾ Die Vorrede ist datiert vom 3./15. Februar 1836 in Merckelshof bei Riga. Das Titelblatt zeigt die Jahreszahl 1837.

u. a. eine Rezension des „Titan“ und Erörterungen über A. W. Schlegels Gedichte aus den „Briefen an ein Frauenzimmer“ wieder.

Bereits im Jahre 1806 ist Merkel in seine Heimat zurückgekehrt. In Riga widmet er sich erneut journalistischer Tätigkeit. U. a. gibt er die „literarisch-politische Zeitschrift“ „Der Zuschauer“ heraus. Im Jahre 1812 veröffentlicht er „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche“, die wiederum in Riga erscheinen. (M. d. B. XXI, 434). Hier gibt Merkel Erinnerungen aus Deutschland. Der gemäßigte Ton, in dem er über Schiller und Goethe spricht, fällt auf. Die „Xenien“ sucht er in milderem Lichte zu betrachten, ja er räumt ein, daß sie immer nur „den literarischen Thoren“ treffen (St. 49). Von „Göz“, von dem er einst nur zu berichten hatte, daß er „Pseudo-Genialität“ erzeugte (Br. 68 f.), scheint ihm nun wie ein „elektrischer Schlag durch die Deutsche Literatur.“ Und auch den „Werther“ lobt er in diesem Zusammenhang. (St. 51 ff.). „Werther — schreibt er — Göz, Sphigenia und Faust sind unvergängliche Blüten des Genies; giebt es indeß Maäße in der Unsterblichkeit, so traue ich Faust das längste zu, nicht weil er das vollendeteste dieser Werke, sondern weil er das lebendigste ist.“ Er erwähnt des „Faust“ als des „originellsten, vielleicht des genialischsten Produkts der Deutschen Literatur.“ (St. 57 f.).

„Sermann und Dorothea“, „Wilhelm Meister“, die „Wahlverwandtschaften“ beurteilt er abfällig, jedoch in durchaus gehaltener Form (St. 55 ff.). Gelegentlich nur zittert die frühere Gereiztheit durch oder entschlüpft ihm eine Bosheit (St. 46 f., 58). Karl Petersen nimmt diese „Skizzen“, die „mit Sturm und Blitzen“ zur Welt gebracht werden, aufs Korn (R. P's. Nachl. 144).

Nach dem Gesagten muß um so mehr in Erstaunen setzen, daß nach fast drei Dezennien der gereizte Ton sich wieder in uneingeschränktem Maße einstellt (D. u. Ch. II, 98 — 103, 161, I, 105 u. II, 103 ff. etc.), als er seine Erinnerungen in den bei E. Göttschel in Commission gegebenen „Darstellungen und Charakteristiken“ nochmals mitteilt.

Zwischendurch im Jahre 1816 hatte Merkel wiederum einen, jedoch mißglückten Versuch unternommen, sich eine literarische Stellung in Deutschland zu erobern. Er machte sodann eine Reise durch Deutschland, deren Eindrücke er in einem zweibändigen Buche „Über Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wieder fand“, niederlegte. (M. d. B. XXI, 434). Auch Weimar besuchte er. In Rührung gedenkt er Wielands und Herders. (Über D. I, 305, 309). Von Goethe weiß er nur zu berichten: „Von Göthe kann ich Ihnen nichts erzählen, als das ihm sein Spielwerk, das Theater, verleidet worden, und er auf einige Monate nach Jena gezogen ist, wo ihn der Herzog aber schon einmal besucht hat. . .“ (Über D. I, 311).

Vielleicht, daß das Scheitern seiner Pläne in ihm geheime Erbitterung weckte gegen den, dem einst seine vergeblichen Angriffe galten.

In dem „Feier-Blatt zum Weihnachts-Feste“ heißt es: „Dein Vaterland, sagte Apoll zu Nozebue, ist ungerecht gegen dich, oder vielmehr die Schreier desselben möchten es gern dazu verleiten. Geduld! sie werden verstummen. . . .“ (Br. 266).

Einstweilen aber verstummten sie nicht. Und auch Nozebue blieb nicht stumm. Hatten seine Gegner in der „Zeitung für die elegante Welt“ ein Organ ihrer Fehden gewonnen, so sah sich auch Nozebue nach einem solchen um. So entstand im Jahre 1803 die Zeitschrift „Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser“. Vereint mit Merkel gab er die Zeitschrift heraus. Die beiden Verbündeten wandten sich gegen gemeinsame Feinde, bis ihre Gemeinsamkeit zu Wasser ging und die einstigen Kampfgenossen sich gleichfalls feindlich gegenüberstanden. 1) „Eine Begebenheit, von welcher wir wünschten, daß sie erdichtet wäre,“ mit diesem Artikel eröffnet Nozebue eine Aufeinanderfolge höhnisch bedauernder Verbeugungen, offener und verkappter Angriffe. Er zieht eine „Begebenheit“ des verflossenen Jahres hervor, die sich an die Weimarer Aufführung des A. W. Schlegelschen Schauspiels „Ion“ knüpfte, und läuft in variierenden Posen gegen Goethes geistige Diktatur Sturm, indem er seine Ausfälle hinter den Stimmen aus dem Weimarer Publikum verbirgt und mit halber Verbeugung ironisch schließt „Wir wünschten von ganzem Herzen, daß Herr von Göthe selbst zu seiner Rechtfertigung etwas über diesen außerordentlichen Vorfall bekannt machen möchte. Hierzu fodern wir ihn im Namen seiner durch ganz Deutschland zerstreuten Verehrer auf, die untröstlich darüber sehn würden, wenn sie von ihrem Lieblingsdichter eine Handlung glauben müßten, die wir — freimüthig gesprochen — weit lieber von einem Großvezier erzählt haben würden.“ (Freim. 1803, Nr. 2, S. 8). Von Goethe erfolgt keine Antwort. Mit sich steigender Schadenfreude verfolgt Nozebue nun die Weimarer Aufführung des Friedrich Schlegelschen Trauerspiels „Marlos“. Er breitet sich über die Auflehnung des anwesenden Publikums gegen die diktatorische Gewalt des Olympiers aus. Es schweigt zuerst, dann bricht es trotz Goethes Gegenwart in schallendes Gelächter aus.

Als Goethe auch auf diesen Angriff schweigt, rückt Nozebue eine fingierte Antwort ein, die, eine verunglückte Rechtfertigung enthaltend, eines- theils aus Kreisen um Goethe zu stammen scheint, andernteils den jobialen Jupiterton verrät. Auch als Nozebue nach Paris reist und die Redaktion in Merckels Händen liegt, setzt sich die Polemik fort. So wird die Frage

1) Vgl. O. v. Peterfen, Merkel und Nozebue, B. M. 1928, 6. Heft, 318—341.

aufgeworfen: was fehlt Goethe, der erste deutsche Schriftsteller zu sein? „Bescheidenheit und Achtung für das Publikum und seinen eignen Ruhm“ (Freim. 1803, Nr. 124, S. 494), lautet die Antwort ¹⁾. (Z. II, 66—75).

Wenn die diesen Blättern der von Karl Peterßen verspottete (R. P.'s Nachl. 131) „Beweis, daß Herr von Goethe kein Deutsch versteht“ geführt wird (M.-Z. 151), wenn das übelberüchtigte Pamphlet „Expektorationen, ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Markos“ Aufsehen erregt (M.-Z. 146—151 u. N. d. B. XVI, 775), so hatte Kozebue schon früher dem Weimarer Großen gelegentlich Nadelstiche zu versetzen nicht unterlassen.

Im Jahre 1783 ist Kozebue als Assessor des Ober-Appellationstribunals Mitglied der neuerrichteten Statthaltertschaft zu Reval, nachdem er auf Grund bekanntschaftlicher Beziehungen des elterlichen Hauses aus seiner Vaterstadt Weimar zunächst nach Petersburg gelangte. Zwei Jahre darauf ist er Präsident des estländischen Gouvernementsmagistrats. Er gewinnt Zutritt zu den Kreisen des estländischen Adels, beginnt im öffentlichen Leben des Landes eine Rolle zu spielen. (Dör. 56 f., 65 ff. u. R. Th.-Chr. 90 f.).

Zunächst gibt er in Reval eine „Monatschrift ²⁾“ für nordische Gegenden“ heraus, die den für jene spezifische Mischung rationalistischer Betrachtungsweise mit der sich regenden Empfindsamkeit den Namen „Für Geist und Herz“ führt. Kozebue eröffnet seine Zeitschrift, indem er einem mit seinem Namen gezeichneten Vorwort das Programm seines Unternehmens entrollt. Er will das „Schärflein“ Estlands zu dem allgemeinen „Tribut“ entrichten, „den die Litteratur dem Publikum monatlich abträgt.“ An das estländische Publikum wendet er sich. „Bruchstücke aus der Vaterländischen Geschichte, Biographien großer Männer, deren Ehrland so manche erzeugt,“ sollen in erster Linie die Blätter füllen, Romane und Gedichte demgegenüber zurücktreten, persönliche Satire hingegen ganz fehlen. Kupfer von Chodowiecky stellt er in Aussicht. Zu allen mit R. gezeichneten Aufsätzen bekennt er sich als Verfasser. (Z. G. u. S. I).

Nicht alle Punkte des Programms treten in der angekündigten Form in Kraft. Romane, dramatische Erzeugnisse, Anekdoten und auch Gedichte überwuchern die „Bruchstücke aus der Vaterländischen Geschichte...“; und persönliche Polemik fehlt nicht. Das zeigt der Aufsatz „Der Splitter-Richter in seiner Blöße“, in dem Kozebue den Herausgeber der „Provinzial-

¹⁾ Der Artikel trägt die Überschrift: „Einige Ursachen des Verfalls der Litterarischen Kultur der Deutschen.“ (Freim. 1803, Nr. 124, S. 493—495).

²⁾ Die Monatschrift erscheint in den Jahren 1786 und 1787, die ersten drei Bände (1786 u. 1787) in Reval, der vierte und letzte Band (1787) in Leipzig.

blätter an das lief- und ehstländische Publikum“ Satz um Satz zerpfückt. (F. G. u. S. I, 2. Stück, 74—92). In dem ersten Heft (1786) der genannten „Provinzialblätter“ verfolgt die Abhandlung über das Thema „Eine Auflage, die man sich selbst macht, und noch dazu fröhlich lächelt“ einen jungen Schriftsteller, der sich der Subskription bedient (Provinzialbl. 95—101). Hier lautet eine Stelle: „— und ein junger Schriftsteller darf auf 179 Seiten seine Tändeleien hinaufeln, und sie gar im voraus bezahlen lassen; er darf der verliebten Schwermuth schmeicheln, die doch Göthe gleichsam der Natur schon abgelauscht zu haben scheint; er darf den gefühlvollen Damen ohne Scheu, das Wort für den Selbstmord reden, und erhält bloß aus Lief- und Ehstland noch zum Lohn 352 Rubel.“ In der Anmerkung werden noch die Pränumeranten von Petersburg und „Wienburg“ erwähnt (Provinzialbl. 97 f.). Hierzu bemerkt Kokebue, indem er die Worte: „er darf der verliebten Schwermuth schmeicheln, die doch Göthe gleichsam der Natur schon abgelauscht zu haben scheint“ apostrophiert, vielleicht mit doppelter Spitze bissig: „als ob deswegen kein Anderer ihm nachlauschen dürfte.“ (F. G. u. S. I, 2. Stück, 82).

Die Spitze gegen Goethe offenbart sich dem weiter Blätternden. Durch die Bände der Zeitschrift zieht sich ein Frage- und Antwortspiel der Unterhaltung auch über die schöne Literatur. Eine Dame, ein Kavaliere tauschen ihre Beobachtungen aus. Immer wieder werden Wielands „Oberon“ und Lessings „Nathan“ (F. G. u. S. I, 3. Stück, 105, III, 7. Stück, 53 usw.) erwähnt. „Oberon und Nathan sind in der schönsten, poetischen Sprache geschrieben . . .“, heißt es an einer Stelle (F. G. u. S. I, 3. Stück, 105), und auf der folgenden Seite knüpft sich an die Behauptung des ungenannten Brieffschreibers: „ . . . unser Frauenzimmer scheut sich vor mühsamer Application, will nur amüsirt, und nicht unterrichtet seyn.“ — folgende Bemerkung des Herausgebers: „Hier, glaub’ ich, irrt sich der ungenannte Herr Verfasser. Ich habe zum Beyspiel selbst, den Oberon einigen Damen hier in Reval vorgelesen, die mir mit innigem Vergnügen und Aufmerksamkeit zuhörten, manches darinn nicht verstanden; aber mich jederzeit um meine Erklärung baten. Ich glaube also, daß die Anlage unsers Frauenzimmers die beste ist; und daß es nur auf einen angenehmen Unterricht ankömmt, aus ihnen zu machen, was wir selbst wollen.“ (F. G. u. S. I, 3. Stück, 106). Gegenüber dem lobenden Hervorwenden der beiden genannten Dichter, besonders Wielands, wird ein Werk in Grund und Boden verdammt, nämlich Millers schon erwähnter Roman „Siegwart, eine Klostergeschichte“ (F. G. u. S. II, 6. St., 261, 264 etc.).

„Singen — tadelt der ungenannte Brieffschreiber den Geschmack der Damen, die seiner Meinung nach gediegene Lektüre verschmähen — fragen

Sie wieder hundert Damen von Ihrer Bekanntschaft: ob sie den Siegwart gelesen haben? und neunzig werden antworten: ja. Das kommt daher: der Siegwart ist ein fades, gedankenloses Gewäsch, in der plattesten, kunstlosesten Schreibart; man kann dabey einen Strickstrumpf in der Hand haben, und von Wirtschaftsangelegenheiten sprechen, ohne den Faden der Geschichte zu verlieren.“ (F. G. u. S. I, 3. Stück, 106). „Ekel und Widerwillen“ empfinden sie und ihre Bekanntschaft vor diesem Roman, beeilt sich eine Dame mitzuteilen (F. G. u. S. II, 6. Stück, 261).

„. . . . als ob deswegen kein Anderer ihm nachlauschen dürfte“ (F. G. u. S. I, 2. Stück, 82), diese Worte gehen dem Lesenden in diesem Zusammenhang erneut durch den Sinn. Hier nun zeigt sich unverkennbar die Spitze gegen den die „verliebte Schwermuth“ Goethe Nachlauschenden.

Indessen, noch eindeutiger sich enthüllend, treibt die Polemik einem Vergleich des „Siegwart“ mit seinem Vorbild zu.

Der Vergleich wird eingeleitet: „Sie protestiren gegen Oberon und Nathan: nun gut, ich nehme mir die Freyheit einen prosaischen, allgemein beliebten Schriftsteller aufzuführen, und hohle zu diesem Behuf aus meiner kleinen Bibliothek die Leiden des jungen Werthers. Da finde ich zum Exempel Seite 97.“ Und nun folgt eine Stelle aus Werthers Niederschrift vom 18. August, jenes mächtige Gemälde, da das Grab sich vor Werther aufzutun scheint und ihn das schwindelnde Gefühl der Vergänglichkeit ergreift, das wetterschnelle Vorüberrollen alles Daseins. „Da ist — fährt das Zitat fort — kein Augenblick, der nicht dich verzehrte, und die Deinigen um dich her, kein Augenblick, da du nicht ein Zerstörer bist, seyn muß. Der harmloseste Spaziergang kostet tausend, tausend armen Würmgen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmäliches Grab. Sal nicht die große feltne Noth der Welt, diese Fluten, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich. Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die im All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstet! Himmel und Erde und alle die webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer ¹⁾.“ (F. G. u. S. III, 7. Stück, 49 f.).

„Beym ewig blühenden Antlitz der Wahrheit — ertönt der zunächst noch bewundernde Ausruf — beschwöre ich sie: verstehen unsere Damen diese herrliche Stelle? wird sie nicht von den Meisten überschlagen, oder Gedanken-

¹⁾ Vrgl. W. XIX, 75 f.

loß hergeplappert werden? — Wenden Sie mir nicht etwa ein, daß die Stelle zuviel Philosophie enthalte, und deswegen, überhaupt den Damen unverständlich sey. O nein! — beginnt die Wendung ins Parodistische — ich will sogleich zur Probe Göthens Gedanken à la Siegwart parodiren, und jede Dame wird sie, wo nicht mit Vergnügen lesen, doch gewiß verstehen.“ (F. G. u. S. III, 7. Stück, 51).

Es folgt nun die Stelle aus dem „Siegwart“: „Da denke ich mannichmal, meine schöne Mariane, daß doch Alles nur eine Weile dauert, und daß man selten so lange lebt, als man leben könnte, wenn die Umstände darnach wären. Aber bald verzehrt man sich selbst durch glühende Leidenschaften, bald ist man Ursache daran, daß Andere leiden. Wenn du spazieren gehst, so zertrittst du, ohne es zu wollen, manches Würmgen. Erdbeben, Wasserfluten und dergleichen, erschüttern uns freylich heftig; aber es ist doch noch rührender wenn man so zu sieht, wie Eins nach dem Andern vergeht. Dann sieht man in der Welt nichts, als die immerwährende Abwechslung aller Dinge.“

„Wie gefällt Ihnen das?“ wird gefragt. Darauf fährt der Briefschreiber fort: „Göthens Geist — und nun schlägt in blitzlichtartig hoshafter Einschaltung die eigentliche Stellungnahme auch zu Goethe durch — (Goethes Geist) der nun schon lange schlafen gegangen ist — mag mir verzeihen, daß ich ihn auf einen Augenblick so jämmerlich entstellt habe.“ (F. G. u. S. III, 7. Stück, 51). Man fühlt sich an die spätere Polemik Merckels erinnert, der Goethe herabzusetzen suchte, indem er die Wirkungen von dessen „Pseudo-Genialität“ erzeugender Dichtung verhöhnt (Br. 67 ff.).

Außer durch seine Zeitschrift und deren gelegentlichen Nadelstichen gegen Goethe mag Kozebue im geselligen Verkehr seine Geistesrichtung zur Geltung gebracht haben. Geht doch nach Kozebues Angabe u. a. eines seiner „Spiele des Wizes“, der in der Zeitschrift für „Geist und Herz“ erschienene Roman „Die Geschichte meines Vaters oder wie es zugienge, daß ich gebohren wurde“ (F. G. u. S. IV, 12. Stück, 209—324) auf den Einfall eines Abends zurück, den er bei seinem Freunde Collegen-Assessor und Direktor Lidebühl zubrachte (F. G. u. S. IV, 12. Stück, 211 f.). Wurden doch seit seiner ehelichen Verbindung mit Friederike von Essen (Dör. 66) seine Beziehungen zum Adel engere. War er doch u. a. mit Friederich von Ungern-Sternberg ¹⁾ und der Familie Rosen befreundet.

¹⁾ Es handelt sich hier um Johann Friedrich von Ungern-Sternberg, der auf dem väterlichen Gute Binden in der Wief (Eftland) geboren, in der Karlschule zu Stuttgart mit Schiller in Berührung kam, in Göttingen studierte, dann sich dem Landesdienst seiner Heimat widmete. Er war u. a. Kurator der Universität Dorpat,

Ungern-Sternberg widmet er einen windigen Buben seiner Feder. Er gibt „diesem Knaben“ eine „väterliche Instruktion“ mit. Sie lautet: „Flattre hin, Du Kind meiner muthwilligen Laune, über das Baltische Meer. Dort wird Dir unter dem 59sten Grade ein hoher Thurm entgegenwinken, dem heiligen Claus geweiht. Bald nachher wird vor Deinen Blicken am sandigen Ufer eine Stadt sich ausbreiten, ihr Nahme ist Reval. Da wohnen der guten Menschen viele, aber ich adressiere Dich für diesmal nur an Einen. Dieser Eine ist der Besten Einer, sein Nahme ist Friedrich von Ungern Sternberg. Merke wohl auf, Du windiger Bube, wie Du es anfangen mußt, daß Du ihn findest.“ Nun instruiert der Vater den Sohn, wie er durch die Strandpforte gehen soll, durch die Stadt, bis er vor ein großes Haus kommt. Da muß er anklopfen. Zum Schluß ermahnt Vater Kozebue den „windigen Buben“: „Übrigens führe Dich gut auf in dem Lande dahin Du reisest, denn es ist ein Land, in welchem Dein Vater immer viel Liebes und Gutes genossen hat.“

Im Hause des Baron Friedrich Gustav von Rosen entwirft er sein „Schauspiel mit Gesang“: „Der Eremit auf Formentera“, und in Riekel, dem Sitz der Familie Rosen, findet die Erstaußführung statt. (R. Th.-Chr. 91 f.). Mit einer Widmung an Fräulein Maria von Rosen erscheint es in Kozebues Zeitschrift (F. G. u. S. III, 8. Stück, 105—206).

In dem Kreise dieser Familie fand Kozebue lebhafte Unterstützung, als er das Revaler Liebhabertheater gründete, das von 1784—95 bestand, und dessen Direktor Friedrich Baron Rosen wurde. (R. Th.-Chr. 93—101 u. 239 f.). Hier nun hatte sich Kozebue ein Sprachrohr geschaffen. Die erste Liebhabervorstellung brachte seine Burleske „Jeder Narr hat seine Kappe“ (R. Th.-Chr. 97). Gelegentlich geht ein Fjfflandsches Schauspiel über die Bretter (R. Th.-Chr. 101). Dann schüttet Kozebue das Füllhorn seines Witzes über die Angreifer des Theaters aus: seine dramatische Schnurre „Das Liebhabertheater vor dem Parlament“ wird gespielt (R. Th.-

darauf Kurator der Doms- und Ritterakademie oder sog. Domschule zu Reval. 1815 war er „Mitglied der Komität, welche den Plan zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Esthland entwarf.“ Er starb zu Weizenstein 1825. (Nap. IV, 411). Mit Kozebue wurde er 1787 bekannt und bald verband ihn mit diesem ein enges Freundschaftsverhältnis. Er nahm regen Anteil an dem Liebhabertheater, an Konzerten und „Besekränzchen, deren Seele Kozebue war...“ Ungern gehörte auch zu der Direktion des in Reval begründeten Theaters, arbeitete auch an Kozebues Monatschrift „Für Geist und Herz“ mit. (B. M. XXIV, 115 u. Nap. IV, 411). In der erwähnten Widmung Kozebues wird Ungern als mit der Palette dastehend erwähnt. Es wird hier auf die Kunstübung Ungerns angespielt, der sich im Portraetieren und in Genrebildern nicht ohne Erfolg versuchte (B. M. XXIV, 115 f.).

Chr. 104), außerdem in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift abgedruckt (S. G. u. S. III, 7. Stück, 57—85). Das in Riekel geschriebene Schauerdrama „Adelheid von Wulfingen“ rührt die Zuschauer zu Tränen (R. Th.-Chr. 104 f.). Und nun folgt die Uraufführung einer Reihe berühmt gewordener Nozebuescher Erzeugnisse. Vor allem sind zu nennen das Stück „Menschenhaß und Reue“, das von hier aus seinen Triumphzug über die Bühnen Europas antritt, und dessen Gestalt Eulalia so viele Tränen der Rührung fließen macht, ferner „die Indianer in England“, das „Kind der Liebe“ etc. (R. Th.-Chr. 106—113). Nach unstetem Reisleben bewegen ihn die Ereignisse des Jahres 1806, nach Estland zurückzukehren, wo er abwechselnd auf seinen Gütern und in Reval der literarischen Tätigkeit lebt (Dör. 307). Von 1812—13 ist er Direktor des neubegründeten Revaler Theaters. (R. Th.-Chr. 161). Ende 1812 wird Nozebues von Karl Petersen zum Schluß seines Scherzspiels mit spöttischem Ernst gepriesene Gelegenheits satire (R. P's Nachl. 148) aufgeführt: „Der Flußgott Niemen und Noch Jemand. Ein Freudenpiel in Mittelversen mit Gesang und Tanz aufgeführt auf dem Theater zu Reval zur Feier des Freudenfestes, als die letzten Ueberreste der fliehenden Franzosen von den tapfern Russen wieder zurück über den Niemen gejagt wurden, im Dec. 1812.“ Auch in Riga wird das Stück mit „großem Applaus“ gegeben, vom General-Gouverneur aber verboten. (R. Th.-Chr. 167 f.).

So stellt Nozebue im haltischen Osten mehr als durch direkte Angriffe auf Goethe dadurch eine der sieghaften Ausbreitung des neu aufglimmenden Geistes entgegengesetzte Tendenz dar, daß er zeitweilig das Interesse auf seine vielgeschäftige literarische Persönlichkeit lenkte und damit zugleich seine Geistesrichtung propagierte, sei es daß er sich ein Organ in der Zeitschrift „Für Geist und Herz“ schuf, in der vornehmlich seine eigenen Romane und Theaterstücke erschienen, sei es im geselligen Verkehr, sei es daß über die Bretter der Revaler Bühne seine zugkräftigen Stücke gingen, die in den Augen des Publikums um so mehr Glanz erhalten mußten, je eminenter der Erfolg einzelner dieser Stücke auf den großen Bühnen Europas war.

Eine polemische Schrift von geringem Niveau ging von Christian Heinrich Gottlieb Köchy aus, der, zuerst Privatdozent in Jena, 1805 als ordentlicher Professor nach Dorpat berufen, hier 11 Jahre weilte, dann aber, seines Amtes entsetzt, Dorpat verließ, in Hamburg, London, Madrid, Paris, dann wieder in Wolfenbüttel tätig war (M. d. B. XVI, 414). Die Schrift erscheint unter dem Decknamen Friedrich Glover, der sie angeblich aus dem Englischen übersetzt hat, und heißt: „Goethe als Mensch und Schriftsteller“. Als Mensch und Schriftsteller wird Goethe herabgewürdigt. Für

das Niveau dieses Laborats ist neben dem auf der Titelseite prangenden Motto: „Garstiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!“ u. a. folgende Stelle bezeichnend: „An faden tändelnden Wortspielen, worin sich Goethe von jeher so wohl gefiel, läßt er's auch jetzt nicht fehlen. Dahin gehört z. B. die närrische Definition der wahren Erfahrung Th. II, S. 142 „Die wahre Erfahrung“ — heißt es hier — „sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfahrend erfahren müsse.“ Der Erfinder — teilt Röchy mit — soll ein gewisser Behrißch sein, auf dessen Gehirn wahrscheinlich ein heißer Sommer nachteilig gewirkt hatte.“ (Glov. 9). Man halte die entsprechende Stelle aus „Dichtung und Wahrheit“ entgegen, die zeigt, daß Goethe den jugendlichen Übermut seines Freundes schildert: „Auch meinem Freunde Behrißch hatte ich manchmal zugesetzt, er solle mir deutlich machen, was Erfahrung sei? Weil er aber voller Thorheiten steckte, so vertröstete er mich von einem Tage zum andern und eröffnete mir zuletzt, nach großen Vorbereitungen: die wahre Erfahrung sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrner die Erfahrung erfahrend erfahren müsse. Wenn wir ihn nun hierüber äußerst ausschalten und zur Rede setzten, so versicherte er, hinter diesen Worten stecke ein großes Geheimniß, das wir alsdann erst begreifen würden, wenn wir erfahren hätten, — und immer so weiter . . .“ (W. XXVII, 145 f.). Indem nun Röchy weiter eine Reihe von Wörtern und halben Wendungen anführt, sucht er Goethes „pöbelhafte“ Ausdrucksweise und nachlässigen Stil zu beweisen (Glov. 12—21 etc.), bedauert, daß Goethe „in seinen früheren Jahren die alte klassische Literatur der Griechen und Römer fast gänzlich vernachlässigte, und nicht durch anhaltendes Studium derselben seinen Geschmack zu bilden und zu verfeinern bemüht war.“ (Glov. 4 f.). Röchy begnügt sich indessen nicht damit, den Stil Goethes zu bemängeln, sondern er greift auch den Menschen Goethe an. Auf Grund aus dem Zusammenhang gelöster oder mißdeuteter Belege stellt er ihn als einen Verächter der Moral und Religion hin und kritisiert dessen politische Anschauungen von moralischem Gesichtswinkel aus. (Glov. 7 ff.). Auch dessen Überheblichkeit und Stolz glaubt er rügen zu müssen (Glov. 11). Nachdem der Verfasser Goethes Leben mit hämischen Blicken verfolgt und zum Schluß ein dramatisches Pasquill „Hefate oder das literarische Wochenblatt, redigirt und glossirt von Rozebue's Schatten“ (Glov. 182—195) angereicht hat, schließt er: „Möge unserm ästhetischen Univerfalmonarchen der Himmel noch lange seinen Himmel auf Erden gönnen, ehe er ihn aus diesem Wolken- und Sternenhimmel in das Empyreum des himmlischen Lichts hinüber ruft. Sollte endlich der Tod,

dieser gräßliche Büttel der ganzen Natur, so frech sein, der ästhetischen Universalmonarchie Deutschlands den Gnadenstoß zu geben, so darf der viel gefeierte Monarch darauf rechnen, dass wir ihm in einer Trauerkantate ein monumentum aere perennius errichten werden.“ (Glov. 195).

Diese Schrift ist dem „Herrn Generalleutenant und Ritter von Klinger in St. Petersburg ergebenst zugeeignet.“ Klinger, der hierin die „Ausführung der ausstudirten Bosheit“ sieht, wendet sich den 27. Febr. 1824 an die Gräfin von Egloffstein mit der Bitte, folgende „Erklärung“ sobald als möglich zum Abdruck in der „Zenaer Litteratur Zeitung, in dem Conversations-Blatt, und anderen viel gelesenen Blättern“ zu befördern:

Unter dem Postzeichen Wolfenbüttel wurde mir durch die Post folgende Schrift zugesandt: Goethe als Mensch und Schriftsteller, aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Glower, Königl. Englischem Oberst-Lieutenant u. s. w. Zweite Auflage Halberstadt 1824, in der Bogler'schen Buchhandlung.

Der genannte (lies: ungenannte) Autor sowohl, als der Übersetzer, Commentator und Übersender dieser Schrift an mich, sind mir völlig unbekannt. Auch spricht sich diese Schrift, wie alle Schriften dieser Art, das Urtheil selbst; da aber nach dem Titelblatt eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte ohne weitere Unterschrift an mich folgt, der ich Freund und Verehrer Goethes von früher Jugend und im späten Alter bin, so erkläre ich hiemit öffentlich:

Dieser Zueignung versage ich die Annahme; die Schrift selbst hat mein höchstes Mißvergnügen erregt, und das Urtheil über die Schicklichkeit der Zueignung an mich, überlasse ich dem Deutschen Leser.

S. Petersburg 27 Febr. 1824.

General-Lieutenant Friedrich Maximilian Klinger.
(Bl. III, 217 ff.).

Auch eine andere Stimme erhebt sich gegen Goethe. Es erhebt sich in den Tagen nationaler Erregung und nationalen Aufgewühltheits der Vorwurf, als stünde der große Mensch und Dichter abseits der brandenden Wogen des Geschehens, als habe er kein Herz für das Schicksal seines Volkes, als mangle es ihm an nationalem Empfinden.

Karl Ludwig Grawe, der durch seine gemeinnützige und redaktionelle Tätigkeit verdienstvolle Oberpastor zu Riga (Nap. II, 93—98), veröffentlicht in seinen 1814 in Leipzig anonym erschienenen „Skizzen zu einer Geschichte des Russisch-Französischen Krieges im Jahre 1812“ Verse ¹⁾, die er mit

¹⁾ Wieder abgedr. R. TzBl., Feuilleton-Beil. 1912, Nr. 45, S. 177.

folgenden Worten einleitet: „Im Norden erhob sich eine Stimme, die den ersten deutschen Dichter kraftvoll und männlich seiner undeutschen Unmännlichkeit zieh.“ (Gr. Ms. 152). Die Verse sind an Goethe gerichtet, stellen diesem eine Warnung seines verstorbenen Freundes vor Augen, wenden sich gegen Napoleon und schließen mit einem feurigen Appell an den großen Dichter, er möge durch seine hohe Kunst die Herzen der deutschen Brüder entzünden, ihnen die Fackel der Begeisterung im Freiheitskampf vorantragen. Das Gedicht lautet:

An G ö t h e.

Ein hoher Sänger ¹⁾ hat Dir laut verkündet
Als Du, der Priester selbst, auf dem Altar
Melpomenes das Opfer angezündet,
Das an der Sein' ihr einst bereitet war:
Nicht auf der Franken Regelzwang gegründet
Sei, was der deutsche Genius gebar,
„Denn auf der Spur der Griechen und des Britten
Ist er dem beßern Ruhme nachgeschritten.“ ²⁾

Unsterblich lebst, der warnend Dies gesungen
Und schaut Dich jetzt vom hohen Sternenplan,
Zum Herzen war die Stimme Dir gedrungen
Wie Nebel vor der Sonne schwand Dein Wahn;
Der Freundschaft Band hielt traulich Euch umschlungen,
Der Geist zieht stets verwandte Geister an,
Bewundernd sah'n wir hoch in weiter Ferne
Im Strahlenkranz die schönen Doppelsterne.

Doch schlimmer sehn wir Dich in unsern Tagen
Herabgewurdigt zum Despotenknecht,
Mit feiger Stirn des Thrones Stufen schlagen
Vor dem, der Wahrheit stets gehöhnt und Recht;
Die Stirn, die stolze Lorbeern nur getragen,
Des Sängers Kunst von göttlichem Geschlecht,
Sank in den Staub zu des Tyrannen Füßen,
Dem Nero, dem Bujuris weichen müßen.

1) Schiller. Siehe 2)

2) Graves Anm.: „Schiller an Göthe, als dieser den Mahomet von Voltaire auf die deutsche Bühne brachte.“ (Gr. Ms. 152).

Bernehmen wir den Sänger freier Lone
Aus jener Zeit, die herrlich einst gebluhet?
Aus jener Zeit, wo Deutschlands edle Söhne
Für Freiheit und für Ehre nur geglühet?
Wo Deinen Egmont, werth daß man ihn krone,
Die Glorie des Märtyrers umzieht,
Dein Verlichingen die gestahlte Rechte
Nur kämpfend hob im rühmlichen Gefechte?

Wer ist er, dem auch Du Dich beugst, „der Eine
Der das gelöst, was Tausende verwirrt?“
Wir sahn ihn hier, wir sahn ihn hell im Scheine
Von Moskwa's Flammen, die sein Hauch geschürt;
Sein Denkmal sind die modernden Gebeine,
Das Tausende von Raben noch umschwirrt,
Der Trümmer und Verwüstung öde Schauer,
Der Enkel Fluch und eine Welt in Trauer.

Was die Griechen herrlich einst gestaltet,
Raubte seiner frechen Söldner Schwarm;
Wo die hohen Römer sonst gewaltet
Schmiedete der Ketten Last sein Arm;
Herrmanns Enkel, in sich selbst zerspaltet,
Sonst dem Bruder treu, dem Freunde warm,
Wurgten sich, vereint nie zu besiegen,
Wurgten sich durch ihn in Bürgerkriegen

Der Du warst, o Trefflicher! sey wieder!
Trage kühn die Fackel uns voran,
Ein Tyrtaus führe Deine Brüder
Durch Apollo's Kunst die Heldenbahn.
Ewig lebe durch die Macht der Lieder,
Wer für Freiheit glorreich sank als Mann;
Und den Lorbeer schmückt dem edlen Sohne
Deutschland dann noch mit der Burgerkrone.

(Gr. Ms. 152—154).

Wie verschieden malt sich das Bild Goethes in der Auffassung der Menschen, verschiedenartig ist die Wirkung des Vielumspannenden. Stand Helene von Kügelgen voll Bewunderung und doch voll Schmerz vor dem

Bilde des, wie ihr schien, sich Zersplitternden, zwischen den Polen des Guten und Bösen dämonisch Hin- und Hergetriebenen, und meinte sie, an ihm ein sittliches Schwanken erkennen zu müssen, so glaubte Merkel, den Großen mit moralischem Zentimetermaß messen zu können, so wurde auch von einer Gestalt wie Röchy jener Gesichtspunkt aufgegriffen. Ebenso wurden Stimmen laut, die an der Liebe Goethes zu seinem Volk zweifelten.

Setzte sich dem zu höchster geistiger Ökonomie sich zusammenschließenden Willen, der sicheren Abgeschlossenheit des Olympiers die ablehnende Haltung des kurländischen Edelmannes entgegen, so zeigt sich diese Haltung auch bei Merkel, der Goethe in purpurnem „Prunkgewand“ einherschreiten läßt, das anzeigen soll, „daß noch etwas Höheres da sey“, was er gern schiene, aber nie sein werde (Br. 262), und der in bezug auf Goethe Ausdrücke wie „Pfauenauge“ (D. u. Ch. II., 161) und „Pfauenrad“ (D. u. Ch. II, 166) bereitwillig aufnimmt und benutzt, so wendet sich Kozebue gegen die Annahmbarkeit des Jupiter, so ist auch Glover-Röchy dabei, vor dem „Universalmonarchen“ (Glov. 195) seine höhnischen Bücklinge zu machen.

III.

„Das Gesicht Goethes ist voll Feuer und doch Weichheit, nicht wie bei Herder — Marmor. Sein Auge ist rund und frei, braun, ein dunkler Spiegel, der desto reiner und heller auffaßt. Sein Blick ist oft unmerklich auf Sachen gewandt, die er gar nicht zu bemerken scheint. . . .“ (R. G. Gr. 44), diese Worte schreibt unter dem unmittelbaren Eindruck Goethes ein junger sich und seine Zukunft Suchender den 6. Febr. 1791 in sein Jenenser Tagebuch. Es ist einer, der den Dichter und Maler zugleich in sich trägt. Es ist Karl Gotthard Graß, der zwischen Altem und Neuem zu wählen hat. Mahnend steht die Gestalt des Vaters vor ihm, erhebt sich das Pastorat seiner livländischen Heimat, Serben, wo er geboren und aufgewachsen (R. G. Gr. 6, ff.). Mit Ehrfurcht blickt der Knabe zu dem Vater und dessen pastoralem Amte empor. „Besonders ehrwürdig — schreibt der Rückblickende — erschien mir mein Vater, wenn er beim Morgengebet in der natürlichen Empfindung seines Herzens zum Himmel hinausblickte oder wenn er vor einem Baum, der in Blüte stand oder sonst einer Naturerscheinung ausrief: „Groß sind die Werke des Herrn!“ Ich konnte nicht in die Empfindung selbst eindringen, aber die äußeren Zeichen erfüllten mein Herz mit einer stillen Ehrfurcht, die an Vorahnung grenzte. Wenn meine Eltern das Nachtmahl gefeiert hatten, dann erschienen sie mir wie Heilige, die mit der Gottheit in unmittelbarer Verbindung stehen. — Nie wurde ein Leidender, ein Unglücklicher von unserer Tür gewiesen. Geben und die Freude des Empfangens zu sehen, war für mich etwas Großes.“ (R. D. Gr. 8 f.). So war es in seiner Kindheit. Nun ist er in Jena und will Theologie studieren, um ein würdiger Nachfolger seines Vaters zu werden. Eine geheime Sehnsucht zieht ihn zur Kunst. Eines geistlichen Herrn indessen ist die Beschäftigung mit den Künsten nicht angemessen. Der Generalsuperintendent Christian David Lenz¹⁾, der Vater eines gleichfalls auf Abwege geratenen Sohnes, hebt drohend den

¹⁾ Mahnte doch Christian David Lenz auch seinen Sohn J. M. N. Lenz vor den Gefahren der modernen geistigen Strömungen. (St. II, 36 f.).

Finger. „Ev. Magnificence wohlgemeinter Vorwurf — antwortet der Schuldige — in Rücksicht auf meine übertriebene Neigung zur Malerey ist allerdings gerecht. Ich bin ein großer Verehrer dieser Kunst gewesen, und noch jetzt läugne ich nicht alles Gefühl für selbige ab. Doch nur dann hat sie mich auf einige Augenblicke von meinem Hauptgeschäfte abziehen können, wann ich durch sie mir unentbehrliche Bedürfnisse, die das geringe Vermögen meines Vaters mir nicht geben konnte, erwerben mußte, und dies wäre auch der einzige Fall, da ich gezwungen werden könnte, diese Wissenschaft, die ich jetzt fast gänzlich bei Seite gesetzt habe, wieder zu ergreifen.“ Er fährt fort: „Denn nicht mit Zwang habe ich das theologische Studium ergriffen, sondern der Wunsch, einst meinen Vater in seinem Alter zu erfreuen, der lohnende Gedanke, einst ein brauchbarer, Nutzen stiftender Mann zu werden, trieb mich dazu an.“ (R. G. Gr. 128 f.).

So mochte der junge Theologe zugleich sich selbst Mut zureden. Wie lange konnte er sich täuschen? Es mußte der Moment innerer Auseinandersetzung kommen. Und als Schiller Professor in Jena wurde, der schüchternen Kunstjünger bei ihm ein und ausgehen durfte, am Fenster stehend, „das Bild des Leidenden, das Edle und Große, welches seine Form und seine Züge umschwebten,“ sich „tief“ einprägte, da fühlte er sich mächtig emporgetragen in eine neue Welt (R. G. Gr. 36 ff.) „Ich fühl es mit gerührtem Herzen, — schreibt er am 3. Juli 1791 von Arnstadt aus — wie viel ich Ihnen zu danken habe und wie von Ihnen erwärmt und ermuntert meine Seelenkräfte höher sich zu heben strebten.“ Mit einem „hohen Gefühl für jede Veredlung“ hat Schiller ihn bejeelt. (R. G. Gr. 41). Auch als Dichter steht er unter dessen überwältigendem Eindruck. Im Zwange Schillerscher Diktion schreibt er sein Gedicht „Der Rheinfluss“, das Schiller 1792 in die „Rheinische Thalia“ aufnimmt, und dessen erster Vers lautet:

Wo dich mein Aug zuerst empfand,
 Helvetien — wo aus der Felsenwiege
 Ein stolzer Strom zum Wogenkriege
 Sich stürzt von hoher Felsen Rand;
 Wo ein gefühltes Wonnenseuer
 Die Brust durchdrang, die Seele freier
 Zu neuen Welten sich entschwang;
 Wo jeder Ton auf ihren Saiten
 Harmonischer zum andern klang:
 Dahin soll mich des Liedes Flug begleiten,
 Auf Raufen's jäh'n Felsenhang! (R. G. Gr. 93).

Neue Eindrücke. Italien! Hinweggeschwemmt sind alle Mauern, die der junge Theologe vor sich selbst aufrichtet. „Niemals — schreibt er 1791 an einen Freund, dem er von seinen Reisen erzählt — war mir Geschwäg unausstehlicher als zu einer Zeit, wo wirklich mehr als jemals sich meine Seele zum Ernst neigt, weil ich jetzt in diesem Jahre meine Bestimmung für mein künftiges Leben wählen muß, wenn nicht Jugend mir und mit ihr der Preis unserer Bemühung, Ruhe und Frieden im Alter, entfliehen soll. Ich habe für das theologische Studium nie großes Interesse gehabt und jetzt gar keins; es könnte mich gereuen, wenn ich einmal mich zum Landpfarrer bestimmt hätte — nur die Umstände mußten entscheiden. Also jetzt kein Wort weiter davon.“ Im gleichen Brief folgt die Notiz: „Neulich lernt ich auch den Geh. Rath Goethe kennen und wurde durch ihn bei der Herzogin Amalie introducirt, wo ich viele Zeichnungen sah.“ (A. G. Gr. 131 f.).

Zu Goethe hatte ihn der Maler und Kupferstecher Johann Heinrich Lips, Professor an der Weimarer Zeichenakademie, geführt. Was mochte der junge von Reisen zurückgekehrte Künstler vor dem großen Manne, der sich nun „mit vieler Ungezwungenheit“ unterhielt, auf dem Herzen haben? Er zieht seine Zeichnungen hervor. Es sind auch italienische darunter. Aufmerksam ruht das Auge, das einem dunklen „Spiegel, der desto reiner und heller auffaßt,“ gleicht, auf den Zeichnungen. Mit manchen, besonders den italienischen ist Goethe zufrieden. Er bittet sie sich aus, um sie dem Herzog, mit dem er von Graß gesprochen, zu zeigen. Darauf weist Goethe den beiden Malern „ein großes Portefeuille mit schönen Sachen“. Bilder in Sepia von Christoph Heinrich Rniep sind darunter.

Voll Bewunderung steht A. G. Graß vor der Größe des Mannes, dessen Bild sich in ihn eingräbt, so daß er im Zwange eines außergewöhnlichen Eindrucks niederschreibt: „Dieser Mann ist in Weimar, wie ein Gott, aber es ist auch wie ein Gott, nur ein Goethe.“ (A. G. Gr. 43 ff.).

Sowohl Schiller als auch Goethe finden in ihm reiche Anlagen. Schiller schreibt am 10. April 1791 an Körner: „In eben diesem Sommer werde ich dir auch einen anderen jungen Mann schicken, der dich als Künstler interessieren wird. Es ist ein Tiroler, namens Graß, der sich einige Jahre in Jena aufhielt, um da Theologie zu studieren. Darin hat er es nun nicht weit gebracht, aber desto weiter im Zeichnen und Landschaftsmalen, wozu er ganz außerordentlich viel Genie besitzt. Goethe hat ihn kennen lernen und er versicherte mir, daß er die Anlage zu einem vortrefflichen Maler in ihm finde. Im vorigen Sommer machte er eine Exkursion in die Schweiz, von wo er ganz begeistert zurückkam. Er wird dir einige

Schweizerlandschaften zeigen, die er aus der Erinnerung hinwarf, voll Kraft und Leben, obgleich nichts weniger, als ausgeführt. Dabei hat er große Talente zur Poesie, wovon du im nächsten Stück der Thalia eine Probe lesen wirst. Er ist ein herzlich attachiertes Wesen, wo es ihm wohl ist, sein Äußeres verrät in jedem Betracht das Genie.“ (R. G. Gr. 39 f.).

Wie mußte sich der seine Bestimmung immer stärker Erkennende durch das Interesse, das zwei Männer wie Schiller und Goethe an ihm nahmen, auf seinem neuen Wege ermutigt fühlen.

Und doch scheint er seinem alten Vorsatz treu zu bleiben: er kehrt in die Heimat zurück. In dem gleichen Brief, der von den Reisen erzählt, und der das Geständnis seinem Freunde gegenüber enthält, schreibt er: „Nur um meiner Eltern Willen kehre ich in mein Vaterland. Ich bin es meinem alten Vater schuldig, daß er mich in seinem Alter um sich hat, und meinen Geschwistern, daß ich sehe, wie sie versorgt werden können.“ (R. G. Gr. 132). Nun hilft er seinem kranken Vater im Amt, zögert aber, sich als Nachfolger an das Pastorat zu binden. In einer anderen Pfarre hält er zwar die Antrittspredigt, aber auch hier kommt es nicht zur Einwurzelung in das Amt. Zwischendurch ist er in Riga, zeichnet und malt, gibt Zeichenunterricht. (R. G. Gr. 69). Ausgefüllt sind seine Gedanken von dem, was er in den Jahren, da er fern der Heimat weilte, in sich aufgenommen, an neuen Anregungen empfangen ¹⁾. Er wird reizbar, wenn man daran rührt, besonders wenn man Schiller angreift. Bei Johann Christoph Broke, dem verdienstvollen Sammler und Erforscher der libländischen Geschichte ²⁾, trifft er mit Johann Wilhelm Krause, dem späteren Professor der Ökonomie und Baukunst an der Universität Dorpat ³⁾, zusammen. Sie geraten in ein Gespräch. Graf spricht „gewählt, fein aphoristisch abgerundet, oft spitz.“ Es geht um Schiller, Herder und Goethe. Die Gemüther erhitzen sich. Die beiden jungen Leute sind verschiedener Meinung. Krause schreibt darüber: „Schiller war sein Ideal. Herder und Goethe passierten so nebenbei. Dies reizte mich, der ich auf beide in manchen Sachen mehr hielt, und wir gerieten in heftigen Streit. Der alte Broke hatte sein Gaudium an der Heze.“ (R. G. Gr. 134 f.).

Im Jahre 1796 ist Graf in der Schweiz. Er lernt u. a. Lavater kennen. (R. G. Gr., 80 ff.). Auch in Paris ist er. Und im Jahre 1803 öffnet Italien ihm seine Wunder. Dann — die Reise nach Sizilien, die ihm ein zentrales Künstlererlebnis wird. Schon bevor er die Insel betritt,

¹⁾ Vgl. Graf' Schreiben an Schiller aus Riga. (R. G. Gr. 71—80).

²⁾ Vgl. Nap. I, 277—283.

³⁾ Vgl. Nap. II, 545—547.

taucht das schöne Eiland, durch die Feder eines schildernden Dichters hervorgezaubert, in seinen Träumen vor ihm auf. (R. G. Gr. 86 f.). Auch ein anderer noch hatte ihm von der Schönheit Siziliens gesprochen. Er erinnert sich dessen in seiner „Sizilischen Reise“, jenen „Auszügen aus dem Tagebuch eines Landschaftsmalers“. „Bieles — schreibt er — vereinte sich, den Namen Sizilien zu einem bedeutenden Laute für meine Phantasie zu machen. Unter andern erinnerte ich mich, daß mir einst Herr geheime Rath von Goethe gesagt hatte: Sizilien ist noch schöner als das neapolitanische Land“. (Siz. R. I, 4).

In dem alten, halbverfallenen Kastell di Brolo mit seinem Schießchartengemäuer, seinem schadhaften Dache, durchlöcherten Fußboden, dem Hof und seinem grasumwachsenen Brunnen hausend, führt der weltentrückte Maler ein romantisches Dasein, genießt der heiligen Stille und Einsamkeit. Ganz gibt er sich der Natur hin: „... — und als nun das Fenster gegen das Meer geöffnet wurde, als das hohe Peraino, Capo Carava und die liparischen Inseln in ihrer Morgenherrlichkeit vor mir lagen, und als das Meer, wie Orgelton die bewegte Luft drängend, heraufrauschte, da ward meinem Herzen wohl!“ (Siz. R. II, 119 f.). Erschreckt vor der einfachen Größe der Natur, fragte er sich: malt das ein Maler? „Glücklich schätze er sich, — fährt er fort — wenn er gewürdigt wurde, das zu sehen, um ewig die Natur anzubeten“. (Siz. R. II, 61).

Die Natur sucht R. G. Graß wie in der Landschaft Siziliens so auch in dem naiv Ungezwungenen, dem „Kindlich-Natürlichen“ (Siz. R. I, 30) des sizilianischen Volkes.

Indessen nicht ein sklavischer Abzeichner der augenfälligen Wirklichkeit, nicht ein „mechanisch-praktischer Maler“ soll der Künstler sein. Nicht um Verfertigung von „Prospektansichten“ darf es sich handeln. (Siz. R. I, 28 f.).

Wie ein Wunder, wie ein „Seenland“, ein „Hesperidengarten“ (Siz. R. I, 19) erhebt sich dem Blick des Künstlers die Natur. Ein Märchenland, steht sie da: „Liebliches Eiland! reizend, selbst in deiner Verwaistheit, und in den Trümmern deiner ehemaligen Herrlichkeit; immer wird meine Phantasie dich in deinem südlichen Zauberlicht, in deiner so anziehenden Fremdheit erblicken, und deine hesperischen Gärten, deine zauberischen Blüthen, deine in Duft und rosigte Gluth getauchten Berge, dein glänzendes Grün und deine immer große, immer entzückende Meeresansicht, werden mir immer wie Szenen eines Fabel-Landes vorschweben.“ (Siz. R. II, 3). Ein „poetisches Land“ (Siz. R. II, 60) ist die Natur dem Schauenden. Der Hauch einer anderen Welt liegt über ihr: „Warum? ihr fernen Geliebten! kann ich die Stunden der himmlischen Ruhe, diese Früchte, diese Meeres-

ausblick, diese Sonnenauf- und Untergänge, die wie aus einer andern Welt herüberglänzen, mit euch nicht theilen!" (Siz. R. II, 69).

Wie verbinden sich hier dem die Anschauung Siziliens Suchenden Wirklichkeit und Wunder, Wirklichkeit und „poetisches Land“, diesseitige und die andere Welt, Natur und Ideal?

Darauf gibt R. G. Graß in der Einleitung zu seiner „Sizilischen Reise“ Antwort.

Indem er in allgemeinen Zügen den „Charakter der sizilischen Natur“ (Siz. R. I, 13) zu bestimmen sucht, indem er von ihrer Mannigfaltigkeit und davon redet, „daß Sizilien mehr durch sein schönes Detail, als in Rücksicht auf ein Ganzes, die Aufmerksamkeit des Künstlers auf sich zu ziehen verdient“ (Siz. R. I, 19), indem er die historischen Erinnerungen an eine entschwundene schöne Welt, die trotz vulkanischer und Zerstörungen anderer Art in ihren Überresten immer noch mächtig ist, berührt, offenbart sich ihm die hier unmittelbar gegebene Aufgabe künstlerischer Produktion, nämlich die, diese so reichen und schönen Einzelzüge zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden und so die Idee der Schönheit darzustellen. So hebt die Kunst die Natur in das Reich des Ideals, ohne indessen deren (der Natur) mütterlichen Nährboden zu verlassen. R. G. Graß spricht diesen Gedanken so aus: „Läßt sich ein schönerer Zweck denken, dem ein gebildeter Schüler der Kunst und Freund der Natur in Sizilien nachstreben könnte, als dort die Einzelzüge zu einer solchen schönen Idealwelt zu sammeln, aus der ihm die schönere romantisch-idyllische Dichtung hervorginge, und die zugleich den Schein einer vorhanden gewesenen Welt und die Erinnerung aus einer schönen vorhandenen Wirklichkeit behielte?“ (Siz. R. I, 23 f.).

So wird die Wirklichkeit zum „Ferienland“ (Siz. R. I, 19). So, indem die Einzelheiten zur Harmonie zusammenfließen, wird die Wirklichkeit ein „poetisches Land“ (Siz. R. II, 60). So wandelt sich die diesseitige in die andere Welt (Siz. R. II, 69, vgl. 70). So wird die Natur zum Ideal (Siz. R. I, 23 f.).

Nun aber ist die Natur mitunter von so bezaubernder Harmonie ihrer Einzelzüge, daß in ihr die Idee des Schönen unmittelbar Gestalt gewonnen zu haben, unmittelbar Realität geworden zu sein scheint. Dann bedarf es nur des hohen Sinnes des Künstlers, um das „Idealische“ (Siz. R. II, 14 f.) in der Natur zu ergreifen. Dichterische Schilderungen können hier dem Maler helfen, denn „sie lehren ihn mit höherem Sinn in der schönen Wirklichkeit eine höhere poetische Welt ergreifen“ (Siz. R. I, 14).

Nahezu einen Hymnus richtet er an den Künstler, um die Höhe des künstlerischen Berufes diesem in das Gewissen zu impfen: „... — aber darauf

kommt alles an, daß ein immer lebendiger, für ein höheres Schönheitsideal empfänglicher Sinn in dir erhalten werde . . . darauf kommt es an, daß du mit hellerem Geiste die in zarterer, vollkommenerer Harmonie sich darstellende Schönheit der Natur ergreifst, und daß ihr Bild sich unauslöschlicher deiner ganzen Empfindung eindrücke. Geh' ihr durch Dank und Freude beglückter entgegen. — Empfange den himmlischen Moment mit immer neuer, heiliger Leidenschaft, und immer, als sähest du was dich entzückt, zum ersten und zum letztenmal.“ Eine „heilige Flamme“ brennt in dem so Empfangenden. Der „Trieb zum Idealischen“ hebt ihn als Mensch und Künstler empor. (Siz. R. I, 27 f.).

Es braucht nicht darauf hingewiesen zu werden, von welchem Geist diese Gedankengänge R. G. Graß getragen sind.

Schimmert zum Schluß, besonders in der ethischen Richtung des Gedankens Schillers erhabene Geisteswelt hervor, so zeigt sich in der Auffassung der die Natur zum Ideal emporläuternden Kunst die Schaffenslinie Goethes¹⁾, dessen „beobachtender Blick“ nach Schiller „so still und rein auf den Dingen ruht“ (Sch. u. G. I, 5), dessen kühnes, intuitiv erfassendes Genie von der überreichen Mannigfaltigkeit der empirisch-wirklichen Welt zu der Einheit der Idee emporsteigt. (Sch. u. G. I, 6 f.).

Sat R. G. Graß seine Gedanken in seiner Kunst wahrgemacht?

Nach Rom zurückgekehrt (R. G. Gr. 144), umdrängten ihn die Bilder und Laute seiner sizilianischen „Künstlerwallfahrt“, und es entbrannte in ihm der Trieb, die ganze Blut seines Erlebens trotz technischer Schwierigkeiten, trotz Schwierigkeiten der „mechanischen Kunst“, mit denen er zu ringen hatte, hinzumalen. Es erwachsen aus beharrlich gehütetem Eigensten heraus in mühevолlem Schaffen vier Gemälde von Sizilien. (Bier L. 2 f.).

Liebtlich erhebt sich das Bild „beglückenden Morgenfriedens“ (Bier L. 7), „der Frühling im Thal Sanct Angelo di Brolo“. Mit jener „dem Sicilianischen Himmel so eigenthümlichen Fülle von Gluth und Klarheit“ bricht der Morgen über hohe Berggücken an. Olivenbäume senken „ihre beleuchteten, oder in Duft gebrochnen Spitzen“ in das Licht. Die Berge ruhen zum Teil in „ihrem zarten Schattenslor, der sich in der entlegneren Entfernung in immer schwächeren Dunsttönen abstuft.“ Aus dem Thal schlängelt sich ein Bach hervor. Ländliche Hütten. Ein Kloster. Ein Hirt weidet seine Lämmerherde. (Bier L. 3 ff.). „Und das alles war so. Nur weniges änderte ich der Composition zu lieb ab“ (Bier L. 7), bemerkt R. G. Graß in seiner

¹⁾ Vgl. D. S. 146 ff. und D. S., d. II. H. 162 ff., 167 f.

Beschreibung dieses Gemäldes. Die Erinnerung an dieses Tal stand vor ihm „wie ein Zauberland,“ — so leitet Graß seine Beschreibung ein (Bier L. 4).

In der „nunmehrigen Fremdheit seiner Erscheinung“ erhebt sich hoch über der Landschaft ein Denkmal antiker Kunst, ein dorischer Bau, der „Concordientempel bei Sirgenti“ (Bier L. 7). Im Vordergrunde eine Herde. Gott Pan, auf einem Felsenvorsprung sitzend, spielt die Flöte. „Dieser Gott — schreibt Graß — liebte abgelegne einsame Gründe, und selbst diese idealische Figur deutet es an, daß (lies: daß) man in diesem Bilde kein Portrait zu suchen hat.“ (Bier L. 9 f.). Und noch eine Abweichung von dem „Portrait“ der Wirklichkeit merkt er an (Bier L. 8). Gegen Schluß der Beschreibung heißt es: „Dem Andenken des romantisch-poetischen Siciliens machte ich dieses poetische Bild“ (Bier L. 10).

Über alte Lavafelsen herab stürzt der „Wasserfall von Carcacci unter dem Aetna.“ „Ringsum dehnen sich wilde baumleere Lavalager, über welche sich die letzte Kraterspize des Aetna erhebt.“ (Bier L. 10 f.). Es ist ein Bild „des Imponirendsten und Schrecklichsten“, das sich in dieser Gegend findet (Bier L. 11) .

„Ein Idyll aus dem Theokrit, mit einer Küstenansicht von Taormina“ schließt die Reihe der sizilianischen Gemälde. „Das Idyll ist das bekannte schöne Zweigespräch zwischen Dafnis und einem Mädchen, das sich anfängt: „Paris ein Kinderhirt war's, der Helena raubte“ u. s. w.“ (Bier L. 12).

Es zeigt sich hier, wie R. G. Graß aus den Einzelzügen der sizilianischen Landschaft, aus deren Lieblichkeit wie aus deren Charakter „des Imponirendsten und Schrecklichsten“ (Bier L. 11), aus den historischen Erinnerungen antiker Herrlichkeit wie aus der vorhandenen Realität ein Ganzes zu gestalten, die Natur in die Sphäre des Ideals zu erheben sucht, die vier Darstellungen zu einer Symphonie des beherrschenden Eindrucks: Sizilien zusammenklingen läßt.

Hatte R. G. Graß jede Verbindung mit seiner Heimat verloren?

1809 werden die vier Landschaften ¹⁾ auf dem Kapitol ausgestellt. Sie erregen Aufmerksamkeit. Ein hoher Preis wird dem Künstler geboten. Er schlägt ab. Aber mit Freude entläßt er sie aus seinem Besitz nach Riga, mag auch die dafür gebotene Summe eine weit geringere sein. Aus Privatbesitz kamen die vier Landschaften in das derzeitige Simselsche Museum, und noch heute befinden sie sich in den Räumen des Rigaer Kunstmuseums. (R. G. Gr. 147 f., vrgl. 127).

¹⁾ Abgebildet in R. G. Gr.

A. G. Graß verfaßt eine Beschreibung zu seinen Landschaften, die am 20. Januar und 3. Februar 1812 in Merckels „Zeitung für Literatur und Kunst“, der Beilage des „Zuschauers“, erscheint. Sie wird in einem kleinen Heft bei Wilhelm Ferdinand Häcker abgedruckt, mit der Widmung „Den Freunden in Riga“. Der Schluß lautet:

Jrgendwer wird mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich wenigstens darnach strebte, mich, nach meinen Kräften, meines Vaterlandes werth zu machen.

Möge es Riga immer wohlgehen! und mögen alle Genien des Menschen und immer auch der Genius der Kunst dort einen Altar haben! —

Rom.

Karl Graß.

(Hier L. 16).

Im Jahre 1814 trifft er Anstalten zur Rückkehr in die Heimat. Zähl überkommt ihn der Tod. (A. G. Gr. 150).

Trägt die Kunst A. G. Graß' überdies romantische Züge an sich, so zeigt sich dieser Zug neben anderen auch bei dem bekannten Maler Gerhard von Kügelgen.

In Bacharach am Rhein als Sohn eines kurkölnischen Hofkammerrats geboren, aufgewachsen in der malerischen Stadt mit ihren alten Bauten, farbenprächtigen Prozessionen, dem zeremoniellen Gepränge und geheimnisvollen Zauber des katholischen Gottesdienstes, was die empfängliche Seele des werdenden tief beeindruckte (L. A. 1 u. 6 f.), empfand er früh Liebe zur Kunst. Diese seine leidenschaftliche Hingabe teilte er mit seinem Zwillingbruder Karl, mit dem er, wie er ihm zum Verwechseln ähnlich sah, sich auch innerlich eng verwachsen fühlte. (L. A. 1, 7—12). Nach dem Tode des Vaters beginnt der künstlerische Werdegang der Zwillinge. Zuerst von dem unter Raphael Mengs' Einfluß stehenden Hofmaler Januarius Zick, dann ausdrücklich nach den Grundsätzen Raphael Mengs' unterrichtet, wandert Gerhard Kügelgen mit seinem Bruder nach Rom, wo er sich der Gewalt des Klassizismus nicht entziehen kann; bald aber soll in ihm, dem Freunde Kaspar David Friedrichs, auch die Romantik mächtig werden, wie überhaupt in jener Zeit die Verbindung klassizistischer und romantischer Züge sich findet. (L. A. 12—22).

In Rom wird Gerhard Kügelgen mit Adam Heinrich Schwarz, dem Sohn des Rigaer Bürgermeisters, bekannt, und als im Jahre 1795 die drohenden Ereignisse viele Fremde aus Rom vertreiben, überdies die Mittel

Rügelgens ausgehen, entschließt er sich, seinen Freund Schwarz nach Riga zu begleiten. (L. R. 25 f., 99).

In der alten Hansastadt angelangt, wird er in dem Hause des Bürgermeisters Schwarz freundlich empfangen. Es bahnt sich ein reger Verkehr mit einer Reihe Rigaer Familien an. Das Interesse wendet sich wie dem Menschen, so auch dem Maler Rügelgen zu. Er portraitiert und vollendet eine Anzahl Bilder, die z. T. noch heute in baltischem Privatbesitz sind. Auch sein Bruder Karl, der ihm nachgezogen, wird in dem Kreise, in dem sich Gerhard Rügelgen bewegt, heimisch. Erneute Trennung. Nach zweieinhalbjährigem Aufenthalte in Riga folgt Gerhard Rügelgen einer Einladung nach Estland, an das ihn bald ein enges Band knüpfen wird. Im Schwarzenhäuptersaal¹⁾ zu Reval ist Konzert. Es ist Leben in der Stadt. Man spürt, daß der 1. März da ist, der allgemeine Zahlungstermin, der die Herren vom Lande in die Stadt führt. Da ist Konzert im Schwarzenhäuptersaal. Gerhard Rügelgen ist unter den Besuchern. Er trifft den ihm bekannten Kreismarschall von Bock, und ehe er sich versieht, unterrichtet er in dem kunstliebendem Hause von dessen Schwager Johann Wilhelm Zoega von Manteuffel die eine der Töchter Marie Helene in der Malerei. (L. R. 28 f. u. 86).

Sie nimmt teil an seiner Kunst. Er wählt „nur edle und erhabene Gegenstände“, Gegenstände aus der biblischen Welt. (L. R. 30). Er wählt auch solche aus der Antike. (S. R. 15). Er porträtiert. Die Welt Italiens rollt er vor ihr auf. „Gerhard Rügelgen — so schreibt sie in einem Brief vom Jahre 1798 — holte seine Mappe hervor und sagte: „Ei, Sie müssen heute mit mir etwas in den italienischen Gebirgen lustwandeln. Ihre Schwester Sophie hat an ihrem Geburtstag so angenehme Promenaden gemacht, wir wollen uns heute einbilden, wir wären in Italien.“ Und so reisten wir denn mit Blitzesschnelle über Berg und Thal, nur etwas länger weilend, wo es uns besonders gut gefiel.“ (S. R. 17 f.). In der Begeisterung für die Kunst schließen sich beide zusammen, und aus ihr wächst eine starke Liebe empor, die alle sich entgegensetzenden Schranken niederbricht. In Petersburg begründet das junge Paar sein Heim, weilt vorübergehend wieder in Estland. (L. R. 33 f., 36). Nach Jahren heiratet auch Karl Rügelgen die dritte Tochter des Hauses, Emilie Zoega von Manteuffel. (L. R. 36 u. 154).

1805 ist Gerhard von Rügelgen in Dresden (S. R. 109 u. N. d. V. XVII, 306). Hier findet er seinen dauernden Wohnsitz und auch die Stätte

¹⁾ In dem alten Gildehaus der Großen Gilde. (L. R. 29).

seiner amtlichen Wirksamkeit, die ihn stufenweise zu einer ordentlichen Professur an der Dresdener Akademie emporführt (L. N. 63).

Die Beziehungen zu dem Heimatlande seiner Frau bleiben durch Erinnerung und persönlichen Kontakt rege. In Dresden gehen baltische Gäste ein und aus und vermitteln den Austausch mit den Fernen. (S. N. 162 etc.). Die Briefe der Frau Helene von Kügelgen an ihre Angehörigen zeigen diesen lebendigen Kontakt. Auch über die neue deutsche Literatur spricht sie ihre Ansichten aus. (S. N. 136 etc.). Kügelgen wird an das Land im Osten, das er einst Schulter an Schulter mit einem Freunde erwanderte, und in dem er eine Braut fand, noch mehr durch den ihm bald verschwägerten Zwilling Bruder geknüpft, der nach mannigfachen Reisen in Estland weilt. (L. N. 154, 156 f.). Und als Gerhard von Kügelgen in der letzten Zeit seines Lebens daran geht, sich auf einem Weinberge in Loschwitz bei Dresden einen Landsitz zu schaffen, ein Malerzimmer mit hohen Fenstern für größere Kompositionen, da soll ein Altarbild für Riga die erste Arbeit sein, die er hier ausführen will. (L. N. 70).

In Dresden gelangt Kügelgen von dem Klassizismus, den er in seinem auf der dortigen Gemäldeausstellung (1806) erfolgreichen Bilde „Apoll und Hyazinth“, jenem Bilde von reicher linearer Plastik, voll ausprägt, immer mehr, wie Leo von Kügelgen in seiner monographischen Darlegung ausführt, zu einer romantischen Formgebung, die u. a. deutlich in dem Bilde des visionären Schauers „Johannes der Seher in der Höhle auf Patmos“ hervortritt. (L. N. 46, 48, 50, 66). Indessen verleugnet sich der Klassizistische Zug seiner Kunst auch weiterhin nicht, sei es daß dieser sich mit romantischer Gestaltung verbindet, sei es daß er mit entschiedener Eindeutigkeit hervortritt. (L. N. 66, 125, 127, 61 etc.). Im Porträt aber zeigt sich naturtreue Darstellung. (L. N. 24, 65).

Daß der Maler den Kontakt mit der literarischen Bewegung der Gegenwart sucht und empfindet, daß er das Gären und Drängen junger Kräfte auf den verwandten Gebieten des geistigen Lebens aus der Not des deutschen Volkes aufsteigen fühlt, das bekunden die Worte eines Briefes an seinen Zwilling Bruder: „Vor allem freut mich aber die allenthalben sich regende Gärung im Fache der Litteratur und Kunst, in der man deutlich eine Übergangsperiode zu ihrer gänzlich neuen Gestaltung wahrnimmt, und um da thätig mitwirken und eingreifen zu können, muß man dabei sein. Bis jetzt bin ich mehr duldend, ein ruhiger Beobachter gewesen und habe manches gelernt, was man nicht thun soll. Ach Bruder, wie oft sehne ich mich nach Dir, um mich über dieses chaotische Labyrinth mit Dir zu besprechen! Ich ahne einen neuen, herrlichen Tag der Wissenschaft und Kunst und glaube

manchmal schon die Morgenröte zu erblicken. Meine Seele möchte dann jauchzen vor Wonne, daß mitten unter dem Druck, unter welchem Deutschland schmachtet, ein neues Leben allmählich keimt. . . Dies ist die Rache des deutschen Volkes an seinen Unterdrückern, daß, während dieselben über uns siegen, sie ihren Geist befangen in die Sklaverei hingeben, und wir die Flügel frei entfalten — und das hat mich versöhnt mit meinen Landsleuten, denen ich erst in dieser völligen Überzeugung die Lauigkeit vergebe, mit welcher sie sich in die Sklaverei des Leibes und anscheinend auch in die des Geistes fanden. . .“ (S. N. 132).

Überwältigend groß aber stehen vor ihm die Umrisse einer Schöpfergestalt. „Goethe — so schreibt Kugelgens Sohn in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ — war der einzige deutsche Dichter, an welchem mein Vater Geschmack fand, weil er der einzige sei, der deutsch schreibe, sagte er, und soweit ging er in der Wertschätzung seines Lieblings, daß er den Goethischen Faust gleich an die Bibel reihend, für das zweitbeste Buch der Welt erklärte.“ Seiner Frau gegenüber, die Klopstock und Herder vorrückt, deren Muse allein das Gute ergreife, betont er das Vollmenschentum des Dichters. (W. N. 138 f.).

Im Dezember 1808 ist Kugelgen in Weimar. Er malt hier die Bilder Goethes und Wielands nach dem Leben, die Porträts Schillers und Herders nach „den Totenmasken, nach schon vorhandenen Bildern und nach der Beschreibung nächststehender Freunde.“ (L. N. 55, 58). In unmittelbarer Berührung mit den Weimarer Geistern wird ihm deren Welt um vieles lebendiger. Er schreibt an seine Frau: „Besonders aufgeklärt bin ich nun über das sogenannte Heidentum und die Irreligion der Weimaraner. . . . Wieland ist ein frommer, gottergebener Mann, und Goethes Ansichten über die Gottheit sind eben so erhaben, als er selbst kräftig in seiner Menschenhülle dasteht. Dies war mir nicht neu; denn ich kenne ja seinen Faust. Du hattest ganz recht, wenn Du sagtest, Goethe würde dieses Werkes Vollendung uns nicht schuldig bleiben. Wie sehr freue ich mich, nach unendlichen Labyrinth, durch welche der Teufel den armen Faust noch führen wird, diesen am Ende doch als Sieger zu sehen! — So triumphiert die Menschheit über das Böse, so Michael, der den Satan in den Abgrund fördert!“ Hier verbinden sich die Gedanken an den „Faust“ mit dem eigenen Schaffen des Malers, der in Dresden an einem Bilde des Michael arbeitete.

Nach an dem Zorne des großen Mannes hat er seine Freude. „ . . . ich fühle mich gestärkt an dem gerechten Zorne dieses Giganten über das Unwesen unserer Zeit,“ schreibt er in dem gleichen Brief. (L. N. 56).

Wie durch die Gewalt dieser Berührung sein ganzes Wesen ergriffen wird, so fühlt er auch den Künstler in sich wachsen. Nach Dresden zurückgekehrt, schreibt er dem ihm befreundeten Dorpater Professor Karl Morgenstern: „In der genauern Bekanntschaft mit Goethe und Wieland fühle ich den besseren Teil meiner Seele gereifter, mich in manchen meiner Ideen bestärkter, fester selber im Willen meiner Kunst, und klarer übersehe ich die Menschen und das Leben.“ (L. R. 57 f.).

Goethes Bild ¹⁾ wird nach dem Tode des Künstlers von der Dorpater Universitätsbibliothek erworben, wo es sich mit den Kugelgenschen Porträts von Wieland, Herder und dem schon erwähnten Professor Morgenstern noch heute befindet. ²⁾ (L. R. 59).

In dem Hause seiner Eltern wächst Wilhelm von Kugelgen unter dem starken Eindruck der Gestalt Goethes auf. Er berichtet darüber in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“: „So lange ich denken konnte, hatte der Name Goethe in dem Freundeskreise unseres Hauses einen mehr als königlichen Klang gehabt.“ (W. R. 138). Und durch die Gespräche und Auseinandersetzungen der Eltern, deren Meinungen über Goethe, wie erwähnt, in einer bestimmten Beziehung auseinandergehen, wird dem Knaben der Name des Dichters zu einer strahlenden „Sonne, vor deren Glanz jedwedes andere Gestirn verbleichen müsse.“ „Ja, — fährt der auf seine Jugend Zurückblickende fort — er war allgemach in meiner Vorstellung zu einem solchen Coloss angewachsen, daß ich selbst für den einziehenden Kaiser Alexander nur ein halbes Auge hatte, da ich zwei Minuten vorher den hochgefeierten Dichter gesehen, an seiner Seite gestanden und freundliche Worte aus seinem Munde vernommen hatte.“ (W. R. 138 f.).

Tief prägt sich das Bild der Ehrfurcht gebietenden Erscheinung dem Knaben ein, der sie in der Dresdener Rüstkammer umherschreiten sieht. „Noch sehe ich — schreibt der sich Erinnernde nieder — seine majestätische Gestalt mit der lebendigsten Theilnahme unter den gespenstischen Harnischen herumwandeln, welche wie lebendige Recken auf prachtvoll geschnitzten Streitrossen sitzend in den niedrigen Räumen des alten Locales fast riesengroß erschienen. Einer besonders imposanten Gestalt nahm Goethe den von Edelsteinen funkelnden Commandostab aus der Eisensfaust, wog ihn in der

¹⁾ Kugelgen hat Goethe zum zweitenmal 1810 in Dresden gemalt. Es ist die Frage erörtert worden, ob die Dorpater Universitätsbibliothek nicht vielmehr im Besiz dieses in Dresden gemalten Bildes sei. Jedoch ist diese Annahme widerlegt worden. Leo von Kugelgen behandelt diese Frage in seiner Monographie. (L. R. 58 ff.)

²⁾ Abgebildet in L. R. 115, 109, 118, 111.

Sand und zeigte ihn uns Kindern. „Was meint ihr, — sagte er — mit solchem Scepter zu commandiren muß eine Lust sein, wenn man ein Kerl danach ist!“ und er sah gerade aus, als wenn er selbst der Kerl danach wäre.“ (W. R. 141 ff.).

Auch musikalisch gehoben ergreifen ihn die Laute der Goetheschen Sprache, denn nicht viel anderes — so bemerkt er — höre man singen als Goethesche Lieder (W. R. 209). Und als der junge Wanderer in den funkelnden Glanz der Morgensonne hineinschreitet, vor sich „die ahnungsvolle Herrlichkeit des blau aufsteigenden Gebirges,“ da singt er nicht „Wach auf, mein Herz, und singe“ oder „Die Sonn' hat sich mit ihrem Glanz“, vielmehr singt er trozige Worte, indem für diese sein Herz nach musikalischer Erhebung sucht. „... vielmehr — schreibt er — sang ich die trozigen Verse des Goethe'schen Prometheus, die ich kurz zuvor — mich dünkt in Moritz' Götterlehre — mit Entzücken gelesen und theilweise im Kopf behalten hatte. Die Melodien improvisirte ich nach Bedürfniß und singend erschienen mir die gewaltigen Worte noch so viel prächtiger, daß ich nicht müde wurde, sie immer wieder von neuem abzusingen; müßte auch kaum, daß Schönheit und Macht der deutschen Sprache mich jemals wieder so ergriffen hätten, als in der Kraft und Freudensfülle jenes Morgens mit seiner Frühlingsluft.“ (W. R. 374 f.)

Und weiter in dem Hause seines nachherigen Schwiegervaters, des damals bekannten Geistlichen und Dichters Friedrich Adolph Krummacher (M. d. B. XVII, 240—243), ist Goethes Name kein leerer Schall. Schreibt doch der „Netti“, wie der junge Kugelgen diesen mit kindlicher Hingebung verehrten Mann in Anlehnung an Hebel's „Allemannische Gedichte“ nennt (W. R. 343), den 28. Juni 1818 seinem in Jena studierenden Sohn, der mit dem großen Dichter in Berührung gekommen: „Goethe ist unstreitig einer der merkwürdigsten Menschen — ein Proteus in seinen Schriften, aber überall tiefblickend und tief ergreifend den Geist des Zeitalters. Freilich eigentlich nur im ästhetischen Sinne — eine Art ästhetischer Bonaparte; doch will ich das nicht böse gemeint haben. Er ist eine kräftige antike Natur.“ (Kr. 119.)

Als Wilhelm von Kugelgen nach dem Tode seines Vaters mit Mutter und Geschwistern die Verwandten in Estland, den Zwillingbruder des Vaters, die Angehörigen der Mutter, deren Schwester Sophie Baronin Stackelberg auf dem Gute Poll besucht, da sind es bleibende Eindrücke, die er mitnimmt (L. R. 165 u. S. R. 270 ff.). Trauliches Beisammensein im Familienkreise, Musik (L. R. 165), dann das Wandern im Pelz durch den verschneiten Wald, Schlittenfahrten, das alles berührt ihn mit neuem und

doch heimatlichem Zauber. In seinem „Schlittenfahrt in Estland“ benannten Gedicht heißt es:

Die Nacht wohl schon in den Wäldern graut,
Die stehen in weißen Perrücken —
Wer nie diese uralten Wälder geschaut,
Bei Nacht und bei Nebel sich durchgetraut,
Mag hinter dem Ofen ersticken. (S. R. 272 f.)

Daß er sich nach diesem fernen nordischen Lande als nach einer Heimat seiner Seele zurücksehnt, zeigt ein Gedicht der Erinnerung an das schöne Gut. Der letzte Vers lautet:

Ich denke Dein mit Thränen,
Wenn meine Seele hangt,
Die oft mit heißem Sehnen
Nach Dir zurückverlangt. (S. R. 274 f.)

Wilhelms Bruder Gerhard, der in Dorpat zu studieren beginnt, verwurzelt tiefer in dem mütterlichen Boden. Er wohnt zunächst bei dem Freunde seines Vaters und seiner Mutter. Der Dorpater Professor Moritz von Engelhardt ist sein Pflegevater. (S. R. 271, 437 u. L. R. 157).

Mit dem ihm befreundeten jungen baltischen Maler Timoleon Neff, der alsbald eine klassizistische Kunst anstrebt (N. 56—59), und mit dem er später in Petersburg an den Gemälden für die griechisch-orthodoxe Szaaks-kirche arbeitet (L. R. 170), unternimmt Wilhelm von Kügelgen eine Romreise. In Italien macht er die Bekanntschaft Ludwig Richters und u. a. die des estländischen Malers Ludwig Baron Maydell. (N. 39—41, L. R. 165 u. S. R. 285 usw.).

Dann ist er mit seiner Frau — 1827 hat er die jüngste Tochter des schon erwähnten Friedrich Adolf Krummacher geheiratet — und seiner Mutter wieder in Estland. Nach manchem Wechsel des Wohnortes beschließt er sein Leben im Dienste des Anhalt-Bernburger Hofes. (L. R. 166—170).

1830—31 malte er zu Schloß Hermsdorf in Sachsen das große Altarbild für die Klaiskirche zu Neval, wo es heute noch dem vor den Altar Tretenden mit der Ruhe und dem edlen Maß klassizistischer Komposition sich entgegenhebt. Es ist ein Werk klassizistischer Formgebung, und doch verraten die Gestalten bis in die Einzelheiten ihrer Ausführung realistische Beobachtung, wie denn Wilhelm Kügelgen schon früh jene wie diese

Richtung anstrebt. Er stellt sich nicht entschieden auf den Boden des Realismus, was sein jüngerer Vetter Konstantin R. 1) tut, einem sich wandelnden Zeitgefühl folgend. (L. R. 165 f.).

Daß die Tradition der Zwillingbrüder in den nach ihnen kommenden Geschlechtern der Familie auf baltischem Boden fortlebt, veranschaulicht Leo von Kugelgens monographische Darlegung „Gerhard von Kugelgen, ein Malerleben um 1800 und die anderen sieben Künstler der Familie“ 2).

Wie Goethe hier einem Suchenden Anstoß zu höherem Streben verleiht, dessen Gedanken über Natur und Kunst mitbestimmt, da die Anschauungswelt eines Malers erfüllt, dort in den sich bildenden Vorstellungen eines Kindes gegenwärtig, an dem künftigen Leben unsichtbar mitbaut, wie die Fäden belebender Berührung hier auf, da untertauchen, ein unentwirrbares Netz spinnen, so steht er auch, ein gigantischer Markstein, unberührt im Leben eines Menschen da.

Die große Lehrmeisterin Natur soll nach Goethes Auffassung Führerin sein in Leben und Kunst. Diese Wahrheit ist dem großen Lebensformer so innerlichst gegenwärtig, daß er sie, sei es in Gespräch und Schrift, sei es durch die Wucht seines naturhaften Wesens, einflößt, wo immer Strebende von seinem Genius gestreift werden. So hat er volle Sympathie für Otto Christoph von Budderghs Bemühungen um Hebels „Mannische Gedichte“. „Denn es ist — so schreibt er — mir vorzüglich angelegen, von solchen Dichtern zu handeln, welche von der Natur ausgehen oder zu ihr sich zurückwenden.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXVI, 176). So sucht unter dem Eindruck Schillers und Goethes Karl Gotthard Graß auf seine Weise die Natur. So hebt Goethe auch die gährende Ahnung eines Künstlers zu klarem Willen herauf, der Widerständen zum Trotz sich seine Form zu schaffen weiß. Von diesem Künstler sei nun die Rede.

Gerhard Wilhelm von Neutern, der als Sohn eines livländischen Edelmannes 3) in erlesenen Regimentern des russischen Heeres gedient hatte (R. 4 ff.), an den Kämpfen gegen die Napoleonische Armee teilnahm, in der Schlacht bei Leipzig eine Verwundung davontrug, die ihm den rechten Arm kostete, begann in Leipzig mit zäher Energie, den Stift mit der linken Hand führend, nach der Natur zu zeichnen. (R. 10 f., 18 ff., 23).

1) Sohn Karl von Kugelgens. (L. R. 174).

2) Siehe L. R. 157, 174 usw.

3) Der Vater des Künstlers war der zur livländischen und estländischen Ritterschaft gehörige sächsische Kammerherr Christoph Hermann von Neutern, Erbherr der in Livland gelegenen Güter Soor, Loddiger, Ahafsch usw. (R. 1).

Bereits in Dorpat hatte der zu dem Studium der Militärwissenschaft Bestimmte sich mit Eifer der Kunst gewidmet. In dem Atelier des baltischen Kupferstechers Carl Aug. Senff ¹⁾, dem er Zeit seines Lebens eine dankbare Erinnerung bewahrte, erhielt er seine erste künstlerische Förderung. (N. 42).

Glücklich hatte er kurz nach der folgenschweren Verwundung, während seines vorübergehenden Weimarer Aufenthalts von der Großfürstin Maria Pawlowna Audienz erhaltend, auch Goethe an der großherzoglichen Tafel gesehen. Damals wurde ihm noch nicht jener entscheidende Anstoß, den er später durch Goethe empfangen sollte. (N. 23 f.).

Als Napoleon die Insel Elba verlassen und in Cannes gelandet war, folgte Neutern dem Stabe, der aus Warschau aufbrach, nach Frankreich. Mit dem Einzuge der Verbündeten in Paris erschlossen sich ihm die Kunstschätze dieser Stadt und festigten seine Liebe zur Kunst. Raphael, Rubens, aber auch alte deutsche Meister, wie Dürer und Cranach zogen ihn an. (N. 25 f.).

Als das russische Heer sich zur Heimkehr rüstete, erhielt Neutern Urlaub zu einer Reise nach Deutschland. Er passierte Heidelberg. Und — im Garten des Schlosses stand unerwartet Goethe vor ihm.

Die Aufzeichnung Neuterns legt Zeugnis ab von dem tiefen Eindruck, den der seltene Mann auf ihn machte. Wuchtig und klärend saßen die schlichten, so einfachen Worte Raum in seiner Seele und senkten sich tief, zu richtunggebender Kraft werdend, in sein Inneres.

Herzlich war die Begrüßung, väterlich-herzlich der Anteil Goethes an dem jungen, aus dem Sattel gehobenen Militär. Im Gespräch waren sie beide an das Geländer der Arkaden getreten. „Dort nun sich anlehnend, — schreibt Neutern — sprach in gemüthlicher Stimmung der liebe große Mann zu mir mit der liebenswürdigsten Vertraulichkeit. Ach, ich hatte ihn nie so gesehen und war außer mir vor Entzücken! Der herrliche Morgen schien auf ihn kräftig zu wirken, daß sein weit umfassender Geist mächtig in ihm herrschte. Aus seinen Augen glänzte sein innerer Reichthum, während mild und einfach die größten Wahrheiten über seine Lippen strömten. Ich wagte es, ihn um Mittheilung seiner Gedanken und Gefühle über die uns

¹⁾ Karl August Senff, Maler und Kupferstecher, geb. bei Merseburg als Sohn des Pastors und späteren Konsistorialrats in Halle Dr. theol. Karl Friedr. S., trat 1803, einem Ruf als „Lehrer der Zeichenkunst und Kupferstecherei“ an der neubegründeten Universität Dorpat folgend, hier ein, wurde 1818 a. o. Professor, starb in Dorpat 1838. Ein großer Teil baltischer Künstler jener Zeit stammt aus seiner Schule. Neumann gibt ein Verzeichniß seiner Werke. (B. N. L. 148 ff.).

umgebende Natur zu bitten; er gewährte freundlich und nahm behaglich und ruhig das Wort. Was er da sagte, ich weiß es nicht mehr wörtlich, aber mir gingen erst jetzt Herz und Augen auf über Das, was ich sah! Wie Alles, was ich früher nur dunkel geträumt von Schönheit, Kraft, Maaß, mir nun so deutlich wurde! Eine göttliche Regel, ein Gesetz, erkannte ich in der ganzen Schöpfung und ich sah, wie mit neuen Augen, in die himmlische Natur, in der mir nun Alles erklärt war.“ (N. 26 f.).

Also die „himmlische Natur“ führt zu Schönheit, Kraft, Maaß. Wonach der werdende Maler gesucht, in der Nähe des großen Naturerahners wurde es ihm Offenbarung.

Und nach mehr als zwei Jahren, als sein Entschluß feststand, suchte er, indem er Szenen aus der Odyssee in Vasreliefarbeit eines in Petersburg ihm bekannt gewordenen Grafen auf dessen Bitte überbrachte, in Jena Goethe auf, der ihm in seinem Vorhaben bestärkte und nochmals eindringlich in Ausführungen über Malerei und Gegenstände der Ästhetik seinen fördernden Einfluß summierte. (N. 33, vgl. W., Abt. III, Bd. VI, 155).

Neutern hat diese empfangene Richtung nicht verleugnet. Seine Bilder aus dem hessischen Volksleben (N. 47) streben realistische Naturtreue an. U. a. legen „Die Hausandacht“, „Die Mutter mit dem schlafenden Kinde“¹⁾, die sprechend an den Realismus der holländischen Malerei erinnert, desgleichen „Ein Greis, der einer jungen Bäuerin mit einem Kind auf dem Arme aus der Bibel vorliest“²⁾, sowie die Tierradierungen Zeugnis davon ab. (N. 44 f. u. B. R. L. 125).

Als im Jahre 1831 Goethe, während Eckermann bei ihm zu Tisch ist, ein Aquarellbild Neuterns (Markt in einer kleinen Stadt. Ein junger Bauer steht bei einer Korb- und Deckenverkäuferin) zeigt, bemerkt er in Beziehung auf dessen Kunst u. a., er (Neutern) habe „der überall gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt.“ (N. 61, vgl. G. G. IV, 360).

Neutern hatte eine Sendung seiner Aquarellbilder an Goethe geschickt, die dieser freundlich aufnahm (N. 55 f., vgl. W., Abt. IV, Bd. XLV, 282 f.). Im Jahre darauf sendet Neutern das Bild „Drei Schmalfalderinnen, Körbe verkaufend“ mit einer Mappe anderer Gemälde nach Weimar. Auf einem Blatte läßt er die Mitte für eine handschriftliche Ein-

¹⁾ Vgl. hierzu die Abbildung in N. 43. Neutern hat „Die Mutter mit dem schlafenden Kinde“ öfters wiederholt (N. 45). Neumann notiert in seinem Künstlerlexikon: „Junge Bäuerin mit schlafendem Kind. (Winterpalais. Lithogr. v. Schertle).“ (B. R. L. 125).

²⁾ Wird 1908 als im Besitz des Großfürsten Sergei Alexandrowitsch angegeben. (B. R. L. 125).

tragung Goethes frei. (N. 57 ff.). Nach längerem Zögern (N. 60, 78, vrgl. W., Abt. IV, Bd. XLIX, 5) schreibt Goethe:

Gebildetes fürwahr genug!
Bedürft es noch der Worte?
Wir sehn des lieben Lebens Zug . . .

Dieses „lieben Lebens Zug“ bekundet, daß Neutern sich die Natur zur Lehrmeisterin gewählt. Dies vor allem lobt Goethe an Neuterns Kunst. Er schreibt diesem in Beurteilung des gleichen Blattes am 22. April 1831:

Das höchst anmuthige Blatt verlangt eine besondere Erwähnung; es ist anzusehen als ein Meisterstück Ihres Talents, geübten Welt- und Naturblicks, technischer Fertigkeit, realistischer Darstellung der Gegenstände, dabey eines höchst sittlichen Eindringens in die Gemüthsverfassung und Stimmung bis zu den untersten Classen. Dieses Blatt hätten Sie mir nicht so freigebig verehrt, wären Sie nicht überzeugt, daß ich es von Grund aus zu schätzen weiß, und daß es mir das größte Behagen gibt, wenn von Ihnen und Ihren Vorzügen die Rede ist, wie oft genug geschieht, mich nun jederzeit auf ein so vollständiges Zeugniß berufen zu können.

Verpflichtet ergeben

Weimar den 22. April 1831.

J. W. v. Goethe.

(W., Abt. IV, Bd. XLVIII, 182 f.).

Was Goethe an Neuterns künstlerischem Streben ansprach, hatte er bereits früher, im September des Jahres 1827 (N. 50—53) zu erkennen gegeben. Nachdem Neutern auf seinem Gute in Livland sich neben häuslichen Pflichten wissenschaftlichen und künstlerischen Studien gewidmet, dann Rom zum zweitenmal gesehen, zur Stärkung seiner geschwächten Gesundheit sich einer Kur in Bad Ems unterzogen, begab er sich mit seinem Freunde und späteren Schwiegerohn (N. 113), dem russischen Dichter Schukowsky, der in Dorpat bei Carl Aug. Senff Zeichnungen Neuterns zu sehen und zu bewundern bereits Gelegenheit hatte, nach Weimar. (N. 40—49). Über den gemeinsamen Besuch bei Goethe schreibt Neutern an seine Frau: „Er hat mich nicht nur beruhigt, nein, erhoben; voll Erstaunen mich erfüllt über Das, was Nichtiges in meinem dunklen Drange in der Kunst gewesen; mir eine Künstlerlaufbahn zuerkannt für künftige Bestrebungen; mir einen sicheren Erfolg versprochen, wenn ich nur so fortfahre, die Natur zu sehen! Ich bin, wie in der Seele entzückt, und mir plötzlich meines Zieles mehr bewußt! Der alte herrliche Mann war ganz offen, hingebend, mittheilend

und ganz unbeschreiblich liebenswürdig, aber so, daß uns ordentlich dabei ein Beben überkam, ob das Alles wahr und nicht ein Traum, oder wie wenn ein Höherer sich herabneigte, uns heranzuziehen in seine lichtereren Regionen, und wir freudig staunen und in unbeschreiblicher Spannung erfassen möchten, was wir sehen und hören!“ An der künstlerischen Arbeit hebt Goethe nach Reuterns Bericht vor allem „klares Anschauen der Natur“ hervor. In bezug auf die Wahl der Farben bemerkt Goethe, daß sich der Malende nicht gescheut habe, „sie so kräftig zu nehmen, als die Natur sie uns zeigt.“ (R. 51 f.).

Wie stimmt hierzu Reuterns Stellungnahme zu der italienischen und niederländischen Kunst?

Über die italienische Kunst schreibt er nach seinem Besuch der Dresdener Gemäldegalerie: „Es ist doch Etwas gar erquickliches für Geist und Herz, die Produkte reiner und edler Kunst zu schauen, und da liebe ich ganz besonders die italienischen Arbeiten. Es liegt in ihnen die große Natur, aber eine hohe, erhabene, göttliche Natur, die das Mangelhafte unserer Erde vergißt und im göttlichen Ideal dieselbe uns dennoch treu zeigt.“ Wie muß der Lesende, indem ihm das Bild „Die Mutter mit dem schlafenden Kinde“, das den Geist holländischer Meister nicht verkennen läßt, vorschweben mag, staunen, wenn sein Blick weiter über die Zeilen gleitet: „Die niederländischen Gemälde sind für eine einfache und genügsame Seele das Schönste, das Vortrefflichste, indem sie uns die gemeine, die einfache Natur vor Augen führen und Das, was täglich sich zuträgt und gesehen wird, auf das Treueste nachbilden. Aber schade bleibt es doch immer, daß ihr Ideengang nicht höher steigt und nur das Schmutzigste, Gemeinste und Gewöhnlichste aus ihrem vortrefflichen Pinsel hervorgeht! Das Wirken des Menschen ist größtentheils elend und nichtig; warum also Dieses auch noch in der Kunst, die so edel ist, daß sie bis ins Göttliche steigen kann, uns zeigen?“ (R. 30).

Man geht also fehl, wollte man meinen, als strebe Reutern Naturnähe lediglich im Sinne photographischer Wahrnehmungstreue an, als stelle er sich auf den Boden eines uneingeschränkten Realismus. In einem Brief an Schukowfky, in dem er dessen Schreiben vom 7. Juli alten St. 1830 beantwortet, faßt er seine Ansicht über die Kunst dahin zusammen: „Mein Weg in der Kunst ist Studium der Natur; dieses angewandt zum Ausdrücken des Geistigen, des Ewigen: das ist mein Ziel!“ (R. 66). Nicht die Reproduktion der Natur um ihrer selbst willen ist sein künstlerisches Ziel, vielmehr will er die allerdings treu nachgeschaffene Natur zu einem Bilde des Ewigen, zum Ideal formen. Was er unter dem Ewigen versteht, und wie sich ihm der Gestaltungsprozeß darstellt, darüber spricht er sich aus, indem er fortfährt: „Ewig ist Alles rein menschliche; aus diesem unendlichen Schätze ergreife

die Phantasie irgend einen Zug, versenke sich in denselben, daß unser ganzes Sein davon ergriffen werde, es in sich selbst durchlebe, — und nun mit diesem vollen Herzen wieder heraus an die Natur! Man müßte sehr eitel sein, ihre Hülfe, ihre Gegenwart verschmähen zu wollen! Ich fühle, nur durch sie kann ich malen; meine Ideen würden gestaltlos bleiben, wenn sie mir nicht helfen wollte. Man muß mit Liebe, mit stiller treuer Aufmerksamkeit, mit Bescheidenheit zu ihr kommen. Dann geht sie ein in unsere Absichten und eröffnet ihre wunderbaren Tiefen, die, je länger angeschaut und je stiller bewundert, um desto tiefer und reicher sich aufthun. Ich möchte Sie versichern, mir ist, gehe ich in den Wald oder sehe sonst eine einfache Gegend an, als öffnete sich mir ein hehres Buch und ich lese gleich auf der zwanzigsten oder dreißigsten Seite fort, durchdrungen schon von dem Anfang desselben. Durch Gottes Gnade haben wir schon Bekanntschaft gemacht und sind nicht mehr verlegen um die ersten Formalitäten; es geht gleich zur Sache und ich habe Zutrauen zu unserer Alten, ewig sich Verjüngenden, bekommen. Habe ich nun eine Idee, welche mir das Herz zuschnürt oder mich unruhig umhertreibt, so suche ich sie erst durchzuleben, und bin ich klar, so besuche ich unsere erhabene Mutter Natur, um zu sehen, was sie dafür in Bereitschaft hat. So redet sie am Ende nach meinem Wunsche und sie macht mein Bild!“ (R. 66 f.).

Es soll die Darstellung der Natur zum Ausdruck einer Idee des Ewigen, rein Menschlichen dienen. Ohne diese ist die dargestellte Natur eine „gemeine“ (R. 30). Ohne jene vermag es der Künstler nicht, der Idee ein greifbares Gewand zu wirken. Die gegenseitige Durchdringung von Idee und Natur führt zur Kunst.

So sehen wir hier einen Künstler trotz scheinbar stark ausgesprochenem Realismus dennoch der Schiller-Goetheschen Auffassung von Natur und Kunst zustreben¹⁾.

Wir sehen ihn von dem Zuge des Goetheschen Geistes berührt, der, die Natur umfassend, zur Idee gelangte²⁾.

Wir sehen ihn aber auch von den Schaffensenergien Schillers gestreift, der, von der hehren Größe der Idee ausgehend, in der realen Welt für diese das Kleid der vergänglichen Erscheinung suchte³⁾.

¹⁾ Vrgl. D. G., d. H. S. 62 ff., 74 f., 84 ff. u. 163 f., 166 ff., D. G. 48, 147 ff.

²⁾ Vrgl. Gund. 378 f., 479 f., 513 f., 518 ff., 520 f., D. G. 47 f., 146 f., 212 f., 283 f., R., Sch. 380.

³⁾ Vrgl. Gund. 483, R., Sch. 59—62, 380, 486 ff., D. G., Sch. 34, 36, 301.

Wir sehen ihn als Kind seiner Zeit in den Strahlenspielen eines Doppelgestirns einherstreiten und darin seinem Landsmanne schicksalsverwandt, der gleichfalls mannigfachen Widerständen zum Trotz sich zu seiner Künstlerkraft durchrang.

Gleich Reutern stand auch, wie es sich zeigte, Karl Gotthard Graß unter dem Eindruck der Schiller-Goetheschen Auffassung von Natur und Kunst.

Und dennoch sind die beiden Wiegenkinder einer Scholle weit voneinander entfernt.

Während in Graß' Landschaftsbild bei allem ausdrücklich bekundeten Willen, die Einzelzüge der Natur getreu wiederzugeben, ein durchgehend klassizistischer Stil mit romantischem Einschlag nicht zu verkennen ist, spürt man in Reuterns Kunst den immerhin stark betonten Realismus.

Von der Kunst sagte Reutern, daß sie ihrem Charakter nach edel sei, daß „sie bis ins Göttliche steigen kann.“ (R. 30).

Es kam für ihn die Zeit, da er, von dem Streben Oberbeck's getragen, Ideen religiösen Gehalts zu gestalten suchte. In Düsseldorf, wo er seit dem Jahre 1835 der Vervollkommnung seiner Kunst lebte (R. 94, 97), begann er gegen Ende seines dortigen Aufenthalts Kompositionen biblischer Gegenstände. Indessen schien ihm Düsseldorf nicht die Stätte für eine Malerei dieser Art. (R. 45). Er schreibt darüber den livländischen Verwandten: „Meine Düsseldorfer Zeit geht zu Ende! Das sagt mir meine Kunst! Seitdem ich eine geistliche Composition bearbeite, erfahre ich täglich die Wahrheit, daß ich hier geendigt habe, und daß mich der künftige Weg anders wohin führt, an einen Ort, wo höhere Gegenstände behandelt werden, und wo dergleichen ältere Werke sind . . . Ich habe Frankfurt ins Auge gefaßt. Dort hat Weit sich mit dem Institut überworf'n und stiftet nun eine eigene Schule, in welcher nach der strengsten christlichen Richtung in der Kunst gestrebt wird. Er und Steinle haben mit Oberbeck in Rom sich an den herrlichsten Werken der schönen Zeit entwickelt und, von diesem klassischen Geist erfüllt, schaffen sie jetzt zusammen. Unser reichbegabter Kethel ist mit ihnen und noch einige Andere. Mich befriedigt nicht mehr das Darstellen der Erscheinungen dieses flüchtigen Lebens allein; mein Gemüth ruht nicht mehr in denselben! Es will Kopf und Hand Dem dienen, was das Herz beschäftigt! So bin ich denn in Düsseldorf einsam geworden, nachdem ich hier habe erlernen können die Mittel der Darstellung; von Innen heraus ist dergestalt mir die Nothwendigkeit gekommen, nach Frankfurt zu gehen.“ (R. 121).

In Düsseldorf hatte er nach wie vor die Natur studiert (R. 97, 115), das „Darstellen der Erscheinungen dieses flüchtigen Lebens“ geübt. Und als er an seiner großen biblischen Komposition arbeitete, verleugnete

er darum seine alte Lehrmeisterin nicht. Er setzte treu die Studien nach der Natur fort. (N. 122). Sie diente ihm, wie sie es nach jenen Worten aus dem Brief an Schukowfky schon früher tat, zum „Ausdrücken des Geistigen, des Ewigen“ (N. 66). Sein Gemälde „Das Opfer Abrahams“¹⁾ legt Zeugnis davon ab. Und während ihn dieses Werk beschäftigte, — ist es Zufall? — bildete seine Hand für die eigenen Kinder noch einmal die Züge der „Mutter mit dem schlafenden Kind“. (N. 122).

Als Reutern „Das Opfer Abrahams“ schuf, blickten Goethes Augen nicht mehr in die Welt, die so interessant ist, wo man sie anpackt, und in die Wunder der allgegenwärtigen Natur.

Als Goethe seine Augen geschlossen, hatte Schukowfky seinem Freunde geschrieben: „Vous avez fait une grande perte: Goethe n'existe plus! Son approbation ne sera plus dans Votre perspective; c'est un malheur irréparable! Adieu, mon cher ami, tout à Vous Joukovsky.“ (N. 84).

Wurde hier die persönliche Berührung mit Goethe zu entscheidendem Impuls in dem Leben eines Künstlers, und hatte der Vielumspannende dessen Werdegang mit stetiger Teilnahme begleitet, so wurden bei dem immensen Umfang seines geistigen Bereiches auch flüchtige Begegnungen zu Berührungen tieferer Wirkung.

Wie der alternde Goethe überhaupt mit Interesse das im Entstehen begriffene Geschlecht betrachtete, um sich ein Bild der Zukunft zu machen (G. G. IV, 14), mit Künstlern über ästhetische Fragen sich unterhielt, so hatte er auch ein Gespräch mit Johann Karl Baehr (G. G. III, 483), der in Riga als Sohn eines Kaufmannes geboren, seine Jugend z. T. auf heimatischen Gütern verbrachte, dann, zum Kaufmann bestimmt, indessen sich in Dresden der Kunst widmete, zuerst als Lehrer, dann seit 1846 als Professor an der Dresdener Kunstakademie wirkte (N. 53 ff.).

In der Sakristei der Domkirche zu Riga befindet sich noch gegenwärtig ein seinem Pinsel entstammendes Bild²⁾: Christus am See Genesareth predigend. Neumann nennt eine Reihe in baltischem Besitz befindlicher Bilder des Malers. (N. 53, 55 u. B. R. L. 3 f.). Spezielle Studien trieb er in Livland zu seinen Zeichnungen der Gräberfunde, als er das Werk

1) Abgebildet in N. 46. Neumann notiert als Ort der Aufbewahrung Eremitage, St. Petersburg (N. 46), dann: Museum Alexanders III. in Petersburg (B. R. L. 125).

2) Die Rückseite zeigt die Anfangsbuchstaben des Namens: C B und die Jahreszahl 1833.

„Die Gräber der Livien, ein Beitrag zur nordischen Altertumskunde“ herausgab (N. 55).

Auf einer Reise nach Italien begriffen, kam er in Begleitung eines Bekannten nach Weimar. Hier sollten sie einen Auftrag Tiecks ausrichten. Bei dieser Gelegenheit empfing sie Goethe in seinem Gartenhause.

Das Gespräch wandte sich den Dresdener Kunstverhältnissen zu; über Matthäis Schule wurde gesprochen, unter dem sich Baehr zum Geschichtsmaler ausbildete. Die Restaurierung der Sixtiniſchen Madonna durch Palmaroli beſchäftigte Goethe. Als die beiden Gäſte Abſchied nahmen, war der junge Künſtler durch die Gewalt des Eindruſſes ſo übermannt, daß er Goethes Hand küßte. (G. G. III, 483 f.).

Auch ſpäter hat den gereiften und alternden Künſtler, der von je für die Dichtung ſich zu begeistern vermochte, — gehörte er doch in Dresden zu dem Tieckſchen Kreiſe, ſchlug doch Platen ihn in Bann, tauchten doch immer wieder die Geſtalt des großen Florentiners und deſſen Werk vor ihm auf (N. d. B. I, 769, N. 53, 55) — auch der univerſelle Menſch Goethe angezogen, und zwar nach der naturwiſſenſchaftlichen Seite hin. Seine Vorträge über Newtons und Goethes Farbenlehre zeugen davon. (N. 55).

Als Gerhard Wilhelm von Neutern im Winter 1824/25 in Italien weilte (N. 46 f. u. 45), führte ihn ſein Weg in Rom, wie er vordem in Heidelberg einen Kreis ſtudierender Vivländer vorſand, mit denen er in abendlichen Zuſammenkünften Shakeſpeare las (N. 36), wie ihn Freundschaft mit ſeinem kurländiſchen Heimatgenoſſen, dem Bildhauer Eduard von der Launiß (N. 34—38), verband (N. 89), mit Landsleuten zuſammen. U. a. begegnete er dem ſchon erwähnten Maler Ludwig von Maydell, auch Otto Magnus von Stackelberg ¹⁾ (N. 47), in deſſen junge Träume künſtleriſcher Produktion ſchon während ſeines erſten Aufenthalts in Italien Bilder aus der dichterischen Welt Goethes traten (D. M. St. 48). Wie Goethe ſuchte Otto Magnus v. Stackelberg das Land der Griechen mit der Seele. Reiſen führten ihn durch das erſehnte Land. Wieder in Rom weilend, hob er nun in eindringlich-lebendiger Darſtellung die Kunſt der Antike wie die Kunſt der Renaissance vor geſpannt Lauſchenden ans Licht. Und „wahrhaft römische Nächte in den Villen, Kaiſerpaläſten und Oſterien“ gehörten dem Geſpräch. Hier war es auch, wo er in Künſtlerkreiſen beſonders anregende Wirkung auf drei eſtländiſche Maler übte, die aus Wien, wo ſie ſich dem Studium ihrer Kunſt hingaben, nach Italien aufbrachen. (D. M. St. 324 f.). Es waren das der Porträtift Guſtav Adolf Gippius (N. 21 ff.),

¹⁾ Am 23. Dez. 1824 weilt Stackelberg, von ſeiner Forſchungsreiſe nach Sizilien zurückgekehrt, wieder in Rom. (D. M. St. 394—397).

der diesem befreundete Otto Ignatius, dessen Kunst Overbeck'schen Einschlag verrät, dessen Künstlerpläne indessen ein früher Tod kreuzte (N. 23—26), August Wilhelm Bezold, der nach manchen Reisen in seiner Heimat porträtierte, Szenen aus dem estnischen Bauernleben festhielt, in Petersburg sein Leben beschloß (N. 26 f.).

Von Otto Magnus von Stackelberg und seinen Beziehungen zu Goethe soll weiterhin in einem anderen Zusammenhang berichtet werden.

Kurz sei einer Begegnung des in Jena studierenden Andreas Löwis of Menar gedacht, der nach seiner Rückkehr nach Livland neben seinem Beruf, neben schriftstellerischer Arbeit vorwiegend forstwissenschaftlichen und landwirtschaftlichen Charakters, neben auch redaktioneller Tätigkeit (Nap. III, 103 ff.) sich in Zeichnung und Kupferstich versuchte, indem er hauptsächlich Schlösser, Ruinen, landschaftliche Bilder seiner Heimat aufnahm (B. R. L. 101 f.). 1801 hatte er das väterliche Gut verlassen, zunächst in Jena zu studieren begonnen (Nap. III, 103 u. L. o. M. 25—37), wo er eine größere Zahl studierender Landsleute antraf (L. o. M. 38) — in einem Brief spricht er von gegen 50 Liv- und Kurländern (Bergm. 223 f.) — wo er besonders naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte, von Schelling beeindruckt wurde, sich auch mit ästhetischen Fragen befaßte, wo er die Gesellschaften in dem Hause des Hofrat Schütz mitmachte, von wo er gelegentlich in einem Kreise von Freunden das Weimarer Theater besuchte. (L. o. M. 40, 42 f.). Goethe sah er in einer Gesellschaft. „ . . . und unser Freund (Löwis) — so schreibt Löwis' Biograph, der ihm befreundete (L. o. M., Vorwort u. Bergm. 221) Dorpater Professor R. L. Blum (Nap. I, 193 f.) — freute sich noch in der Erinnerung einer besonders lebhaften Gruppe, die sich nach Tisch um Göthe her gebildet. Dieser setzte lebhaft dem nachdenklichen Schiller interessante Dinge auseinander, indeß Vater Wielands heiterster Humor dazwischen sprudelte.“ (L. o. M. 41). Seinem väterlichen Freunde und Lehrmeister, dem seinen elterlichen Gut benachbarten Pastor Gustav Bergmann (Bergm. 221 f.), der einst als Student in Leipzig — so spricht die Überlieferung — ein feindliches Zusammentreffen mit Goethe hatte, schrieb Löwis of Menar aus Jena, daß er in Weimar „Schiller, Wieland, Goethe, Falk, Herder, Bertuch und Nokebue theils gesehen, theils gesprochen,“ daß er u. a. auf einem Feste, das Livländer und Kurländer den Professoren gaben, mit Goethe in Verührung gekommen. Litterarische Mitteilungen enthält der Brief eine Reihe. Es wird u. a. der Erfolg der „Jungfrau von Orleans“ erwähnt. auch Schlegels „fürtreffliche Uebersetzung“ der Shakespeareschen Werke. (Bergm. 223).

IV.

Im Oktober 1790 traf in Jena ein junger Engländer ein, der, erzogen in den Herrenhuter Anstalten zu Riesky, wo die Pflege der Kirchenmusik, in Barby, wo auch die Meisterwerke von Gluck, Bach, Händel und Mozart seine musikalischen Anlagen entwickelten, urplötzlich Barby wegen eines Konfliktes verlassen hatte, nach England gereist war, um Mutter und Geschwister über die Wendung in seinem Leben zu beruhigen, und nun in Jena Medizin studieren wollte. (B. M. LVIII, 130 f.).

Johann Friedrich La Trobe hieß der junge Engländer, der den Traditionen der Familie nach einem südfranzösischen Geschlecht entstammte, dessen Vorfahr im Dienste Wilhelms von Oranien nach England eingewandert war. (B. M. LVIII, 129).

Er steht schroff und abwartend der neuen Umwelt gegenüber. Die deutsche Philosophie ist ihm unverständlich, deren Sprache scheint ihm verworren. Da greift er lieber zu dem Engländer Hume. „Da der Hume sich in der Hölle noch gleich bleibt, — schreibt er — so hätte ich Lust ihn einmal vorzunehmen.“ Der Skeptizismus dieses Philosophen macht nachhaltigen Eindruck auf ihn. Schroff lehnt er das Anerbieten eines Studenten ab, der bei ihm englisch lernen will. „Ich bin hier, um zu lernen, nicht, um zu lehren,“ antwortet La Trobe und wendet den Rücken zu. Der Abgewiesene aber läßt nicht nach. Es kommt zu gemeinsamer Lektüre. Der Unterweisende bleibt zurückhaltend. Es wird Pope's „Universal Prayer“ gelesen. La Trobe ärgert sich über die holperige Lektüre des Deutschen, nimmt ihm das Buch aus der Hand und trägt einen Abschnitt selbst vor. Es entspinnt sich ein Gespräch über religiöse Gegenstände. Sie werden Freunde¹). (B. M. LVIII, 131 ff.).

Der neue Freund des anfangs so Verschlossenen ist der Livländer August Christian Lehrberg, der zuerst in Jena studiert, dann — der

¹) Vgl. (Parrot's) Biograph. Notizen über Lehrberg f. XXIV. (= Einleit. zu Lehrberg's Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Geschichte Rußlands. Pbg. 1816.) (B. M. LVIII, 133).

Dreismarschall von Boß verhilft ihm dazu — weiterreist, bis er 1794 in die Heimat zurückkehrt (Nap. III, 33 f.). In La Trobes Leben spielt er auch fernerhin eine Rolle.

So zurückhaltend im ganzen der junge Engländer noch ist, rückhaltlos fühlt er sich zu der Welt Goethes hingezogen. Und da seine ersten kompositionellen Versuche ihre Schwingen regen, erhebt sich aus der Sprachgewalt des Goetheschen „Fischer“¹⁾ die Musik einer Londichtung. (B. M. LVIII, 133).

Nach wie vor aber bleibt La Trobe in einer gewissen Reserve. Er schließt sich nicht einer Studentenverbindung an. Indessen gewinnt er allmählich doch eine Reihe Bekannter. Unter diesen ist kein geringerer als Friedrich von Hardenberg, ist ferner Gabriel Jonathan Schleusner, der sich in Jena als Privatdozent der Medizin habilitiert. Unter ihnen sind weiter vornehmlich haltische Studierende, so auch Friedrich Ludwig Lindner, der später in Deutschland als Publizist eine Rolle spielen sollte. (B. Ms. 30, 32 f.).

Nach der Abreise La Trobes legt der genannte Schleusner Goethe Bilder seines Freundes vor. Er schreibt ihm darüber: „Göthe ist hier, er hat deine Bilder gesehen, er lobte den artigen Pinsel — das sind seine eigenen Worte — auch vieles in der Zusammenstellung, er tadelte aber, daß sie noch kein Ganzes ausmachten und sagte, daß in einer guten Schule du viel werden müßtest.“ (B. Ms. 35, vgl. B. M. LVIII, 134).

Mehr aber als die dilettantische Ausübung dieses Talents beschäftigt ihn schon in Jena die Musik. Er vertieft sich in Kirnbergers „Kunst des reinen Satzes“. Er komponiert. (B. M. LVIII, 133). Reiche Anregung empfängt er in dem Hause des Professors der Rechte Gottlieb Hufeland²⁾. Hier wird gemeinsam musiziert. Hier hört La Trobe seine eigenen Lieder. Hier bilden sich Reime zu neuen Kompositionen. Diese gesellige Pflege der Kunst führt zu regelmäßigen Musikabenden im Hufelandschen Hause. La Trobe kommt in Berührung mit Goethe. Dieser lädt den jungen Mann zu sich nach Weimar. Von Tisch führt Goethe ihn mit seinen anderen Gästen in den Garten. Gereifte Trauben winken am Spalier. Man spricht ihnen zu. Dann fordert Goethe seine Gäste auf, ihn in das Theater zu begleiten. „Claudine Villabella“ wird gegeben. (B. M. LVIII, 135).

1) Gedr. in „Zwölf deutsche Lieder mit Begleitung des Pianoforte. Componirt von J. F. La Trobe, Mitau, bei G. A. Kehler. Leipzig, bei Fr. Kistner. Der Zensurvermerk ist gezeichnet: Dorpat, den 23. April 1832. Ein Exemplar dieser Sammlung befindet sich in der Musikabt. der Stadtbibliothek zu Riga.

2) über G. Hufeland vgl. A. d. B. XIII, 296 ff. u. Zeitf. II, 209 f.

D. J. Weit berichtet über ein diesbezügliches Gespräch Goethes mit La Trobe. (G. G. I, 227).

La Trobe steht vor der Promotion. Es fehlen die Mittel. Sufeland will aushelfen. La Trobe mag die Unterstützung nicht annehmen. Hier kommt zu guter Stunde ein Angebot seines Freundes Lehrberg, der ihm eine Hauslehrerstelle nach Livland vermittelt, in das Haus des vielseitig interessierten livländischen Edelmannes Peter von Sivers, des Besitzers von Heimthal, dessen im Rahmen dieser Arbeit bereits gedacht worden ist.

Im Jahre 1793 verläßt der sein Studium Unterbrechende die Universitätsstadt. In Berlin nimmt er bedeutungsvolle musikalische Eindrücke in sich auf. In Riga wird er mit dem Maler und Dichter Karl Gotthard Graß bekannt, der Peter von Sivers befreundet ist. Erinnerungen an Jena verbinden sie. Gleiche Interessen führen sie näher zueinander. Sie lesen gemeinsam Goethes „Lasso“. Und im Gedanken an diese Stunden schreibt ihm Graß: „Solch' ein Buch ist wie der Frühling, immer schön, wenn man ihn noch so oft erlebte. Ich würde nur halb genießen, wenn ich nicht bei jeder Lesung an Dich dächte, Du stehst mir vor Augen, Du liegest mir vor und ich höre Deinen Ton und Dein Mitgefühl in demselben . . .“ (B. Ms. 52). Graß zieht ihn in einen Kreis geistig bewegter junger Männer, die für die Ideale der Humanität und Freundschaft entflammt sind, begeistert Schillers „Lied an die Freude“ singen. Er lernt auch Carl Lieb Merkel kennen. (B. M. LVIII, 135 ff.).

Und als La Trobe in Heimthal weilt, da lernt er in Sivers einen Mann kennen, den er täglich mehr schätzen lernt, der neben Arbeit und Interessen verschiedener Art auch eine enthusiastische Bewunderung für die Kunst besitzt, der Sehnsucht nach Italien empfindet, dessen Vertrauter er wird, von dem er schreibt: „Hunderte sind seine Schuldner, Hunderten tut er mit Aufopferung Gutes.“ Sivers, Graß und La Trobe verbindet bald ein enger Freundschaftsbund. So wird der junge Komponist mit manchen Fäden an ein Land gefesselt, das bald seine neue Heimat werden soll. (B. M. LVIII, 143—154).

Zunächst treibt es ihn nach Jena, wo er 1795 promoviert¹⁾. Wieder öffnet sich ihm das Sufelandsche Haus. Wieder werden die gemeinsamen Musikabende aufgenommen. Wieder kommt er in unmittelbare Berührung mit Goethe. Öfter trägt La Trobe von Zelter — mit diesem verbindet ihn ein reger künstlerischer Austausch — ihm zugesandte Kompositionen vor.

¹⁾ La Trobe's Inauguraldissertation richtet sich gegen das damals bekannte medizinische System des Engländers John Brown. (B. M. LVIII, 157).

Ein hier vorgetragenes Lied gibt Goethe Anregung zu dem Gedicht „Nähe des Geliebten“, das der Dichter wiederum im Hufelandschen Kreise vorträgt. Jene gefelligen Abende bleiben La Trobe unvergeßlich eingepägt. In hohem Alter noch schreibt er, nachdem er Niemers „Mitteilungen über Goethe“ gelesen, seinem Schwiegersohn W. v. Bock: „Wenn man die Erbärmlichkeiten, die Göthe von seiner Nation hat erdulden müssen, und noch todter dulden muß, so wohl belegt nebeneinander gestellt liest, so kann man selber der Bitterkeit nicht entgehen, und dem dreißigjährigen Freunde und Gefährten ist sie am wenigsten zu verargen. Wie viel das Werk im Allgemeinen helfen wird, fragt sich allerdings, aber es ist immer ein höchst interessantes, schlagendes Dokument. Was Göthe's Persönlichkeit betrifft, so muß ich ehrlich sagen, daß der Eindruck, den sie auf mich jungen Laffen von etlichen 20 Jahren machte, und mir jetzt lebendig wieder geworden, vollkommen mit der vortheilhaften Niemer'schen Darstellung übereinstimmt. Ich bin wohl mehr als ein Duzend Mal von Theezeit bis Schlafengehen bei Hufeland in seiner Gesellschaft gewesen und zuletzt einen ganzen Tag von 10 Uhr mit der Hufelandschen gewöhnlichen Gesellschaft als Gast bei ihm im Hause. Ich war sehr jung und unerfahren, und längst für ihn enthusiastirt — aber ganz dumm doch nicht — und so mag der, dem Gefühl des damals noch unbefangenen Jünglings eingepägte und gebliebene, Eindruck vielleicht mehr Richtigkeit und Werth haben, als was Andere, nicht ohne schlimme Motive, herauspekulirt und, sich selber zu Ehren, der Welt aufgebürdet haben.“ (V. Ms. 60 f. u. V. M. LVIII, 155 ff.).

Tiefe Bewunderung erfüllt ihn für die Werke Goethes, dessen Sprache in ihm auch später den kompositionellen Funken entzündet, wie der Zenaer Student Melodien im „Fischer“ aufklingen hörte. La Trobe's Schwiegersohn Woldemar von Bock schreibt in seinen „Blättern der Erinnerung an Johann Friedrich La Trobe“: „Bei einer so entschieden poetischen Geistesrichtung hat sich gleichwohl bei La Trobe nie ein im engern Sinn so genanntes poetisches Talent gezeigt, wohl aber eine seltene Empfänglichkeit für alle jene herrlichen unsterblichen Dichtungen — namentlich Göthe's — welche damals seit etwa zwanzig Jahren die poetische Nationalliteratur der Deutschen auf ganz neuen Grundlagen zu erbauen begonnen hatten. Dazu gesellte sich eine seltene Gabe des mündlichen Vortrags sowohl lyrischer als epischer und dramatischer Dichtungen, und ein glückliches Gedächtniß namentlich für die Schöpfungen des Lieblingsdichters, so daß z. B. La Trobe in jüngern Jahren fast den ganzen Lasso, die ganze Sphigenie und den größten Theil des damaligen Faust auswendig wußte. Ja selbst als altem Mann standen ihm noch längere, besonders schlagende Abschnitte jener Dichtungen zu Gebot, und der Verfasser

bekannt gern, von ihrer Tiefe und Schönheit nie stärker ergriffen worden zu sein, als wenn sie ihm von La Trobe's Lippen, getragen von seiner markigen, des mannichfaltigsten Ausdrucks fähigen und von der innern Erregung ganz durchdrungenen Sprache, entgegenschallten — begleitet überdies von einem Ausdruck des Mundes und Blickes, von dessen mildem Feuer, von dessen Aufgehen in das Interesse am Gelesenen nur Derjenige eine Vorstellung haben kann, der das Glück genossen hat, in diese tiefen warmen Augen zu blicken, diese geistgeweihten Lippen zur Rede sich öffnen zu hören.“ (B. Ms. 35 f.). (B. M. LVIII, 156).

Diese Mitteilungen entstammen dem engeren livländischen Verkehrskreise La Trobe's, denn in Livland ist er wieder bald nach seiner Promotion. In Heimthal, bei seinem Freunde Sivers weilt er. Hier versucht er nun sein Glück mit einer landärztlichen Praxis. Der Pädagogik hat er Lebewohl gesagt, da Sivers sich vergebens Mühe gegeben, ihn „für den Karren oder den Karren“ für ihn „passend zu machen“. Trotz reichlich sich anspinnender Berufstätigkeit steigt fortan die musikalische Produktion des schiffbrüchigen Pädagogen. Mehrstimmige Kompositionen, instrumentierte Arien entstehen. Leidenschaftlich greift Sivers die gebotenen Anregungen auf. Nachbarn werden hinzugezogen, ein Streichquartett wird gebildet. Notensendungen vermittelt Zelter. Und so erklingen bald im stillen Heimthal neben anderen die Schöpfungen Haydns und Mozarts. (B. M. LVIII, 216 f.).

Wenn auch La Trobe hier in einen Kreis musikalisch Interessierter tritt, freundschaftliche Teilnahme findet, seine Produktion wächst, so leidet er doch darunter, daß er sich nicht ganz seiner Kunst widmen kann, daß er, fern von kulturellen Zentren, das ihm so notwendige Maß von Anregungen entbehren muß. Dieses Gefühl steigert sich zu einem schmerzvollen Ausbruch gegenüber seinem Freunde Lehrberg, der nicht weit von Heimthal Hauslehrer ist. Diesem bekennt er: „... — zufrieden bin ich nicht — noch kann ich es in diesem Lande der Verbannung von Kunst und Wissenschaft sein — ja ich darf es nicht. Das können die Leute nicht begreifen — Du wirst es auch empfinden. Ich freue mich schon deswegen recht, Dich zu sprechen, damit ich einmal wieder Athem holen und mich am Busen eines Menschen, der weiß, wie es einem anderswo sein kann, erwärmen kann. „Hier ist es wahrlich Euch ein Jammer — man läuft beim ersten Blick davon.“ Daß ich den unschätzbaren herrlichen Göthe habe, ist mein Trost — kann ich mich doch manchmal in eine bessere Welt hinüberlesen. Shakespeare habe ich nun auch englisch — so läßt sich denn doch auf Augenblicke vergeßen, daß man in einem mußenlosen Lande lebt.“ (B. Ms. 73). (B. M. LVIII, 217 f.).

Die Sehnsucht nach den Musen lebt auch in dem Herzen seines Freundes Sivers, der sich italienische Landschaftsbilder zu vergegenwärtigen sucht und schließlich sich durch Vermittelung des La Trobe befreundeten Schleusner sich von Goethe Rat über die Baukunst holt. (B. M. LVIII, 144, 151).

Und so unternehmen die Freunde 1796 eine Reise nach Italien. Mit großen Hoffnungen wird sie unternommen. Mit einem im Mecklenburgischen gekauften Leiterwagen, einem Zug mecklenburgischer Pferde und dem niedergedrückten La Trobe kehrt Sivers nach Heimthal zurück. Drohende Gewitter am politischen Horizont bereiteten der Italienreise ein jähes Ende. (B. M. LVIII, 218 f.).

Nun beginnt für La Trobe eine Zeit der Versuche und scheiternder Hoffnungen. Nach vergeblichem Anlauf in seinem medizinischen Beruf, und da auch der Erwerb als „Klaviermeister“ sich nicht so ohne weiteres erschloß, wird er wieder Hauslehrer. Sein guter Stern jedoch führt ihn nach Neu-Oberpahlen, zu Karl Magnus von Lilienfeld. Hier hat er nicht nur Lehrberg in erreichbarer Nähe als während seines Aufenthalts in Heimthal, und in ihm den verständisvollen Freund, dem er seine Gedanken und inneren Seelenzustände anvertraut, von dem er auch geistige Anregung empfängt; sondern hier ist er auch in einem Kreise musikalisch ungewöhnlich Begabter. Frau Hedwig Charlotte von Lilienfeld, geb. v. Krüdener, die in ihrer Jugend eine kunstgerecht gesungliche Schulung in Dresden erhalten, verfügt über eine Stimme, deren Schönheit La Trobe bewundert. Auch die heranwachsenden Kinder zeigen musikalisches Talent, wie überhaupt in der Familie der Frau von Lilienfeld diese Begabung eine häufig auftretende ist. Bei dem regen Verkehr der Verwandten bildet sich alsbald um den jungen Komponisten ein Zirkel begeisterter Kunstpflege. Seine eigene Musik hört er erklingen und damit zugleich immer neue, noch ungeborene Melodien. So steigert sich seine Produktion von neuem. Eine Reihe ein- und mehrstimmiger Lieder nach italienischen Texten, aber auch nach deutschen Liedern entstehen, wie ja besonders Goethes Dichtung den Komponisten La Trobe anzieht¹⁾. (B. M. LVIII, 221 ff.).

Zäh wird dieses Leben musikalisch gesteigerten Gehalts unterbrochen. La Trobe ist Landwirt. Er hat Woisek, das Gut des Landrats Joh. Berend von Bock in Arrende genommen. Was veranlaßte ihn zu diesem Schritt? Eine der Töchter des Lilienfeldischen Hauses hatte er in sein Herz geschlossen. Er will sich nun eine selbständige Existenz schaffen, dann ein Heim gründen. Schmerzvolle Enttäuschung trifft ihn. Indessen wird er, wie es die Art

¹⁾ Vgl. W. v. Bock's Verzeichnis gedruckter und ungedruckter Kompositionen von Johann Friedrich La Trobe (B. M. LX, 177 ff.). Vgl. auch B. Mz. 88.

seiner nunmehrigen Beschäftigung mit sich bringt, in ein Netz von Beziehungen und staatsbürgerlichen Pflichten hineingezogen. Er bekleidet eine Reihe Ämter. Die Kunst tritt zurück. Schneidende Diskrepanz zwischen Tätigkeit und ureigentlichem Beruf muß er empfinden. „Es ist keine Kleinigkeit, — schreibt er an einen Freund — soviel gehofft, gestrebt, soviel Bewußtsein der Kraft gehabt zu haben, und am Ende sich sagen zu müssen, daß man nichts verlangt und so gut wie nichts hat leisten können; und wenn man gerade 10 Jahre geschlossen hat, die man als verloren achten muß und — indem man aus einem Traum erwacht — das Alter einem kalt und feindlich entgegen grinst, so helfen schöne Reden nichts — man kann nur trauern oder bitter werden.“ (B. Ms. 99 f.). (B. M. LVIII, 223 ff. u. 227 f.).

Schon in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Livland hatte La Trobe die Baronin Sophie v. Stackelberg kennen gelernt, die Schwester der Marie Helene Zöge von Manteuffel, der späteren Gattin des Malers Gerhard von Kügelgen (B. M. LX, 163). Als Sophie von Stackelberg mit ihrem Gatten für längere Zeit nach Deutschland reist (S. R. 5), schreibt ihr die Schwester 1798 aus Reval: „... Auch ist mir Reval einigermaßen lieb geworden durch zwei interessante Bekanntschaften, die ich gemacht habe. Der lebenswürdige La Trobe ist viel bei uns gewesen und uns allen lieb geworden mit seinem ehrlichen Gesicht und schönen Clavierpiel — und zweitens ist hier der Maler Kügelgen, dessen Portrait Du in Riga so sehr bewundert hast...“ (S. R. 10). Und als Marie Helene von Kügelgen bereits in Dresden weilt, mit einigen Heimatgenossinnen im Schatten eines Kastanienbaumes auf frischem Heu lagert, vor sich den grünen Wiesenteppich, „goldne Stoppelfelder und weiter zurück das Gebirge im blauen Duft“, da rufen Klänge ihr jenen Namen in Erinnerung. Mit „Entzücken“ lauscht sie. Duette und Terzette von La Trobe werden gesungen. (S. R. 113).

Mit Sophie von Stackelberg verbindet La Trobe eine enge Freundschaft. Er fühlt es dankbar, wie diese ihm Trost gibt, ihn aufrichtet, ihr Verständnis für sein Schaffen ihn trägt. Im Jahre 1820 heiratet er deren Tochter. Wie früher oft elegische Gesänge gleich jenem „Invocantem“ (1814) sich aus seinem Inneren lösten, blühen nun lyrische Kompositionen auf wie diejenige des Goetheschen Gedichts „Kastlose Liebe“ (1824). Nach wie vor ziehen ihn Berufsarbeit und Pflichten von seiner Kunst ab, für die er indessen durch Verkehr mit dem Maler Timoleon Neff und dem Dichter und Musiker August Weyrauch manche Anregung empfängt. (B. M. LX, 163 ff.).

1829 sucht La Trobe in Dorpat eine neue Existenz. Hier hatte sich bereits ein reges musikalisches Leben entwickelt. Nach Petersburg durch-

reisende Künstler verweilten gerne in der Universitätsstadt. Einheimische Bestrebungen sammelten sich in der „Akademischen Musse“. Dilettantenvereine entstanden, namentlich unter der Mitwirkung der Professorenschaft. In großem Stil aber hatte diese Bestrebungen der Kunstkenner und Mäcen Herr von Riphart aufgenommen, dessen Gut Ratschhof unweit Dorpat gelegen, und dessen im Winter bewohntes Stadthaus zu einem beachtenswerten künstlerischen Mittelpunkt wurde. Zu dem von ihm organisierten Streichquartett gehörten Ferdinand David, Rudelsky, Hartmann, zuerst Cyprian Romberg, dann J. L. Graß. Zweimal wöchentlich spielte das Quartett im Riphartschen Hause vor einem erlesenen Publikum. Stets waren es drei Quartette, die an den Abenden zum Vortrag kamen, deren letztes stets von Beethoven sein mußte, deren beide ersten von Haydn, Mozart, Mendelssohn u. a. Komponisten. Auch spielten die Künstler dieses Quartettes vor einem größeren Publikum der Stadt. (B. M. LX, 165 ff.).

In das musikalisch solcherart belebte Dorpat kommt La Trobe, gewinnt bald nähere Beziehung zu den erwähnten Künstlern des Streichquartetts, erhält Zutritt zu dem Riphartschen Kreise. In La Trobe entsteht der Plan, einen Gesangverein mit höheren künstlerischen Zielen zu gründen. Hierbei kommt ihm der Gesangunterricht, den er erteilt, zustatten. In dieser Zeit komponiert er u. a. mehrere Psalme, ein „Stabat mater“, das bei Gelegenheit einer Aufführung des Jahres 1848 im „Inland“ eine Besprechung erfährt, wie sich La Trobe ja von je zur Kirchenmusik hingezogen fühlte. So müht er sich um Gändels „Alexandersfest“, das zu einer in ihrer Weise imposanten Aufführung mit hundert Stimmen gelangt. Im Jahre 1835 bildet sich ein Singverein, der zweimal wöchentlich unter La Trobes Leitung übt. Unermüdllich ist La Trobe tätig. Man wendet sich auch hier vornehmlich der Kirchenmusik zu. Gändels „Messias“, Mozarts „Requiem“ u. a. Werke, desgleichen italienische Kirchenmusik gehören zum Repertoire. Auch La Trobes Kompositionen werden gesungen. (B. M. LX, 167—171).

Als es um den Alternden, der noch als ein 70ger „die reichste Partitur zu handhaben und das Ganze kraftvoll und feurig zusammenzuhalten“ vermag (B. M. LX, 171), immer einsamer zu werden beginnt, — seine Freunde Schleusner, Graß, Lehrberg, Zelter, Sivers, Sophie von Stadelberg, der Kupferstecher und Maler Karl August Senff sind nacheinander gestorben — da wird das Gefühl der Einsamkeit zu seinem letzten Lied, indem die Worte des Harfenspielers aus „Wilhelm Meister“ in der Seele des Komponisten erlebnisverwandt aufklingen: „Wer sich der Einsamkeit ergibt . . .“ (1841).

Einer aber aus der Zahl seiner Freunde ist ihm noch geblieben. Es ist Woldemar von Bock. Durch die Kinder werden die beiden Freunde noch enger aneinander geschlossen. 1841 heiratet des genannten gleichnamiger Sohn La Trobes älteste Tochter. Aus der unmittelbaren Anschauung des intimen Verkehrs und der Erinnerung an den Menschen und Komponisten schreibt der Schwiegersohn im Jahre nach dessen Tode seine „Blätter der Erinnerung an J. Fr. La Trobe, den Künstler und Menschen.“ (B. M. LX, 175 f. u. LVIII, 129).

Ein hartes wechselvolles Leben. Oft widrigen Verhältnissen zum Trotz ringt sich ein Mann zu seinem Künstlertum durch. Italienische Arien, die Höhe der Kirchenmusik, deutsche Lyrik zeitigen Spuren in seinem Schaffen. Ob aber in dem jungen Studenten ein kompositioneller Funke aufglimmt, ob ihn, den in vorgerückten Jahren Stehenden, die Liebe, jenes „Glück ohne Ruh“, überkommt, ob er im Alter die Schauer der Einsamkeit herannahen fühlt, immer begleiten diese Schicksalsstunden Worte seines Meisters, die im Innersten ihre Wirkung tun, bis sie, Lied geworden, als bunte Falter seiner Seele aufsteigen.

Unter den Freunden La Trobes wurde August Heinrich v. Weyrauch genannt. Auch er ist Komponist. 1788 in Riga geboren, bekleidet er hier einen öffentlichen Posten, gibt ihn auf, um sich restlos der Literatur und Kunst zu widmen, studiert in Dorpat, wird Lektor der deutschen Sprache an der dortigen Universität, weilt zuletzt in Dresden. (Rud. 262 f. u. Kap. IV, 500 f.). Neben redaktioneller Tätigkeit, neben Dichtungen (Kap. IV, 501 f.), die Schiller-Goethesche Richtung aufweisen (Zeg. v. S. 254), schafft er eine Reihe Kompositionen. U. a. erscheinen: „Fünf Sammlungen deutscher Lieder“ in der akademischen Buchhandlung zu Dorpat und „Der neuen Lieder erste und zweite Sammlung“ im Selbstverlage zu Dresden. (Rud. 262 f.). Während Zegór von Sivers die letztgenannte Sammlung als bestehend aus „dürftigen und frostigen Produkten eines unfrohen und gebrochenen Alters“ charakterisiert, urteilt er über die erste, wie folgt: „In diesem einzig-schönen Lieder-Cyklus entfaltet er eine überraschende Fülle origineller, mit unwiderstehlicher Gewalt in das Gemüth eindringender und im Gedächtniß haftender Melodien, die fast durchgängig von einem ihm eigenen romantisch-idealen Hauch beseelt sind und durchaus als Ergüsse des Genies von den reflektirten Machwerken Unberufener scharf sich unterscheiden. Leider blieb er in seiner künstlerischen Ausbildung auf halbem Wege stehen und kam in der Sekundart nicht über geistreichen Dilettantismus hinaus. Aber gerade dieser dem Kenner sofort einleuchtende Mangel stellt die natürliche Begabung in ein um so helleres

Licht, da man von den charakteristischen, sinnvollen Begleitungen des Naturalism oft mehr überrascht und gefesselt wird, als von den Ausarbeitungen der vollkommensten aber genialen Kunstfertigkeit.“ (Zeg. v. S. 255). Über die Verbreitung der Kompositionen Weybrauchs heißt es in dem 1855 erschienenen Werk Zegór v. Sivers': „In Liv- und Estland haben sich diese Lieder, neben anderen älteren und neueren Compositionen von Löwe, Reiffiger, Schubert, Schumann, Mendelssohn, Rücken, Proch, Thiesen, Truhn u. a. m., dauernd erhalten, und gehören noch heute, wie bei ihrem ersten Erscheinen, zu dem Vorzüglichsten, was man hören mag.“ (Zeg. v. S. 254 f.). Weyrauch wählt mit Vorliebe Texte von Goethe, Schiller und Arndt. (Zeg. v. S. 258).

In unmittelbare Berührung mit Goethe kam Carl Eduard Hartknoch, ein Sohn des bekannten Rigaer Buchhändlers und Verlegers.¹⁾ In einem Brief vom 15. Juli 1821 an Johann Friedrich Rochlitz berichtet Goethe, „daß der empfohlene Flügel gestern glücklich angekommen, sogleich von Herrn Hartknoch, einem Schüler unseres verdienstesten Capellmeister Hummel, geprüft und, sowohl von ihm, als den sämtlichen Zuhörern probat befunden worden.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXV, 17). Am 28. September 1821 schickt er einen Brief an Zelter (W., Abt. III, Bd. VIII, 117) mit den Worten: „Gegenwärtiges erhältst du durch einen Clavierspieler Hartknoch, einen Schüler unseres Hummels, der sich dir am Flügel selbst empfehlen möge.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXV, 120). Den 26. Januar 1824 schreibt Goethe aus Weimar: „Abends gibt Hartknoch ein Concert.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXVIII, 34).

Carl Eduard Hartknoch, der, um 1775 in Riga geboren, mehrfach bereits in den Jahren 1790—96 auftrat, bildete sich unter der Leitung seines von Goethe in den zitierten Briefen genannten Lehrers zu einem bedeutenden Pianisten aus. Bemerkenswert war seine Leistung besonders in dem Vortrag Hummelscher Lonschöpfungen. U. a. konzertierte er 1824 im Schwarzhauptersaal zu Riga. Auch als Komponist erlangte er Ruf. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er als Musiklehrer in Petersburg und Moskau. (Rud. 87).

Im Rigaer Schwarzhauptersaal konzertierte 1822 auch sein berühmter Lehrer, der Komponist und Klaviervirtuose Johann Nepomuk Hummel (Rud. 108), der im Knabenalter von Mozart unterrichtet, aus der Wiener Schule hervorgegangene, den seine von Haydn begünstigte Künstlerlaufbahn,

¹⁾ Johann Friedrich Hartknoch, geb. zu Goldap 1740, gest. 1789 zu Riga. (Nap. II, 191 f. u. A. d. B. X, 667).

wie er selbst angibt, 1819 nach Weimar führte, wo er als großherzoglicher Hofkapellmeister wirkte, und wo er 1837 starb. (M. d. B. XIII, 384 ff.).

Gummels Haus lag Goethes Klostergarten nachbarlich nah. In diesem tummelten sich, oft lärmend, des Dichters Enkeln in Gemeinsamkeit mit Gummels Sohn Karl (G. G. V, 185). Aber nicht nur die Jungen, auch Goethe und der Komponist standen im Verkehr. Gummel spielte in dessen Hause (G. G. V, 126), schloß auch wohl ein Dessert mit einer „heiteren und reichen Phantasie“ (G. G. III, 235). In Goethes Briefen wird der Name des Klaviervirtuosen vielfach genannt (W., Abt. IV, Bd. L, Reg. 111). Im Gespräch äußert er sich über Gummel in dieser Weise: „Napoleon behandelte die Welt wie Gummel seinen Flügel; beides erscheint uns wunderbar, wir begreifen das Eine so wenig wie das Andere, und doch ist es so, und geschieht vor unsern Augen. Napoleon war darin besonders groß, daß er zu jeder Stunde derselbige war. Vor einer Schlacht, während einer Schlacht, nach einem Siege, nach einer Niederlage, er stand immer auf festen Füßen und war immer klar und entschieden, was zu tun sei. Er war immer in seinem Element und jedem Augenblick und jedem Zustande gewachsen, so wie es Gummeln gleichviel ist, ob er ein Adagio oder ein Allegro, ob er im Baß oder im Diskant spielt. Das ist die Facilität, die sich überall findet, wo ein wirkliches Talent vorhanden ist, in Künsten des Friedens wie des Krieges, am Klavier wie hinter den Kanonen.“ (G. G. IV, 94).

Als der gleichfalls im Klavierspiel erfolgreiche (M. d. B. XII, 435 f.), bekannte Opern- und Liederkomponist Friedrich Heinrich Gummel den Sommer 1799 in Riga weilte, gab er hier zweimal öffentliche Konzerte. Zum Vortrag gelangten seine eigenen Kompositionen, u. a. Bruchstücke aus der kurz vorher in Petersburg entstandenen Oper „Alexander“ und eine in Riga komponierte Sonate für zwei Klaviere. Auch 1801 konzertierte er in Riga. (Rud. 98).

In Goethes Nähe führten ihn seine Reisen. 1806 weilte er in Tiefurt bei der Herzogin Anna Amalia. (M. d. B. XII, 436). Den 4. Juli 1810 schreibt Goethe aus Karlsbad an Pauline Gotter: „Ihre Zimmer im Wallfisch bewohnt Gummel und das ungeheure Meerwunder erstickt fast an diesem neuen Jonas.“ (W., Abt. IV, Bd. XXI, 347). Gleichfalls aus Karlsbad schreibt er den 26. Juni 1811 an Zelter: „Gummel ist seit einigen Tagen hier und obgleich leidend, doch immer der alte; lustig, mittheilend, und durch sein Spiel auch die rohsten Instrumente verbessernd . . .“ (W., Abt. IV, Bd. XXII, 119). Goethe kannte Gummels Kompositionen seiner Lieder. Er hörte sie von der Bardua singen. (G. G. I, 481). Als Gummel seine Komposition

aus Liedges „Urania“ vorgetragen, schrieb Goethe ihm diese Verse voll scherzhafter Beziehung (Zeitl. II, 166):

An Uranius.

Himmel ach! so ruft man aus,
Wenn's uns schlecht geworden.
Himmel will verdienen sich
Pfaß' und Ritterorden.

Ihren Himmel finden viel'
In dem Weltgetümmel;
Jugend unter Tanz und Spiel
Meint, sie sei im Himmel.

Doch von dem Claviere tönt
Ganz ein anderer Himmel;
Alle Morgen grüß' ich ihn,
Nicht er mir vom Himmel.

(W. II, 158.)

Der Leipziger Student Goethe hatte Gelegenheit, Johann Adam Hillers Singspiele unter dem unmittelbaren Eindruck ihrer Neuheit auf der Bühne zu sehen. Wißbegierig machte er sich zu dem Meister auf, um von ihm Belehrung über diese Gattung zu empfangen. Hiller stand dieser „durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde“ jedoch kühl gegenüber. Im Jahre 1782 reiste Hiller, von Herzog Peter von Kurland eingeladen, nach Mitau. (A. d. B. XII, 422). Der Dichter Christoph August Liedge, der der Herzogin Dorothea und deren Schwester Elisa von der Recke nahe stand (Lied. XI u. Nach. I, S. V), und der durch den Verkehr mit ihnen ein anschauliches Bild auch vom Leben und Treiben am Mitauer Hofe empfangen mochte, schreibt darüber: „Zur Vervollständigung des Gesanges in der fürstlichen musikalischen Kapelle wurden zwei Sängerinnen, Schülerinnen Hillers aus Leipzig, berufen, und an den berühmten Meister selbst erging die Einladung, seine Schülerinnen nach Kurland zu begleiten. Dort fand dieser ausgezeichnete Tonkünstler am herzoglichen Hofe eine Aufnahme, die seinem Verdienst angemessen war, und ihm durch sein ganzes Leben unvergeßlich blieb. Es waren Tage der geistigsten Freude, welche während Hillers Anwesenheit, die Hoffeste auszeichneten; Concerte wechselten mit Opern.“ (Lied. 70). Zwischen 1772 u. 1775 bereits wurde die von Hiller komponierte Oper „Die Jagd“ in dem Rigaer Theater gegeben (W. Bl. III, 181 f.).

Während seines Mitauer Aufenthaltes wurde er näher mit der Dichterin Elisa von der Recke bekannt, vertonte einige ihrer Lieder, die er zugleich als Dichtungen herausgab ¹⁾. (Nach. I, 464).

Der Direktor des „Großen Konzerts“ ²⁾ Johann Adam Hiller, dessen Haus einen Mittelpunkt des musikalischen Lebens in Leipzig bildete, zog ein junges Talent in seinen Kreis (R.-N. 30 f.). Und als er in der Karwoche 1767 das Musikwerk Haffes, Metastafios geistliches Drama „St. Elena al Calvario“ zur Aufführung brachte, sang die junge Sängerin die Eustasia-Partie ³⁾. Ihr Ruf wuchs. (R.-N. 38). Hingerissen von ihrem „herrschenden Gesang“, lauschte ihr auch der Student Goethe. In Erinnerung daran schrieb der Greis diese Verse (W., Abt. IV, Bd. XLVIII, 111):

Klarster Stimme, froh an Sinn —
Reinste Jugendgabe —
Zogst du mit der Kaiserin
Nach dem heiligen Grabe.

Dort, wo alles wohl gelang,
Unter die Beglückten
Niß dein herrschender Gesang
Mich den Hochentzückten. (W., Abt. IV, Bd. XLVIII, 125).

Die Sängerin war Gertrud Elisabeth Mara, damals noch Elisabeth Schmeling (M. d. B. XX, 288).

¹⁾ Elisens Geistliche Lieder nebst einem Oratorium und einer Hymne von Chr. Fr. Neander, herausgegeben durch Joh. Adam Hiller, Leipzig 1783. (Nach. I, 464).

²⁾ Aus dem Leipziger „Großen Konzert“ entwickelten sich später die berühmten Gewandhauskonzerte. (R.-N. 30).

³⁾ H. Kaulitz-Niedeck gibt in ihrem zitierten Buche an, daß Goethe das Oratorium erst bei der Wiederholung im Frühjahr gehört habe. (R.-N. 38 f.).

V.

Alte Kastanienbäume mit ihrem breit ausladenden Geäst auf dem Ziegelskoppeler Friedhof bei Reval beschatten einen grauen Grabstein. Auf ihm ist die Inschrift zu lesen: Gertrud Elisabeth Schmeling, verehelichte Mara, geb. in Kassel 23. Febr. 1749, gest. in Reval 8. Jan. 1833. Hier ruht die Sängerin Mara, sie, die einst ganz Europa in Entzücken und Bewunderung versetzte. Heilig sei diese Stätte jedem Freunde des Schönen und der Kunst. (R.-N. 217, vgl. 216).

Ehe die berühmte Sängerin ihre Ruhe fand und das Sterbliche in die Erde der neuen Heimat gesenkt wurde, war ihr ein von Stürmen mannigfach bewegtes Dasein zu durchleben beschieden.

Es begann trübe und hoffnungsarm. Das kränkelnde „Druselplänzchen“ wuchs vereinsamt in der Wohnung an der engen Gasse auf. (R.-N. 7 f.). Früh aber zeigte sich auch ein ungewöhnliches Talent im Geigenspiel. Und bald reiste die kleine Künstlerin mit ihrem Vater, dem Rats- und Stadtmusiker Johann Schmeling, von Ort zu Ort. Frankfurt, Antwerpen, Rotterdam, Leyden, Utrecht und endlich London, diese Städte u. a. wurden Auslaufhäfen ihres jungen Ruhmes. Wie das Kind den Geigenbogen meisterte, so bezauberte auch bald sein Gesang die Hörenden. In Leipzig ging der Stern der erwachenden Künstlerin, neben dem der Corona Schröter auf. (M. d. B. XX, 286 ff.). „Santa Elena al Calvario“, seit der Aufführung dieses Oratoriums verbreitete sich ihr Name gleich einer Wolke über das musikalische Deutschland. (R.-N. 38). Indem er die beiden Sängerinnen mit einander vergleicht, schreibt Goethe in seinen „Biographischen Einzelheiten“ unter der Überschrift: „Leipziger Theater. 1768.“ „Die nachher als Mara so bekannt gewordene Schmeuling befand sich mit ihrem Vater gleichfalls in Leipzig und erregte allgemeine Bewunderung. Dagegen hatte Corona Schröter, ob sie gleich mit jener es nicht an Stimme und Talent aufnehmen konnte, wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernstern anmuthigen Vortrags, eine allgemeine Empfindung

erregt, welche sich, je nachdem die Personen waren, mehr oder weniger als Neigung, Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte. . . Beide, die Schröter und Schmehling, habe ich oft in Gasse'schen Oratorien neben einander singen hören, und die Wagschalen des Beifalls standen für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der andern das Gemüth in Betrachtung kam." (W. XXXVI, 228, vrgl. R.-N. 39 f.).

Den Gesang der Schmeling bewunderte auch Friedrich der Große, der sie als Prima Donna der italienischen Oper in Pflicht nahm. Sie lernte Baptist Mara kennen, den schönen Violoncellisten des Prinzen Heinrich von Preußen. Entgegengesetzte Hindernisse vermochten die Verbindung beider Künstler nicht zu vereiteln. Es begann ein Zug durch die europäischen Städte. Er wurde begleitet von den Triumphen der Mara und von dem Gespenst — Trunk und Spiel — einer zerrütteten Ehe. (R.-N. 124). Nach wechselvollem Schweifen — auch in Riga konzertierte sie mehrfach, ebenso in Mitau (Rud. 151 u. B. Bl. III, 184) — erwarb sie sich in Moskau ein Haus und einen Landsitz in der Nähe der Stadt (R.-N. 160). Umgeben sah sie sich von einem glänzenden Kreis der vornehmen Gesellschaft (R.-N. 157 f.). Da löschte der große Brand von Moskau die Sterne ihres Glücks. Weder in Moskau noch in Petersburg litt es sie länger. (R.-N. 160). Die altersgraue Stadt am Baltischen Meer nahm sie auf. (N. d. B. XX, 287 ff.).

Hier in Reval spannen sich manche Fäden her und wider, die die Mara für die letzten zwei Dezennien ihres Lebens an die neue Heimstätte banden. Hier trat sie der Familie des baltischen Gutsbesizers und Landrats Baron von Kaulbars nahe, in dessen Hause eine feine Kultur der Geselligkeit herrschte. Mit Frau Natalie Elisabeth von Kaulbars verknüpfte sie bald ein enger Freundschaftsbund. (R.-N. 169). Hier fand sie die Schwester Ludwig Tieck's vor, die Dichterin Sophie Tieck-Bernhardi, die in zweiter Ehe den baltischen Gutsbesitzer Karl von Anorring geheiratet hatte, diesem nach Estland gefolgt war, hier in geselligen Zirkeln aus den Werken ihres Bruders vortrug, wie sie in ihren eigenen Produktionen, so in den „Wunderbildern und Träumen in elf Märchen“ und in „Flore und Blancheflur“ gleichfalls eine romantische Richtung bekundet. (R.-N. 164 u. N. d. B. II, 459). Sie lernte die Goethefreundin Hedwig Dorothea von Berg, geb. v. Sivers kennen (R.-N. 194). Auch zu Dorpater Professorenfamilien trat die Mara in Beziehung (R.-N. 186 f.).

Was aber die Mara mit ihrer neuen Umgebung noch mehr verwachsen ließ, das war neben dem Theater (R.-N. 182 f.), das durch Kokebues Eifer gesteigerten Impuls empfangen (N. Th.-Chr. 92, 96, 154), vor allem das gepflegte Musikleben der Stadt. Das Haus des Landrat von Kaulbars

bildete in dieser Beziehung einen Mittelpunkt. Auch die der Mara, wie schon gesagt, befreundete Baronin Kaulbars war eine feine Kennerin der Musik. Deren Töchter wurden Schülerinnen der großen Sängerin, die besonders an der Stimme der ältesten Tochter Sophie ihre Freude fand. Oft weilte sie auf dem Landsitz dieser Familie. Oft war sie auch während des Winters Gast in deren Stadthause ¹⁾. (R.-N. 169 u. D. M. St. 303). Mit ihr kam auch Otto Magnus von Stackelberg in Berührung, als er nach seinen griechischen Reisen vorübergehend wieder in der Heimat weilte und sich hier u. a. mit vollen Zügen dem musikalischen Leben des Hauses Kaulbars hingab, mit dem ihn seit dem August 1815 auch nähere Beziehungen verwandtschaftlichen Charakters verbanden. (D. M. St. 303 f.). Noch in ihrem hohen Alter erteilte die Mara Gesangunterricht (R.-N. 186). Eine rührige Vermittlerin wurde ihr hier Frau Hedwig Dorothea von Berg (R.-N. 194). Auch den neubegründeten Singverein besuchte die Mara eifrig. Sie leitete den Gesang einer Kantate, die die Glieder des Vereins in der Nikolaikirche vortrugen. Begründet hatte diesen Verein Johann August Sagen, den Kogebue 1809 als Hauslehrer aus Sachsen nach seinem Gut Schwarzen hatte kommen lassen, der sich darauf in Reval niederließ, hier den Gesangverein gründete, sich um die Entwicklung des Chorgesanges auch unter der estnischen Bevölkerung verdient machte, für die Ausbildung der Organisten an den Landkirchen tätig war. Die Mara schätzte in ihm einen durchgebildeten Musiker. (R.-N. 183 u. B. Bl. III, 192).

Hatte Goethe die Sängerin Elisabeth Schmeling, seit er ihre Stimme als Leipziger Student gehört, aus den Augen verloren?

1778 sang die Mara vor dem Weimarer Hofe. Unter dem 8. Oktober schrieb Goethe in sein Tagebuch: „Abends Mara in Belv.“ (W., Abt. III, Bd. I, 71). Und als sie nach vier Jahrzehnten auf einer letzten großen Reise von London nach Reval zurückkehrte (R.-N. 172—182), da weilte sie in Weimar auch in Goethes Hause ²⁾. (G. G. II, 566). Adele Schopenhauer schreibt hierüber am 10. Nov. 1821: „Bei Goethe gestern ein musikalisches Frühstück und dabei die Gegenwart der Mara, die jedenfalls interessant bleibt.“ „Bei Goethens Konzert — so fährt sie fort — spielte auch Summel . . .“ (G. G. V, 126).

Im Februar 1831 bewegte Reval ein frohes Ereignis. Der Klub der Ritterschaft, das sogenannte „Actienhaus“, öffnete seine Türen einer Fest-

¹⁾ Reval, jetzt Gerichtsstr. Nr. 8, estnisches Handelsministerium (R.-N. 169).

²⁾ Vgl. hierzu Goethes Notiz unter dem 10. Nov. 1821: „ . . . Im Garten beh sehr schönem Wetter. Mittag die Gesellschaft. Gegen Abend Madame Mara . . .“ (W., Abt. III, Bd. VIII, 135).

gesellschaft. Lorbeerumkränzt stand ein Sessel bereit. Es galt der berühmten Sängerin Mara. Aus dem Kreise ihrer ehemaligen Schülerinnen trat Wilhelmine von Kozebue vor und — erscheint es nicht wie eine Ironie des Schicksals, daß gerade sie, die Tochter des Schriftstellers Kozebue, dazu ersehen war? — übergab der Gefeierten Grüße von dem Manne, gegen den ihr Vater einst mit der ganzen unverdroffenen Beweglichkeit seiner Natur stets variierende Angriffe unternahm, Grüße von Goethe, die zu dem Geburtstage der Sängerin eingetroffen. Die Blicke der Mara glitten über die eigenhändigen Schriftzüge des greisen Dichters. „St. Elena al Calvario!“ Die Zeit erster Triumphe kam mit den Versen herauf: „Marster Stimme, froh an Sinn . . .“ (W., Abt. IV, Bd. XLVIII, 125). In vierstimmigem Gesang erklangen die Worte. Dann setzte der Chor mit dem zweiten Gedichte ein, das der große Weimarer der „Madame Mara zum frohen Jahresfest“ gesandt hatte:

Sangreich war dein Ehrenweg
 Jede Brust erweiternd,
 Sang auch ich auf Pfad und Steg,
 Müß' und Schritt erheiternd.
 Nach dem Ziele, denk ich heut
 Jener Zeit der Süßen;
 Fühle mit, wie mich's erfreut
 Segnend dich zu grüßen.

(W., Abt. IV, Bd. XLVIII, 125).

Tief empfand die Mara den segnenden Gruß. Von der Erinnerung übermannt, weinte sie.

Diese Gedichte ¹⁾ waren von Johann Nepomuk Hummel komponiert worden ²⁾, an den sich August Sagen gewandt hatte, wie Goethe durch den Kanzler Müller und Hummel um ein Gedicht angegangen wurde. (G. G. V, 180, W., Abt. IV, Bd. XLVIII, 111).

Ein Konzertabend im Schwarzenhäupterhause schloß den Tag. Man wiederholte das zweite Gedicht, brachte u. a. den „Erköönig“ zum Vortrag. (R. N. 199—205 u. Prov., Nr. 8, S. 29 f.).

Böskartige Glossen über die Verse Goethes rückte der alte Kritiker Merkel gelegentlich einer Darstellung dieses Ereignisses in sein ³⁾

¹⁾ Diese Gedichte im Ms. befinden sich im Estl. Provinzialmuseum, Dom, Reval. (R. N. 202).

²⁾ Vrgl. W., Abt. IV, Bd. XLVIII, 89, 106, 111, 123.

³⁾ Vrgl. Kap. III, 214.

„Provinzialblatt für Kur- Liv- und Esthland“. Der Befrittung der Verse jedoch wird angefügt: „... aber die Erscheinung, den 82jährigen, hochberühmten Dichter aus der Ferne her der 83jährigen auch hochberühmten Sängerin ihr Fest durch Jugenderinnerungen verschönern zu sehen, hat Etwas, das jede Kritik verstummen macht.“ (Prov., Nr. 8, S. 30).

Da die Sonne der Mara sich dem letzten Abend zuneigte, hörte sie Opernpartien singen, durch die auch sie einst ein lauschendes Publikum begeisterte. Sie drangen in den Tönen einer ergreifenden Stimme an ihr Ohr. Anna Pauline Milder konzertierte in Reval. (R.-N. 197). Diese Sängerin, die 1785 in Konstantinopel geboren, ihre größten Triumphe in Wien und Berlin feierte, führten ihre Reisen auch nach Riga. Hier konzertierte sie 1830 im Schwarzhäupterhause. (Rud. 161).

„Madame Milder hätte ich wohl hören mögen“ (W., Abt. IV, Bd. XXIII, 189), schrieb Goethe am 3. Dez. 1812 an Zelter. Er hörte sie. Darüber schrieb er aus Marienbad am 18. August 1823 an Ottilie v. Goethe: „Madame Milder hab ich singen hören, im engen Kreise, kleine Lieder, die sie groß zu machen verstand...“ (W., Abt. IV, Bd. XXXVII, 175). „Schließen aber — so berichtet er S. S. u. Marianne v. Willemer — darf ich nicht ohne zu sagen, welche Genüsse mir die Musik dargereicht. Madame Milder von Berlin hat in vier kleinen Liedern eine Unendlichkeit vor uns aufgethan.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXVII, 212). Und seinem Freunde Zelter spricht er von dem Eindruck der Lieder, der so stark gewesen sei, daß die Erinnerung an diese ihm Tränen auspresse. Goethe fährt fort: „Und so ist denn das Lob, das ich ihr seit so manchem Jahr ertheilen höre, nicht ein kaltes geschichtliches Wort mehr, sondern weckt ein wahrhaft Vernommenes bis zur tiefsten Rührung. Grüße sie zum schönsten; sie verlangte etwas von meiner Hand und erhält durch dich das erste Blättchen, das ihrer nicht ganz unwerth ist.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXVII, 188 f.). Seither bleibt ein Bedenken hüben und drüben. Einen „freundlichen Brief“ (W., Abt. IV, Bd. XLI, 193) empfängt Goethe von ihr. Er trägt sich mit poetischen Grüßen, die indessen nicht gelingen wollen (W., Abt. IV, Bd. XLIV, 69). Er sieht die Sängerin auch bei sich in Weimar (W., Abt. IV, Bd. XLVII, 308) ¹⁾.

Unmittelbar nach der Mitteilung über die Milder heißt es in dem gleichen, aus Eger am 9. September 1823 datierten S. S. u. Marianne

¹⁾ Vrgl. zu dem Angeführten W., Abt. IV, Bd. L, Reg. 157 u. G. G. III, 85.

v. Willemer geschriebenen Brief: „Madame Szymanowska aus Warschau, die fertigeste und lieblichste Pianospielelerin, hat auch ganz Neues in mir aufgeregt. Man ist erstaunt und erfreut, wenn sie den Flügel behandelt, und wenn sie aufsteht und uns mit aller Liebenswürdigkeit entgegen kommt, so läßt man sich's eben so wohl gefallen.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXVII, 212). Goethe vergleicht sie mit Hummel (W., Abt. IV, Bd. XXXVII, 189). In Marienbad begegnete er der Pianistin Frau Maria Szymanowska, geb. Wolowska (G. G. III, 15), der er ein Gedicht widmete (W. IV, 32), deren Spiel ihn in Weimar erneut ergriff (G. G. III, 28). Frau Szymanowska starb 1831 in St. Petersburg. In Riga konzertierte sie in den Jahren 1822 u. 1827 (Rud. 242).

Vor der Mara zu singen war der Wunsch auch der berühmten Henriette Sontag. Als diese nach Reval kam, fand sie indessen die bewunderte Künstlerin nicht mehr unter den Lebenden. (R.-N. 198 f.). 1830 hatte sie in Riga konzertiert (Rud. 233). Auch in Weimar sang sie. Starke Eindruck hinterließ ihr Talent auf Goethe. (W., Abt. IV, Bd. XLI, 144 f.). Eine „wandernde Nachtigall“ (W., Abt. IV, Bd. XLIII, 176) nannte er sie. „Eure Nachtigall — heißt es in einem Brief an Zelter — flattert noch immer umher; sie ist, sagt man, an die See gezogen und wird erst Ende des Monats bey uns durchkommen, da wir denn hoffen dürfen sie gleichfalls zu bewundern.“ (W., Abt. IV, Bd. XLI, 121). Am 6. September 1826 schrieb er aus Weimar: „Gestern um Mitternacht verließ Demoiselle Sontag erst einen freundlichen, bey mir versammelten Cirkel . . .“ (W., Abt. IV, Bd. XLI, 142 f.). Auch 1827 besuchte sie ihn während ihres Aufenthalts in Weimar und gab „einige Musterstückchen ihres außerordentlichen Talents.“ (W., Abt. IV, Bd. XLIII, 177).

Der Schauspieler Eduard Genast erzählt in seinen Erinnerungen: „Wilhelmine Schröder-Devrient besuchte auf ihrer Kunstreise nach Frankreich auch Weimar. Voll Freude eilte ich zu Goethe, um ihn zu fragen, ob er die Schröder-Devrient empfangen wolle? „Es wird mich freuen, diese Künstlerin, von der ich schon so Treffliches gehört, kennen zu lernen,“ erwiderte er . . . Am andern Tage empfing er die Devrient höchst freundlich und liebevoll. Sie sang ihm unter anderem auch die Schubertsche Komposition des „Erkönig“ vor, und obgleich er kein Freund von durchkomponierten Strophenliedern war, so ergriff ihn der hochdramatische Vortrag der unergleichlichen Wilhelmine so gewaltig, daß er ihr Haupt in beide Hände nahm und sie mit den Worten „Haben Sie tausend Dank für diese großartige künstlerische Leistung!“ auf die Stirn küßte; dann fuhr er fort: „Ich habe diese Kompo-

fiction früher einmal gehört, wo sie mir gar nicht zusagen wollte, aber in vorgetragen gestaltet sich das Ganze zu einem sichtbaren Bild . . ." (Gen. 178 f.). Goethe notiert unter dem 24. April 1830 in sein Tagebuch: „Madame Devrient und Genast¹⁾. Letztere accompagnirte, Erstere sang den Erfkönig von Schubert.“ (W., Abt. III, Bd. XII, 230). „Ihr Schwanengesang war für mich der »Erfkönig«“ (Gen. 271), schreibt Genast in seinen Erinnerungen. Er hörte sie zum letztenmal im Jahre 1852. „Ich sah und hörte sie — heißt es an jener Stelle — zum letztenmal im Jahre 1852, als sie mit ihrem Gatten nach Paris reiste und in Weimar sich einige Stunden aufhielt, uns zu besuchen und ihren Gatten uns vorzustellen. Wir fanden in ihm, einem Herrn von Boß, einen höchst feinen und liebenswürdigen Mann. Sie sang uns noch einige Schubertsche Lieder vor, die ihr Gatte trefflich begleitete . . ." (Gen. 271).

In Paris hatte sich Wilhelmine Schröder-Devrient mit dem nachmaligen livländischen Landmarschall Heinrich von Boß²⁾ verlobt, den sie bereits früher kennen gelernt (Gl. 206 u. N. d. B. XXXII, 541), der nach juristischem Studium in Dorpat Reisen durch Deutschland, Frankreich, Italien unternommen, in Livland als Landwirt und Gutsbesitzer tätig, eine Reihe öffentlicher Ämter im Dienste seiner Heimat durchlief (Ab. 267). Am 14. März 1850 vollzog sich in Gotha die Trauung. Wilhelmine von Boß unterbrach ihre künstlerische Ruhmeslaufbahn. „ . . . und als er mich — schreibt sie — aus meiner Demuth emporzog, an sein Herz, da flammte eine Liebe in meiner Seele auf, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte! Ich fühlte ein ganz neues Leben in mir aufsprossen und war vor Allem davon durchdrungen, daß ich diesem Manne Alles zu Füßen legen mußte, was ich hatte. Aber ich hatte nichts mehr, als meine Kunst, war sonst bettelarm, ein Leben voll Täuschungen und Irrthümern lag hinter mir . . ." „Obwohl — so heißt es weiter — Heinrich frei von Vorurtheilen war, lag es doch in den Verhältnissen, daß ich, um ihm zu gehören, meine öffentliche Stellung als Künstlerin aufgeben mußte. Ich that es mit freudevollem Herzen . . ." (Gl. 207). So schrieb die große Schauspielerin, ohne daß sie die Leidenschaft ihres künstlerischen Temperaments

¹⁾ Eduard Genast hatte seine Frau als Akkompagnistin vorgeschlagen. Darauf hatte Goethe gemeint: „Ei sieh, da lerne ich ja ein weiteres Talent an deiner lieben Frau kennen.“ Nach dem Spiel dankte ihr Goethe für die „charakteristische Begleitung.“ (Gen. 178 f.).

²⁾ Heinrich von Boß, geb. 1818, 1845—57 Landwirt in Livland (Trifaten), seit 1863 Gutsbesitzer in Livland (Kersel u. Schwarzhof), u. a. livl. Landrat (seit 1884), vordem livl. Landmarschall (1872—84). (Ab. 267).

in vollem Umfange erkennen mochte. Sie folgte ihrem Gatten in dessen livländische Heimat. Auf dem Gut Trikaton erschloß sich ihr eine neue, ihr ungewohnte Welt. (Gl. 209 f.). Es war nicht das erstemal, daß sie baltischen Boden betrat.

Im Jahre 1847 weilte sie in Riga. Wie ihre Mutter, die große Tragödin Sophie Schröder, die als jugendliche Schauspielerin in Reval Kogebue aufgefallen war (R. Th.-Chr. 136 ff.), u. a. in den Rollen der Donna Sjabella in der „Braut von Messina“ und der Königin in „Maria Stuart“ auf der Rigaer Bühne erschien, so trat auch ihre Tochter 1847 an 11 Abenden in mehreren ihrer berühmten Rollen auf, sang in Konzerten und einer eigenen Matinee (Rud. 219).

Anders als damals kam sie nun in das Land. Ein Leben als Gutsherrin sollte nun beginnen. Tätig suchte sie in der veränderten Umgebung zu wirken (Gl. 210), die Räume wohnlich einzurichten (B. M. LXXVI, 37), im Garten zu graben und zu pflanzen. (B. M. LXXVI, 35). Eine Welt geistiger Gemeinsamkeit tat sich auf. Die gleiche musikalische Richtung verband die Gatten. „Die würdige Richtung, — so schreibt sie — die mein Mann auch in der Musik hat, läßt auch in diesem Fache nichts von der neuen Seichtheit zu und so sind Beethoven, Mozart, Schumann und Schubert noch immer unsere Auserwählten.“ (Gl. 213). Gemeinsam lesen sie, durchleben so „schöne und feierliche Stunden“. Manches Unverständene bringt er ihr näher. Viel liest Wilhelmine von Vock in den Werken Goethes. Sie berichtet ihrem langjährigen Freunde, dem Geheimrat C. G. Carus in Dresden: „Ich habe viel gelesen und mich an älteren Sachen erhoben und erbaut, zumal an Goethe, der uns überall mit so viel Würde, Klarheit und antiker Ruhe entgegen tritt, daß seine Nähe uns immer in eine „behagliche“ Stimmung versetzt. „Wahrheit und Dichtung“ habe ich wieder mit unendlicher Befriedigung gelesen, nur ist dadurch meine Sehnsucht nach Italien wieder hoch in mir aufgeflammt! Nun wer weiß, vielleicht sehe ich das Wunderland früher als ich denke.“ (Gl. 213 u. 210 f.).

Dieses, wie es scheint, so harmonische Dasein wird durchbrochen durch das jähe Aufzucken ihres zurückgedämmten schauspielerischen Ingeniums, das die Fremdheit gegenüber der neuen Umgebung zu dem Gefühl unerträglicher Pein steigert. (Gl. 209 f., 223, 239).

Bald ist sie mit ihrem Gatten in Deutschland. Politischer Verdacht sperrt ihr den Rückweg nach Livland. Zeitweilige Trennung ist die Folge. Dann reisen sie gemeinsam nach Paris. Hier singt Wilhelmine Schröder-Devrient wieder. (Gl. 214 f., 216, 219). Erst nach erneuten Bemühungen

gelingt es Heinrich von Boß die Aufhebung der Verbannung durchzusetzen (Gl. 222). Aber nicht lange hält es die von Schaffensdrang Gefolterte in Livland. Mächtig wird sie von ihrer künstlerischen Leidenschaft emporgetrieben. Von neuem tritt sie vor die Öffentlichkeit. Sie träumt von einer Kunstreise nach Amerika. (Gl. 238 ff.). Ihr Traum war bald zu Ende geträumt. An einem kalten, düsteren Tage — Reif lag auf dem vergilbten Rasen der Gräber — wurde ihr Sarg in Dresden, der Heimat ihres Ruhmes, in die Erde gesenkt. Heinrich von Boß und wenige Vertraute umstanden die Stätte. Kein Lied, kein Wort brach die Stille. (Gl. 272 f.).

Am Ende einer stillen Straße Rigas stand ein vornehmes Gebäude mit der Front zur Düna, das sogenannte Begejackische Haus „am Wall“. Hier wohnte Harald Ludwig Otto v. Brackel, der an der Zivilkanzlei des General-Gouverneurs von Liv- und Kurland Marquis Philipp Paulucci, zuletzt als Direktor des Rigaer Comptoirs der Reichs-Kommerzbank tätig war, ein lebhaftes Interesse für Literatur und das Theater besaß, Kritiken der Rigaer Aufführungen schrieb, auch an der Dresdener von Th. Sell redigierten Abendzeitung mitarbeitete. (Mtl. G. 192, 199 u. B. D. 396). An einer Wand des Salons hing neben anderen Dichterporträts auch das Bild Klingers (Mtl. G. 196). Literarische Gespräche oder solche über das Theater wurden u. a. dann geführt, wenn man sich an schönen Frühling- und Herbstnachmittagen im sogenannten „Böhrmannschen Garten“ erging (Mtl. G. 218). „Die gute Gesellschaft, der Adel, die Geistlichkeit und die höhere Bürgerschaft — so erinnert sich der Sohn des erwähnten Kritikers und Schriftstellers Friedrich von Brackel, der die Eindrücke seiner Kindheit (1830—1839) wiedergibt, dem Bienemann ein „ungewöhnlich treues Gedächtnis“ nachrühmt, kraft dessen er sich „selbst kleiner Einzelheiten aus seiner Kindheit deutlich zu erinnern“ vermochte (Mtl. G. 191) — ging fast ganz auf in Interessen für Literatur und Kunst, die Politik ¹⁾ zog sie fast gar nicht an. Ich erinnere mich nicht, von der Julirevolution reden gehört zu haben, wohl aber eingehend und längere Zeit von dem Tode Goethes . . .“ (Mtl. G. 219). Einen Mittelpunkt bildete der Salon Brackels besonders für durchreisende Künstler und die schauspielerische Welt Rigas (Mtl. G. 198). So gingen hier ein und aus u. a. die vom Riager Publikum enthusiastisch gefeierte Karoline Bauer (Mtl. G. 208, 220 u. Rud. 13), Johann Ohmann, der jugendliche Held und Liebhaber des Theaters Karl

¹⁾ Der Verfasser indessen schränkt seine Behauptung ein, indem er darauf hinweist, wie von einem gewissen Zeitpunkt an die politische Gedankenrichtung das Interesse an Literatur und Kunst in den Hintergrund zu drängen begann. (Mtl. G. 266 f.).

Adolf Müller und dessen Frau (Mtl. G. 217), endlich die bedeutende Tragödin Auguste Crelinger, die 1830 gastierte, und der eine Empfehlung des Berliner Kriminaldirektors Hitzig, des bekannten Freundes E. L. A. Hoffmanns, das Brackelsche Haus öffnete. (Mtl. G. 198 u. Rud. 39). Tffland hatte in ihr schon früh den „tragischen Funken“ erspiert und der jungen Künstlerin die Berliner Arena aufgetan. Hier trat sie, damals noch Auguste Düring, in den Kreis der um Tffland sich gruppierenden Schauspieler. Unter diesen gewann für sie das 1816 aus Weimar nach Berlin gerufene Ehepaar Wolff richtunggebende Bedeutung. (M. d. B. IV, 584). Mit Interesse verfolgte Goethe das fernere Bühnenschicksal dieses Paares (B., Abt. IV, Bd. XXVI, 314, Bd. XXVII, 15). Es freut ihn, daß Wolff Erfolg hat. Er schreibt darüber an Zelter: „Die Weimariſchen Schauspieler gelten am meisten wenn sie mit einander wirken, es ist mir aber lieb zu hören, daß auch der Einzelne etwas vom Ganzen mit sich fortträgt,“ und berichtet weiter, wie er Wolff in die „euklidischen Elemente“ der Schauspielkunst eingeführt, ihn in den Kreis seiner theatralischen Bestrebungen gezogen. (B., Abt. XXVII, 3 f.). Und dieser Geist einer sublimen Kunst teilte sich weiter, vermittelt durch zwei Glieder, die etwas vom Ganzen mit sich forttrugen, der jungen Schauspielerin mit, um so mehr als die Art ihres eigenen Talents, sich der Weimarer Schule zuneigte. Ihre Kunst wurde getragen durch die fortschreitend sich vollendende Plastik ihres Spiels, durch das edle Pathos der Deklamation. Zu ihren Hauptrollen gehörten u. a. Adelhaid in „Göz“, Iphigenia, die Prinzessin in „Lasso“ und Märchen. (M. d. B. IV, 584 f.).

In dem Jahre 1837 machte — so haftet der Eindruck in dem Aufzeichner seiner Erinnerungen aus dem elterlichen Hause — im Frack, schwarzatlassener Kravatte und Vatermörder ein Mann schlanken Wuchses, von aristokratisch gebildeten Gesichtszügen Antrittsvisite bei Brackels. Es war der Schauspieler und Vorleser Karl von Holtei, der seinen Dichtungen nach den Rigensern kein Fremder mehr war, den ein Komitee von Kunst- und Theaterfreunden zu Verhandlungen wegen des neuzubegründenden Theaters nach Riga berufen hatte, den Otto Crelinger, der Gatte der erwähnten Schauspielerin, mit einer Empfehlung an Brackel versah. In dem Brackelschen Hause las Holtei vor einem gewählten Kreise, in dem auch die obere Geistlichkeit nicht fehlte. Er las Szenen aus Shakespeares „Julius Cäsar“. Die Rede des Antonius bildete den Höhepunkt. Die Vorlesung der Rüpfelzenen aus dem „Sommernatchstraum“ riß die Hörer zu spontanen Äußerungen des Eindrucks hin. Während des Soupers sprach Holtei über Beranger, Ludwig Tieck und Goethe. (Mtl. G. 252—257).

Von Goethe konnte er aus lebendiger Anschauung erzählen. War er doch mit August von Goethe befreundet, und hatte er doch im Hause des Dichters gewohnt.

Niedergeschlagen, voll banger Erwartung saß Soltei in der finsternen Wirtsstube des Gasthauses zum „Elephanten“. Es stand ihm eine Begegnung mit Goethe bevor. Er hatte um sie gebeten. Sie war gewährt worden. Und nun, da das Ersehnte unmittelbar nahe der Erfüllung war, bangte ihm, vor den Gewaltigen zu treten. Neben ihm saß der Besitzer des Gasthauses, Herr Schwanitz. „Wer kannte ihn nicht? Wer kannte sie nicht, die räucherige, durch einen hölzernen Pfahl in ihrer Mitte zur ländlichen Schenke gestempelte Stube?“ — fragt Soltei. Er fährt fort: „An mir gingen im wachen Traume die Bilder Derjenigen vorüber, die seit einer langen Reihe von Jahren hier eingekerkert, Alle in der Absicht, Alle in der Hoffnung: ihn zu sehen, den Einzigen, Gewaltigen, diesen Herrscher im Reiche der Geister! Es ist ungeheuer, sich in die Macht zu denken, die er ausgeübt, länger als ein halbes Jahrhundert hindurch, auf jeden deutschen Geist, auf jedes deutsche Gemüth! Und wie? Warum nur Deutsche? Gaben in jenem Gastzimmer nicht würdige Repräsentanten der verschiedensten kultivirten Nationen gelauscht und geharrt, bis ihnen die Kunde ward, daß sie sich dem Ersehnten nahen dürften? Der alte Schwanitz müßte ein Maler gewesen sein! Aber ein Seelenmaler! Und dann, die Galerie jener Harrenden . . . Besorgniß, freudige Erwartung, Uebermuth, Arroganz, selbstzufriedene Eitelkeit, bescheidenes Verzagen, Heuchelei, Liebe, Entzücken . . . das gab' eine Musterkarte von innern Zuständen! So dacht' ich mir nun, was ich morgen sagen wollte, oder was ich erwiedern sollte, oder wie ich beginnen müßte, wenn er schwiege, und so wär' ich vor lauter Gedanken ein Narr geworden, hätte sich nicht die Thür geöffnet, um . . .“ (Solt. III, 392 ff.).

Wie ein Träumender schritt er durch den Park. Es schien, als habe er die Orte irgendwann bereits gesehen. So oft hatte er von ihnen erzählen gehört. An dem Stein mit bekannter Inschrift blieb er stehen. Der Gedanke stieg in ihm auf: „Ob man die großen Dichter vielleicht erst dann verstehen lernte, wenn man sie nicht mehr aus Büchern zu lesen brauchte? Wenn man sie — „tönenden Rhapsoden“ gleich — selber hörte? Oder wenn wie hier die Felsen ihre Worte trügen? Oder wenn der Wald sie rauschte? . . .“ (Solt. III, 394 f.).

Nachdem ihm das Ersehnte Erfüllung geworden, er den „Dichter des Götz, der Sphigenia, des Wilhelm Meister“ gesehen, mit ihm gesprochen, dessen Worte aber treu im Inneren bewahrt und unmittelbar nach den Besuchen aufgezeichnet hatte, langte er, voll neuer Pläne, stürmischer

Gedanken, mit einem freieren Blick in die Welt in seinem „lieben Berlin“ an. (Solt. III, 398, 400, 402 f., 410 f.).

Im Januar des Jahres 1828 war er wieder in Weimar. In diesem Monat begannen hier seine deklamatorischen Abonnementsvorträge. (Solt. IV, 47). Und während dieses Aufenthalts entwickelte sich die Freundschaft mit August v. Goethe. Soltei erzählt in seinen Erinnerungen, wie nach seiner Vorlesung des „Faust“ August Goethes Herz sich ihm auffchloß ¹⁾, wie sie Vertraute wurden, sich täglich sahen, wie er von den inneren Nöten dieses nach außen rauhen Menschen erfuhr und ihn dann erst verstehen lernte. (Solt. IV, 72 ff.). Im engeren Umkreise Goethes bewegte sich hier Soltei. Mit dessen Schwiegertochter Ottilie und deren Hause wurde er bekannt. Johanna Schopenhauer blieb ihm eine treue Freundin, mit der er oft „feierliche Abendstunden“ im Gespräch durchlebte, die durch ihren jahrelangen vertrauten Umgang mit Goethe und durch ihre lebhafteste Erinnerung auch an die früheren Zustände ihm einen unmittelbaren Kontakt mit dem geistigen Weimar gab. (Solt. IV, 50 ff.). Auch bei Goethe weilte er öfter ²⁾ (Solt. IV, 56 f.), hörte den greisen Jupiter in „Ernst wie Scherz, in Glimpf wie Unglimpf“, oft in den „heftigen Geberden des Zornes“ sprechen, hörte ihn über Brentano, Fouqué, Jean Paul und Lied sich äußern (Solt. IV, 57—62). Als aber Soltei Aufklärung über die Helena des „Faust“ erbat, brach Goethe jäh ab (Solt. IV, 59). Und in einem Gespräch über den „Egmont“ leuchtete Empörung auf, als er, wie Soltei näher ausmalt, Schillers Gestalt verkleinert wähnte. (Solt. IV, 75).

Ausgefüllt von der Erscheinung Goethes, suchte sich Soltei auch als Vorleser in dessen Werke einzuleben. Wie er den „Faust“ zu bewältigen strebte und dessen reiche Fülle in den Rahmen zweier Vortragsstunden zu drängen bemüht war — er schreibt darüber: „Ich darf sagen, daß nach dieser auf mehrjährige Prüfung und Erfahrung gegründeten Einrichtung trotz allen nothwendigen Auscheidungen nichts Wesentliches fehlt, und daß ich dem allumfassenden Gedichte eine Concentration zu geben gelernt habe, die von den Versen: „Gabe nun ach, Philosophie!“ bis zu Gretchen's letztem Auftritt im Kerker reicht und dennoch beim Vortrage den Zeitraum von zwei Stunden um Weniges überschreitet.“ (Solt. IV, 72 f.) — so las er auch in Berlin und Jena den „Egmont“ (Solt. IV, 46, 52). Und seine

¹⁾ Vrgl. August Goethes „Abschiedsgruß an Soltei“. (Solt. IV, 87).

²⁾ Vrgl. u. a. B., Abt. III, Bd. XI, 176, 179, 187 f., 190 u. B., Abt. IV, Bd. XLIII, 291.

Berliner Abonnementsvorlesungen schloß er wiederum mit Goethes „Faust“, ehe er seine Reise nach Riga antrat (Holt. V, 242 f.).

Hier nun übernahm er die Direktion des Theaters, trat schauspielerisch hervor (Rud. 104). An der Bühne wirkte auch seine Frau Julie, geb. Holzbecher, die von Auguste Crelinger¹⁾ zu ihrer Laufbahn vorbereitet worden war (Rud. 105). In Riga fühlte sich das Ehepaar Holtei bald heimisch. Mit einer Reihe von Häusern entwickelte sich ein vertrauter Verkehr. Genannt seien dasjenige des Konsistorialrat Grave und vor allem das Brackelsche Haus. Auch zu dem General-Gouverneur der Ostseeprovinzen Baron von Pahlen wurde Holtei geladen. Das zeigt, wie das allgemeine Interesse sich auf das Theater konzentrierte. (Holt. V, 271—274 u. Atl. G. 262 f., 265). Der Tod seiner Frau indessen trieb ihn wieder aus der Stadt, in der er nach eigenem Zeugnis viel Liebe und echte Freundschaft erfahren (Holt. V, 307 f.), bewog ihn im Jahre 1839, wieder sein unruhiges Wanderleben zu beginnen (Rud. 104). Als er schied, richtete Brackel an ihn ein Gedicht, das ihn mahnt, nicht zu vergessen, daß ihm am „Dünasstrande“ Freunde leben, daß in ihrer Mitte ihm eine Heimat bereitet ist, die ihn umfassen wird, wenn der Wanderer nach Ruhe sucht. (Holt. V, 311 f.). Auch Brackel behielt ein Andenken an seinen Freund zurück. Es war dies ein kostbares Geschenk, ein Glas, das die eingeschliffenen Umrisse von Goethes Wohnhause „am Plan“ zeigte, das Goethe einst Holtei zugedacht. (Holt. IV, 88).

So kamen Künstler, die unter dem unmittelbaren Eindruck Weimars standen, in das Land und wiesen in der einen oder anderen Form mit jenem ursprünglichen Nachdruck, den der persönliche Kontakt verleihen kann, auf die Dichtergestalt hin, dessen Werk in immer steigendem Maß den baltischen Osten erobern sollte.

Aus dem geistigen Kreise Jena-Weimars stammte auch Friedrich Karl Julius Schütz, der Sohn des Jenenser Professors und Herausgebers der „Allgemeinen Literaturzeitung“, in dessen Haus ein reger Verkehr herrschte, der zu Goethe in mannigfachen Beziehungen stand (A. d. B. XXXIII, 117, 113). So kam Friedrich Karl Julius Schütz mit Goethe in Berührung (G. G. I, 305 f.). Er wandte sich der Bühne zu. Auch seine Frau, die Schauspielerin Henriette Hendl-Schütz, war mit Goethe bekannt geworden. (W.,

¹⁾ Damals noch verh. Stieh. Im Jahre 1817 heiratete Auguste Düring (nachmalige Crelinger) den Hofschauspieler Wilh. Stieh. (Rud. 39, 105, A. d. B. XIII, 3 u. IV, 584).

Abt. III, Bd. IV, 93 u. B., Abt. IV, Bd. XXI, 174). Kunststreifen führten das Ehepaar u. a. nach Riga. (Rud. 221, 92).

Manche Beziehungsfäden von Weimar zum baltischen Osten reißen ab oder verkehren sich in barockem Spiel des Lebens, um nicht zu solchen von Goethe zum fernen Grenzgebiet zu werden, sei es daß der Lebensweg eines Künstlers von Weimar ablenkt, ehe Goethe hier eintrifft, sei es daß der Lebensweg hier anlangt, nachdem er das Baltienland durchzog. So geschah es Johann Christian Brandes, der in der Rigaer Theatergeschichte eine Rolle spielt (Rud. 26 f. u. Brand. II, 157, 165—169), so Peter Amor ¹⁾ (Rud. 5) und Friedrich Wilhelm Hermann Gunnius ²⁾. (Rud. 108).

1) Vrgl. B., Abt. IV, Bd. XVIII, 118.

2) Vrgl. B., Abt. IV, Bd. XXX, Reg. 71.

VI.

Künstler und Gelehrter zugleich war Otto Magnus von Stadelberg ¹⁾.

Runo Fischer schreibt in seiner Vorrede zu der von Natalie von Stadelberg verfaßten Biographie: „Der Freiherr Otto Magnus von Stadelberg hat durch seine Verdienste um die Ausgrabung des Apollotempels von Phigalia und der etruskischen Gräber von Corneto, wie durch die beiden darüber veröffentlichten Werke seinem Namen im Kreise der Kunst- und Alterthumsforscher ein unvergängliches Ansehen erworben.“ (D. M. St. V).

Weiterhin charakterisiert er die Sehnsucht der Künstlernatur Stadelberg: „Es war keine phantastische unreife Schwärmerei, sondern seine Natur war durch das Talent des Malers, durch den Sinn für die Schönheit der klassischen Landschaft und Kunst, durch alle die Kräfte, die zur Erforschung der begrabenen Trümmer des Alterthums geweckt sind, für den Genuß dieses Landes eingerichtet und ihm gleichsam geweiht. Er hatte die Vorempfindung eines unermesslichen Glücks, wenn es ihm vergönnt sei, seinem Künstlerberufe zu leben und das Land zu schauen, das für ihn das gelobte und durch die Bedürfnisse seiner Phantasie das verheißene Land war.“ (D. M. St. IX).

Der Künstler wie der Gelehrte wird durch die Hingabe an die Antike getragen. „In dem Künstler und Forscher sehen wir den Mann, der in seiner Arbeit weniger Aufgaben der Gelehrsamkeit zu lösen, als die Bedürfnisse seiner Phantasie zu befriedigen sucht.“ (D. M. St. XI). So faßt Runo Fischer die beiden Richtungen von dessen geistiger Persönlichkeit zu einer Einheit zusammen.

Schon früh fühlte sich Stadelberg zur Kunst hingezogen. Auf dem elterlichen Landgut Fährna, unweit Reval wuchs er heran, als Kind eines Hauses, das künstlerische und geistige Interessen in hohem Maße pflegte, einen Sammelpunkt für Gelehrte, Künstler und Kunstfreunde bildete.

Am Flügel sich in die vage Welt der Töne verlierend, in Kupferstichsammlungen blättern, die Gemäldegalerie des elterlichen Hauses durch-

¹⁾ Otto Magnus von Stadelberg, geb. 1787 (D. M. St. 10 f.), gest. 1837 (D. M. St. 440 u. B. M. VIII, 528).

mustern, spannt sich der frühreife Knabe ganz in die Welt seiner Träume ein, und diese stille Versenkung weckte in ihm jene ausschließliche Liebe zur Kunst, die seinen Lebensweg bestimmte. (D. M. St. 9—12).

Er ist Student der Universität Göttingen. Er soll sich den Traditionen seines Geschlechts gemäß für die diplomatische Laufbahn vorbereiten. Seine geheime und restlose Hingabe aber gilt dem Studium der Alten, der Musik, Dichtkunst, Malerei. (D. M. St. 12 f., 25).

Entscheidend für sein Leben wird eine Reise nach Italien, das er mit heißer Sehnsucht suchte. Als sich vom Hohentwiel aus zum erstenmal seinem Blick die Pracht der Alpen erschließt und er in den bläulichen Streifen der Ferne das Land seiner Sehnsucht ahnen mag, schreibt er in sein Tagebuch: „O hätte ich Flügel des Ikarus! Käme ich auch der Sonne zu nahe, — denn Jünglingsgeist strebt hoch, in die unabsehbarsten Räume, — so hätte ich doch die höchste Wonne genossen und stürbe im Himmel.“ (D. M. St. 15).

Und nun gar Italien selbst, er betritt es mit einem frommen Schauer: „Köstlich ist's zu wandern durch das gesegnete Land und im Schatten der Maulbeerbäume zu gehen, die von wilden Reben umschlungen durch Traubengewinde aneinander gekettet sind! Köstlich zu stehen auf klassischem Boden — und im Dichterland zu denken!“ (D. M. St. 21).

Noch einmal läßt sich Stackelberg bestimmen, das vorbereitende Studium zu diplomatischer Laufbahn anzugreifen (D. M. St. 22 f., 25). Dann aber ist sein Entschluß gefaßt. Nicht kann die Mutter den stürmischen Bitten ihres Lieblinges widerstehen. Ungehemmt wendet nun Stackelberg seine Kraft dem Studium der Antike und der Malerei zu. (D. M. St. 31 f.).

In Rom lernt er Dehlenschläger, Zacharias Werner, Thorwaldsen u. a. kennen, mit denen ihn die Begeisterung für Italien verbindet (D. M. St. 46). Mit dem Pinsel des Malers sucht er dem überwältigenden Erlebnis Gestalt zu geben. Eigen verpflichtet sich mit diesem Suchen der verwandte Zug eines Gewaltigeren, der Italien mit der Seele suchte. Indem Stackelberg seinen Endymion malt, zieht ihm „des Jägers Abendlied“ durch den Sinn: nicht als Schäfer, nicht mit dem Schäferstabe malt er seinen Endymion, sondern als Jäger, mit einem Speer in der Hand, denn: „In „des Jägers Abendlied von Göthe“ liegt etwas von dem, was ich mir dachte und ausdrücken wollte,“ notiert Stackelberg. (D. M. St. 48).

Aber wie der Blick des großen Dichters nicht nur auf den Denkmälern der Vergangenheit ruhte, sondern auch das gegenwärtige Italien umfing, und wie Gegenwart und Vergangenheit sich ihm in genialer Zusammenschau erschlossen, so öffnete sich auch weit das Herz des jungen, Zusammenhänge erahnenden Forschers wie für die Kunst, so für Natur

(D. M. St. 47, 40) und Volk des Südens. Die ehrwürdig gemessene Festlichkeit und malerische Entfaltung der Kirche ziehen ihn unwiderstehlich in ihren Bannkreis (D. M. St. 51), aber ebenso auch die angeborene Grazie des italienischen Landvolkes: „Malerischer aber als alle Blumenbilder ordneten sich in der kleidsamen Tracht des Landes die verschiedenen Gruppen der tragenden, gebückt streuenden, knieend arbeitenden Männer und Frauen. Wie viel angeborenen Geschmac, Bildungsgeist und poetischen Sinn muß ein Volk besitzen, um ohne besondern Unterricht, nur nach hergebrachtem, jährlich wiederkehrendem Brauch der Väter solche künstlerische Leistungen hervorzubringen!“ (D. M. St. 53).

Dieser offene Blick für die umgebende Gegenwart sollte hoch bedeutungsvoll auch für den Erforscher griechischer Kultur werden.

Die dänischen Gelehrten Dr. Brøndsted und Dr. Koës sind es, die u. a. auch Stackelberg für eine Expedition gewinnen, die der Erforschung Griechenlands gilt. Die Resultate der Forschung sollen in einem gemeinsamen archäologischen Prachtwerk veröffentlicht werden. (D. M. St. 58 ff.).

Im bewegten Jahre 1810 nimmt die Expedition ihren Anfang. Nach beschwerlicher Reise, die einem bunten Abenteuerzuge gleicht, durchwandern sie Griechenland, stehen voll Bewunderung vor dem alten Athen, den wie „klares Gold“ (D. M. St. 82) schimmernden Marmoräulen des Theseion, langen in Delphi an. (D. M. St. 61—95). Die Schilderung in Stackelbergs Tagebuch atmet ungehemmte Begeisterung für die antike Welt. Sein Stil verrät, wie sehr er mit dem Stilwillen des klassischen Altertums verwachsen ist. Ihm selbst unbewußt, steigert sich seine Sprache zu rhythmischer Schönheit hinan und gipfelt in einem indirekten Dank an die Götter. „Die Sonne steigt — so schreibt er — in glänzender Pracht empor und beleuchtet das Thal des Parnassus; — hier klingt der Hexameter an 1)

1) Ansätze zu hexametrischer Form sind nicht vereinzelt. In der Schilderung Korinths und des weiten landschaftlichen Panorama gleitet die Sprache in gebundene Takte hinüber, die den konzipierten Hexameter durchschimmern lassen: Gegen Westen zogen sich vom Parnassus „die blauen Gebirge von Phocis“ . . . (B. M. VIII, 404), oder: Die Beleuchtung der Abendsonne gab den Bergen und Klüften, die sich hinter einander erhoben, „die wunderbarste Schattirung von unendlich verschiedenen Tinten.“ (B. M. VIII, 405). An einer anderen Stelle spricht er von den Türken, von deren: Physiognomien, bei denen am häufigsten aus tiefliegenden, beschatteten schwarzen Augen verzehrende innere Gluth oder drohende Despotie „mit allen Lastern im Bunde sich ausspricht“. (B. M. VIII, 415). An einer anderen Stelle: Tief erschüttert durch das schauervolle Gefühl „dieser bedeutsamen Gegend, die von der Menschheit so weit entfernt in die Nähe des Himmels gestellt ist . . .“ (D. M. St. 185 f.) etc.

— es wird warm trotz der Winterzeit; immergrüne Bäume bedecken das aufblühende Thal; Adler schweben langsam in großen Kreisen um die mächtigen Felshörner; ein friedliches Leben regt sich auf den Bergen und im Thal; die kastalische Quelle sprudelt in klaren Wellen aus dem Felsen; amphitheatralisch erheben sich die Fundamente der Stadt über die Tiefe. Delphi ist zerstört, aber die Götter haben Delphi nicht verlassen“. (B. M. VIII, 412).

Wie der Ton dieser Schilderung des Barnassostales, der kastalischen Quelle, der Trümmer die sehnsuchtsvolle Versunkenheit in die Welt der Antike malt, so ist andererseits auch hier die Beobachtung der griechischen Gegenwart nicht zu verkennen.

Und aus diesem Doppelverhältnis¹⁾ wächst die Leistung Stackelbergs auf.

Stackelberg, der an der Ausgrabung des Apollotempels zu Bassä (1812) teilnahm (D. M. St. 189), diesen in seinem Werk „Der Apollotempel zu Bassae in Arkadien“ beschreibt, dessen Architektur und Ansicht in Zeichnungen festhielt (D. M. St. 402), Reste der alten Grabsteine studierte (D. M. St. V, u. 72 f. N. d. B. XXXV, 349), sich in die alten Schriftsteller vergrub (B. M. VIII, 407 u. D. M. St. 121), zugleich war sein Auge offen für das Leben, die Gebräuche und Trachten der Neugriechen, die er in seinem Werk „Costumes et usages des peuples de la Grèce moderne“ behandelte (N. d. B. XXXV, 348 u. D. M. St. 399 ff.); ferner nahm er die griechische Landschaft in sich auf und hielt sie im Bilde fest. Sein Werk „La Grèce. Vues pittoresques et topographiques“ legt Zeugnis davon ab. (D. M. St. 404).

Aus der Zusammenchau des alten und neuen Griechenland formt sich ihm ein lebensvolles Bild der antiken Kultur.

So ist die Art Stackelbergs.

Wie verhält sich Goethe zu ihm?

Es liegt nahe, daß Goethe, dessen Kraft intuitiver Erfassung verwandter Züge bekannt ist, und dessen Anschauung insbesondere Italiens vorhin erwähnt wurde, offenes Verständnis für die Arbeit Stackelbergs zeigen mußte.

Stackelberg, dem immer wieder, sei es auf deutschem Boden, in Italien, sei es in Griechenland, Verse Goethes durch den Sinn ziehen (B. M. VIII,

¹⁾ Wie der Blick für das Gegenwärtige hier zugleich das Vergangene ergreift, zeigt u. a. D. M. St. 80, 88 f., 97, 208 f., 229 etc.

393, D. M. St. 48, 130), der, wenn ein wehmütig-resignierter Scherz um das Modegetue um seine „Trachten“ ihm entfährt, auf den „Werther“ anspielen muß (N. d. B. XXXV, 348), der mit seinen Freunden die Werke des bewunderten Dichters sogleich nach ihrem Erscheinen liest, reist im Jahre 1829 nach Weimar, um den ihn mächtig Anziehenden kennen zu lernen. Fünf Tage weilt er in Weimar. (D. M. St. 425 f.). Goethes Tagebuch redet in seiner knappen Form von Gesprächen mit dem Hellaswanderer (W., Abt. III, Bd. XII, 108—111), dessen Werk über den Tempel zu Bassae den greisen Dichter schon früher beschäftigt hatte (W., Abt. III, Bd. X, 265).

Ganz versinken beide Männer in die gemeinsame Welt ihrer Sehnsucht. Wie die Erfüllung einer lange gehegten Hoffnung mag Stackelberg auf Goethe gewirkt haben.

Am Morgen um 10 Uhr tritt Stackelberg ein, begleitet den Dichter auf Spaziergängen, nimmt an der Tafel teil, verweilt oft bis in die sinkende Nacht (beim Abschied — die Worte: „Sie bleiben doch morgen noch?“) in belebendem, reichem, werthehebendem Gespräch. Bilder, antike Fragmente betrachten sie gemeinsam. Stackelberg liest das Manuskript der „Stalienschen Reise“. Mythologische Fragen wie Creuzers unlängst entwickelte Ansichten werden besprochen; über den Phigalischen Fries wird diskutiert. Auch auf die Broschüre Stackelbergs „Quelques mots sur une diatribe anonyme“ kommt das Gespräch. Goethe äußert sich anerkennend, und u. a. interessiert ihn die Bignette, die er für die Nachbildung eines antiken Vasengemäldes hält: so täuschend sei der Stil getroffen. (G. G. IV, 139 ff., D. M. St. 425—428).

Was aber Stackelberg mit tiefster Bewunderung erfüllt, das ist die edle Natur, die schlichte Sicherheit, wenn es erlaubt ist Winkelmanns Wort von der „edlen Einfalt“ so zu fassen, die edle Natur also, die er an den Griechen bewundert wie an Goethe. Schlicht und ungekünstelt steht der Große vor ihm, scheint im Besitz der „Natursprache“ zu sein. Stackelberg schreibt: „Es war eine Lust den Alten mit Kindern, die immer ab und zu bei ihm vorkamen, sprechen zu hören, denn er hat eine rührende Art, sich mit ihnen zu unterhalten und spricht dann ganz in ihrem Sinne, drum sie auch an ihm hängen und ganz mit ihm vertraut sind. Ich könnte nicht aufhören von ihm zu erzählen, so hat er mich bezaubert, so schlicht und naiv ist sein Reden, so ungekünstelt und ungewählt sind seine Worte und immer treffend; er hat die Natursprache in seinem Besitz. Ich war froh, wenn ich allein sein konnte und über ihn nachdenken.“ (G. G. IV, 140).

Sie wechselten Gastgeschenke. Goethe überreichte ihm die Zeichnung antiker Fragmente und einige Medaillen, Stackelberg jenem seine Ansicht von Taormina.

„Sie haben erreicht, was ich erstrebte,“ meinte Goethe beim Anblick der Zeichnungen Stackelbergs. (G. G. IV, 140).

Bald darauf schrieb Goethe in einem Brief an Professor Götting¹⁾: „Ew. Wohlgeboren habe die Unterhaltung mit Herrn Baron von Stackelberg herzlich gegönnt da sie mir so viel Vergnügen und Belehrung gewährt.“ (W., Abt. IV, Bd. XLVI, 59). Schon unter dem 12. August 1829 hatte Goethe in sein Tagebuch notiert: „Fräulein von Pappenheim und Baron Stackelberg kamen mit den Kindern von Belvedere und speisten mit uns. Der bedeutende Reisende erzählte manches höchst Interessante, seine Kupfer und Zeichnungen wurden abermals durchgesehen. Ich fuhr fort einiges zu berichtigen. Nahm Abschied von dem vorzüglichen Manne und ging wieder in den Garten hinunter.“ (W., Abt. III, Bd. XII, 111).

Nach vorübergehendem Aufenthalt in der Heimat (D. M. St. 303 ff.) weilte Stackelberg in Rom (D. M. St. 316), unternimmt Reisen durch Italien (D. M. St. 332, 367), reist nach Paris und London, reist durch Deutschland (D. M. St. 422), bis ihn der Weg wieder in die Heimat führt, dann nach Petersburg. In heimatlicher Erde wird der heimatlose Wanderer nach seinem rastlosen Leben zur Ruhe gebettet. (B. M. VIII, 527 f.).

Wie Goethes Wesen auf Stackelberg den Eindruck wahrer Natur machte, er ihm im Besitz der „Naturesprache“ zu sein schien, so ist es im Verlauf der Goetheforschung immer klarer zutage getreten, wie nah Goethe mit der Natur verwachsen war, und wie seine Naturbetrachtung den ganzen Menschen erfüllte, auch den Dichter.

Goethe suchte das stille Wirken in der Natur, den stetig sich vollziehenden Prozeß des Geschehens in ihr, und war hierbei bestrebt, aus der „zerstückelten“ Naturbetrachtung zu einer Erfassung der Zusammenhänge vorzudringen (W. XXXVI, 250), wie er in seiner „Metamorphose der Pflanzen“ danach trachtete, „die Pflanzenwelt in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit als entstehend zu erfassen durch rastlose Metamorphosen der Elementarglieder jener einen Idee der Pflanze überhaupt, welche unter dem Namen der Urpflanze ihn lange Zeit wachend und träumend beschäftigt und verfolgt hatte“ (Car. 130), um mit den Worten Carl Gustav Carus' zu sprechen, den seit 1818 eine rege Gemeinschaft mit Goethe verband, und

¹⁾ Carl Wilhelm Götting, Professor der Philologie in Jena (1793—1869). (W., Abt. IV, Bd. L, Reg. 89).

dem ein tieferer Einblick in dessen Naturbetrachtung vergönnt war. (Car. 272 f.).

In der Auffassung, daß das Naturgeschehen still, in stetigem Prozesse sich vollziehe, fühlte sich Goethe mit einem haltischen Naturforscher einig. Es war Moritz von Engelhardt ¹⁾, der seit 1820 eine Professur für Mineralogie an der Universität Dorpat innehatte. Engelhardt durchforstete in ausgedehnten Expeditionen die geognostischen Verhältnisse Est-, Liv- und Finnlands, auch Frankreichs und Deutschlands. Bis in das Innere des russischen Reiches erstreckten sich seine Bemühungen, die zu wertvollen Beiträgen zur geologischen Kenntnis Rußlands führten. Aus übereinstimmenden Zügen der Gebirgsverhältnisse am Ural und in Brasilien ergab sich dem Forscher die Wahrscheinlichkeit, daß der Ural Diamanten berge. 1829 wurde diese theoretische Erschließung durch Funde bestätigt.

Die Edelsteinschätze des Ural: Diamanten, Gold, Platin machte Engelhardt zum Gegenstande besonderer Untersuchungen. Er schrieb u. a. „Über die Lagerstätte von Gold und Platin am Ural“, eine Untersuchung, die 1828 veröffentlicht wurde. (N. d. B. VI, 137).

Hieran knüpft sich ein Urteil Goethes, das die übereinstimmende Art der Naturbetrachtung deutlich macht. „In mineralogischem und geologischem Sinne — schreibt Goethe am 13. August 1828 aus Dornburg an Soret — ist mir ein gar schätzbares Heftlein zugekommen: Die Lagerstätte des Goldes und Platin im Ural-Gebirge, von Dr. Moritz v. Engelhardt, von einem scharfsichtigen, einsichtigen, wohldenkenden, freien Manne geschrieben, wodurch mein Wunsch erfüllt wird, daß wir nunmehr Gebirg und Gangart kennen lernen, welche durch Verwitterung, Zerbröckelung, Auflösung zu Verschüttungen und Zuschüttungen der allernächsten Thäler und Schluchten Veranlassung gegeben. In seinen ganzen Erklärungen ist nicht das mindeste Gewaltthätige, sondern man sieht die Natur wie sie still wirkt und wie ich sie liebe.“ (W., Abt. IV, Bd. XLIV, 268). An Anebell schreibt er: „Ein Herr Professor v. Engelhardt zu Dorpat hat auf Anordnung der Regierung jene Gegenden besucht und als ein recht wackerer sinniger Geolog uns das Herkommen dieses Schichten- und Bodengoldes aus der Verwitterung der darüber stehenden Grundgebirge nachgewiesen. Die Erfüllung dieses seit einigen Jahren gehegten Wunsches hab ich also auch noch erlebt...“ (W., Abt. IV, Bd. XLIV, 281). Schon früher war ihm der Name als der eines „bedeutenden Geologen“ bekannt (W., Abt. IV, Bd. XL, 20).

¹⁾ Moritz v. Engelhardt, geb. 1779 auf dem väterlichen Landgute Wiejso in Estland (Nap. I, 506), gest. 1842 in Dorpat (N. d. B. VI, 137).

Als Engelhardt nach seinem in Leipzig und Göttingen gepflegten Rechtsstudium, nach amtlicher Tätigkeit — u. a. gehörte er als Abgeordneter der estländischen Ritterschaft zu der in Mitau zusammentretenden Kommission, die sich mit der Entwerfung des Planes zu einer Universität für die Ostseeprovinzen befassen sollte — endlich sich den Naturwissenschaften widmen konnte, empfing er in Freiberg ¹⁾ von Abraham Gottlob Werner, dem berühmten Mineralogen und Begründer der „Geognosie“ (N. d. B. XLII, 33), mannigfache Belehrung und Anregung. (Nap. I, 506 f.). Dieser stand mit Goethe in Beziehung, entwickelte ihm seine naturwissenschaftlichen Ansichten, die dessen Beifall fanden. Goethe schreibt aus Jena den 19. Sept. 1889 an C. G. Voigt u. a.: „Mit Herrn Werner haben wir einige angenehme Stunden zugebracht, ich habe nun den ganzen Umfang seiner Meynung über die Vulkane gefaßt. Er hat die Materie sehr durchdacht und mit viel Scharffinn zurecht gelegt. Er wird immer mehr Beyfall finden. . .“ (W., Abt. IV, Bd. IX, 153). 1801 erwähnt Goethe diesen Gelehrten, indem er angibt, daß er die näheren Bestimmungen in einem seiner Aufsätze diesem verdanke (W., Abt. IV, Bd. XV, 262). Später trifft er mit ihm während seiner Karlsbader Tage zusammen, und da wird „auf die alte Weise“ fortdisputiert (W., Abt. IV, Bd. XX, 122). Das „Freiberger Orakel“ (W., Abt. IV, Bd. XIX, 179) nennt er ihn einmal. Wie er aber in der Auffassung von der still wirkenden Natur mit dessen Schüler Moritz v. Engelhardt übereinstimmt, so beginnt er von den Anschauungen Werners allmählich abzurücken, ohne indessen vor diesem „trefflichen Mann“ die Hochachtung zu verlieren (W. Abt. IV, Bd. XXVII, 420 f.).

Bevor Engelhardt in Freiberg sich seinem naturwissenschaftlichen Interesse hingab, hörte er während seines Dorpater Aufenthaltes, den er, 1803 aus Italien zurückkehrend, nahm, Parrots und Scherers Vorträge über Physik und Chemie (Nap. I, 507).

Georg Friedrich Parrot, der verdienstvolle Professor und erste ²⁾ Rektor der Universität Dorpat, dessen „Grundriß der theoret. Physik 2. Thl. Dorpat und Riga 1811“ Goethe in einem Brief an A. Schopenhauer

¹⁾ Engelhardt begann sein Studium in Freiberg 1805 (Nap. I, 507).

²⁾ Parrot bekleidete als erster das Amt eines Rektors nach der Umwandlung der Landeshochschule Dorpat in eine Hochschule des Reiches, die durch eine von Kaiser Alexander I. unterzeichnete Fundationsakte vom 12. Dez. alt. St. (vgl. P. u. A. VI) 1802 festgelegt wurde, während Parrot noch unter der ritterschaftlichen Verwaltung der Universität erst nach dem anfänglichen Protektorat Lorenz Ewers' zum Prorektor gewählt wurde. (Nap. III, 365 f., u. P. u. A. 171 u. 111, 118).

anführt (W., Abt. IV, Bd. XXVI, 255), der mit dem Sturm- und Dranggenossen Goethes, mit Maximilian Klinger, befreundet war, mit diesem gemeinsam am Aufbau und in den Angelegenheiten der jungen Univerſität wirkte (M. II, 569 ff.), bewegte ſich in einem Kreiſe von Menſchen, die die Geſtalt Goethes mächtig anzog.

So verband Parrot mit Profeſſor Karl Morgenſtern ein freundschaftliches Verhältniß (S.-B., 116). So verkehrte er mit den Malerbrüdern Rügeln (P. u. N. 143). Graf Georg Sievers, der einſtige Zögling Parrots, nun deſſen Begleiter auf jener für die Entwicklung der Dorpater Univerſität ſo denkwürdigen Reiſe nach Petersburg (P. u. N. 142), erzählt in ſeinem Tagebuch von einem Beſuch bei Rügeln, wo ſich auch Parrot einfindet: „Um 5 fahre ich zu Rügeln und wohne dort der Vorleſung des aus dem Franzöſiſchen von Goethe überſetzten Mahomet bei. Im allgemeinen iſt die Überſetzung weitläufiger und minder energiſch als das Original, an einigen Stellen aber, wo Goethe ſich ſeiner eigenen Phantaſie überläßt, übertrifft er den franzöſiſchen Dichter an ſchöner und lebhafter Darſtellung. Parrot kommt auch zu Rügeln.“ (P. u. N. 144). Als Parrot nach einer Audienz beim Monarchen ſeine Bemühungen um die Dorpater Univerſität geſichert glaubt, feiert er dieſen Tag mit Rügeln und einigen anderen Bekannten. Er ſchreibt in ſeinen Aufzeichnungen: „Wir feierten am Abend dieſen ſchönen Tag: Die beiden Zwillinge, Villa¹⁾ . . . und ich.“ (P. u. N. 154). Ein Porträt Parrots von der Hand Gerhard Rügeln iſt erhalten (L. R. 88).

Mit dieſem Hauſe theilte Moritz von Engelhardt Freud und Leid. Als treuer Pflieger ſorgte er für Gerhard Rügeln Sohn Gerhard, als dieſer in Dorpat zu ſtudieren anſing (S. R. 271). Und ſchon im Sept. 1809 ſchrieb Helene Rügeln aus Dresden an ihre Mutter: „Moritz Engelhardt reiſt in vierzehn Tagen nach Hauſe, der wird Ihnen, meine teure Mutter, viel von uns erzählen können. Das iſt ein ſehr lieber Menſch, den wir wie einen Bruder lieben. Überhaupt hat uns Gott darin hoch beglückt, daß er uns auch hier hat Freunde finden laſſen, wie man ſie ſelten in der Welt trifft. Edle und tugendhafte Menſchen kennen und lieben, iſt mit das höchſte Glück des Menſchen, und wengleich ſie auch ſelten ſind, ſo wiegt auch dafür ein wirklich edler Menſch tauſend mittelmäßige auf, die weder gut noch böſe ſind.“ (S. R. 162).

Auch Scherers Vorträge, wie erwähnt, hatte Engelhardt in Dorpat gehört. Alexander Nikolaus Scherer, der, in Petersburg geboren, als

¹⁾ Helene von Rügeln, Gerhard von Rügeln's Gattin, wurde im Familienkreiſe Villa genannt.

Anabe nach Riga gekommen, die Rigaer Domschule besucht hatte, darauf in Jena zuerst Theologie, dann Naturwissenschaften studierte (A. d. B. XXXI, 99 ff.), wurde mit Schiller und Goethe bekannt. Goethe nennt ihn unter „vorzüglichen“ jungen Männern, deren Streben er verfolgt. (W., Abt. IV, Bd. XXII, 373). Von dem unter Goethes Auspizien sich entwickelnden naturwissenschaftlichen Leben Jena's wird der Student und junge Gelehrte alsbald mächtig ergriffen. Er beteiligt sich an der Begründung der naturforschenden Gesellschaft, entfaltet nach Beendigung des Studiums seine akademische Lehrtätigkeit und wissenschaftliche Produktion, reist im Auftrage des Großherzogs zwecks chemischer und technologischer Studien nach England und Schottland, hält nach seiner Rückkehr im Auditorium des Weimarer Gymnasiums öffentliche Vorlesungen über Experimentalchemie. Nach vielseitiger Tätigkeit, u. a. als Professor der Universität Halle, folgte er einem Ruf an die neubegründete Universität Dorpat, wo er im Jahre 1803 eintraf und sich vor allem die Einrichtung eines chemischen Laboratoriums zur Aufgabe machte. Er siedelte sodann nach Petersburg über. ¹⁾ (A. d. B. XXXI, 100 f.).

Als Goethe jene Abhandlung „Über die Lagerstätte von Gold und Platin am Ural“ zuing, erhielt er zugleich ein „sehr angenehmes“ Geschenk, ein „prächtig verguldetes“ Modell (W., Abt. IV, Bd. XLIV, 281). Unter dem 10. August 1828 notiert Goethe in sein Tagebuch: „Verschiedenes war mit den Besuchenden angekommen. Ein vergoldeter Gipsabguß des Stücks gediegenen Goldes, das 1826 am Ural gefunden wurde; ein freundliches Andenken vom Geheimen Rath Loder aus Moskau, begleitet mit einem Gesfte über jene Lagerstätte von Moriz von Engelhardt.“ (W., Abt. III, Bd. XI, 259). Im folgenden Jahre schreibt Goethe an den Geheimen Rat Loder u. a.: „Nur mit wenigem danke in diesem Augenblick zuerst für das Modell der einzigen Goldmasse, welche, mehrere Monate her bey mir aufgestellt, jedermann zur Bewunderung ruft, sodann für die anziehende Mineraliensammlung.“ (W., Abt. IV, Bd. XLV, 103). Bald darauf gehen bei „wieder eröffneter Fahrt auf dem baltischen Meere“, in einer Kiste wohlverpackt, die bisher herausgekommenen zwanzig Bände der Werke und drei Bände der Korrespondenz mit Schiller nach Moskau ab. (W., Abt. IV, Bd. XLV, 266 f., vrgl. W., Abt. III, Bd. XII, 65 f.).

Wie hatten einst das Streben des rührigen Gelehrten, der durch seinen glänzenden Vortrag die Hörer hinriß, und das des Zusammenhänge umspannenden Geistes sich geeint?

¹⁾ Vrgl. Kap. IV, 53—57 u. B. M. LIX, 313 f.

Justus Christian Loder wurde 1753 in Riga geboren, wo sein Vater Johann Loder ¹⁾ Rektor des Lyzeums war. In diesem Institut erwarb sich der Heranwachsende ausgebreitete Kenntnisse, empfing Anregung zu gelehrten Arbeiten und trat bereits mit Veröffentlichungen hervor, ehe er die Universität bezog. Nachdem er in Göttingen studiert und dort sein Studium abgeschlossen hatte, erhielt er 1778 eine ordentliche Professur der Medizin, Anatomie und Chirurgie an der Universität Gena. Von wissenschaftlichen Reisen nach Frankreich, England und Holland zurückgekehrt, entfaltete er neben seiner lebendigen akademischen Lehrtätigkeit und gelehrten Produktion eine reiche organisatorische Arbeit. Er gründete in Gena u. a. ein neues anatomisches Theater, eine medizinisch-chirurgische Klinik, verwaltete das Naturalienkabinett. Sein Haus wurde zu einem Mittelpunkt eines glänzenden geselligen Kreises. (M. d. B. XIX, 76). Auch Merkel berichtet von einer Abendgesellschaft im Loder'schen Hause und schildert, seine Erzählung mit boshaften Randglossen begleitend, wie Goethe zu den versammelten Professoren und einigen Studenten von Raphael's vatikanischen Gemälden sprach (D. u. Ch. II, 99 f.).

Es hatte sich eine innige Zusammenarbeit des um die Geheimnisse der Natur sich mühenden Dichters und des vielseitigen, vor allem auch anatomisch interessierten Gelehrten herausgebildet. Mit diesem gemeinsam seziiert er den menschlichen Körper, widmet sich mit Eifer dem Studium der Osteologie und Myologie. (W., Abt. IV, Bd. V, 210 f.). Aus Gena schreibt er 1781 an Frau von Stein: „Loder erklärt mir alle Beine und Muskeln und ich werde in wenig Tagen vieles fassen.“ (W., Abt. IV, Bd. V, 207). Mit Loder vergleicht er Menschen- und Tier Schädel, und da ist sie, die Entdeckung,²⁾ die er ahnte, die ihm eine weite Perspektive aufstut. Mit seiner Freude muß er zu Herder, dessen schreitende Entwicklungszüge aufrollenden Gedankengänge ihm nun einen „Schlußstein“ gefunden zu haben scheinen. Er schreibt an Herder (1784): „Nach Anleitung des Evangelii muß ich dich auf das eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unfägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! . . . Es soll dich auch recht herzlich freuen, denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da! Aber wie! Ich habe mirs auch in Verbindung mit deinem Ganzen gedacht, wie schön es da wird. Lebe wohl! Sonntag Abend bin ich bei dir. Antworte mir nicht hierauf,

¹⁾ Vrgl. Kap. III, 89—91.

²⁾ Vrgl. zur Datierung der Entdeckung des Zwischenkieferknochens W., Abt. IV, Bd. VI, 454, sub Nr. 1903.

der Bote findet mich nicht mehr.“ So schreibt Goethe in der Nacht vor seinem Ausbruch aus Jena, fiebernd nahezu im Gefühl der vor dem Geist aufdämmernden Zusammenhänge. (W., Abt. IV, Bd. VI, 258). Von brausender Freude erfüllt, schreibt er an Charlotte von Stein: „Es ist mir ein köstliches Vergnügen geworden, ich habe eine anatomische Entdeckung gemacht die wichtig und schön ist.“ (W., Abt. IV, Bd. VI, 259).

Wichtig und schön aber ist ihm diese Entdeckung nicht als eine solche einer isolierten Einzelheit. Wichtig und schön ist sie ihm als Glied einer Kette, ist ihm die Entdeckung des Zwischenkieferknochens, weil sie, wenn auch nur an einem Punkte, den Zusammenhang zwischen Tierreich und Mensch erkennen läßt und so auf den gewaltigen Stufenbau vom Animalischen zum Geisterfüllten hindeutet, wie ihn Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte“ entwickelt. Goethe führt diese Gedanken in einem Brief an Knebel aus: „Hier schicke ich dir endlich die Abhandlung aus dem Knochenreiche, und bitte um deine Gedanken drüber. Ich habe mich enthalten das Resultat, worauf schon Herder in seinen Ideen deutet, schon iezo merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thier in nichts einzelнем finden könne. Vielmehr ist der Mensch aufs nächste mit den Thieren verwandt. Die Übereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem was es ist, und der Mensch ist Mensch fogut durch die Gestalt und Natur seiner obern Rinlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe Mensch. Und so ist wieder jede Creatur nur ein Ton eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im ganzen und großen studiren muß sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspuncte ist diese kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse das darinne verborgen liegt.“ Hieran schließt Goethe, von dem Umfang seiner geistigen Universalität gepeinigt, eine Klage: „Könnte ich mehr für die vergleichende Anatomie und Naturlehre thun so würde das noch lebendiger werden. Leider kann ich nur einen Blick auf die Natur thun, und ohne Studium der Schriftsteller die in diesen Fächern gearbeitet haben läßt sich auch nichts thun, ich werde mir es aufheben bis mich das Schicksaal quiescirt oder iubilirt.“ (W., Abt. IV, Bd. VI, 389 f.).

Nachdem Loder 25 Jahre in Jena gewirkt, trennten sich die Wege derer, die einst der gemeinsame Drang nach Erkenntnis der Natur verband. In Halle öffnet sich ihm ein neues Wirkungsfeld. Dann ist er in Moskau. (M. d. B. XIX, 76 f.). Aus der Ferne aber geht die Erinnerung zurück nach Weimar und findet dort ihren Widerhall. ¹⁾

¹⁾ Vrgl. Nap. III, 92—97 u. B. M. LIX, 314 f.

Aus dem Angeführten erhellt, wie sich ein Netz der Beziehungen von Goethe zu Moritz von Engelhardt hinspinnt, wie auf diesen Naturwissenschaftler wirkten, die Kontakt mit jenem gewonnen hatten, wie umgekehrt auch Goethe einen Eindruck von dem Forscher Engelhardt empfängt. Stimmen beide in der Auffassung von der still wirkenden, in stetigem Prozesse begriffenen Natur überein, so ergibt sich in dem Gedanken, daß die Naturforschung aus der „zerstückelten“ Betrachtung der Erfassung von Zusammenhängen zustreben solle (W. XXXVI, 250), die Berührung mit einem anderen haltischen Forscher, der durch seine entwicklungs-geschichtlichen Perspektiven Goethes Bestrebungen verwandt ist: Karl Ernst von Baer.

In seiner Selbstbiographie hebt dieser in einem bestimmten Zusammenhang ausdrücklich die weiten Blick eröffnende Auffassung von der Pflanzenmetamorphose im Sinne Goethes hervor. Nachdem Karl Ernst von Baer die Meinung ausgesprochen, daß der Naturforscher von den genau erfaßten Einzelheiten zu Gesamtaspekten, vom Besonderen zum Allgemeinen fortschreiten müsse, und daß dieser Weg nicht nur der naturgegebene sondern auch für den Unterricht der geeignetste sei, fährt er fort: „So scheint es mir eine schwierige und wenig lohnende Arbeit, wenn man einem Manne, welcher gar nicht gewohnt ist, Pflanzenformen mit Aufmerksamkeit zu betrachten, auseinanderzusetzen will, daß die ganze Pflanze aus einer Reihe von Blattkreisen und Internodien besteht, während ein Anderer, welcher Blätter und ihre verschiedenen Stellungen, die Kelche und Hüllen, die Blumenkronen, Staubfäden, Staubwege und Fruchtformen oft genug betrachtet hat, um eine geläufige Vorstellung von ihnen zu haben, bei Demonstration der Pflanzen-Metamorphose im Göthe'schen Sinne das Gefühl hat, als fielen ihm die Schuppen von den Augen und als sähe er in ein Meer von Licht.“ (Baer, 181 f.).

Als Baer vom Jahre 1810 bis 1814 in Dorpat studierte (Baer, 109), hörte er u. a. Parrot, dessen lebhafter Vortrag ihn anzog, mit dem er auch als Delegierter der Studierenden in Berührung kam (Baer, 113, 117), vor allem den Professor der Anatomie, Physiologie und gerichtlichen Medizin Carl Friedrich Burdach, der in Baers weiterem Leben eine Rolle spielen sollte (M. d. B. III, 578 ff., Baer 118 f.), und außerhalb seines Fachkreises Morgenstern über antike Literatur (Baer, 138).

Was ihn aber an den Vorträgen Burdachs besonders ergriff, das war dessen entwicklungs-geschichtlicher Gedanke. Dieser vor allem hatte sich dem Studenten eingeprägt, so daß noch der alternde Mann in der Aufzeichnung seines Lebens diesen Zug aus der anregenden Vorlesungstätigkeit seines Lehrers unterstreicht. Er schreibt darüber: „Burdach trug auch zuerst

allgemeine Anatomie vor — freilich nicht wie man sie jetzt vorträgt, am Mikroskop — sondern im Wichat'schen Sinne. Wir gewannen dabei noch allgemeine Einsichten in den organischen Bau, die uns sehr werthvoll waren. Am meisten zog seine „Geschichte des Lebens“, eine Art Entwicklungs-geschichte an.“ (Baer, 119). Und als Baer in Würzburg unter dem von ihm begeistert gepriesenen Sgnaz Döllinger studierte, sich ihm hier eine neue Welt erschloß, wurde seine entwicklungs-geschichtliche Blickrichtung unendlich geschärft und geweitet (Baer, 187, 191 ff., 195).

Burdach, der inzwischen einem Ruf nach Königsberg gefolgt war (M. d. B. III, 579) und nun an die Errichtung einer anatomischen Anstalt schreiten wollte, zog Baer als Mitarbeiter in diese Universitätsstadt, wo Baer Professor der genannten Anstalt wurde und alsbald seine akademische Lehrtätigkeit begann (Baer, 203, 221).

Burdach übersandte Goethe den ersten Band seines Werkes „Vom Bau und Leben des Gehirns. Leipzig. 1819.“ Er schrieb ihm u. a.: „Die Abhandlung meines Mitarbeiters im zweyten Berichte von der hiesigen anatomischen Anstalt wird sich selbst empfehlen.“

Dieser zweite „Bericht über die Königl. anatomische Anstalt zu Königsberg“ aber enthält Bemerkungen aus dem zootomischen Tagebuche Karl Ernst von Baer 1).

Über diesen äußert sich Goethe in seinem Antwortschreiben an Burdach: „So muß Ihr wackerer Mitarbeiter, den ich bestens zu grüßen bitte, sich gegen die jämmerlichsten Einwände rüsten, die man von ganz hohlen und nichtigen Menschen ausgesprochen hört, man müsse immerfort beobachtende Erfahrung sammeln ehe man an eine Methode dächte. Dergleichen abgedroschene Trivialitäten hindern eigentlich den wahren Gang der Wissenschaft die zu jeder Zeit eine methodische Darstellung erlaubt.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXI, 377).

Sier mochte Goethe den verwandten Geist ahnen, der über die „beobachtende Erfahrung“, der über die zerstückelte Naturbetrachtung hinaus der Erfassung von Zusammenhängen 2) zustrebt, wie dieser Zug in Baers späterem Werk „Über die Entwicklungs-geschichte der Thiere. Beobachtung und Reflexion“ (Baer, 292 u. 447) mit plastischer Deutlichkeit hervortritt. Sier vergleicht er die Entwicklung der Säugetiere, auch des Menschen, der Vögel (Baer, 316), sucht von Stufe zu Stufe bis zum Ursprung vorzudringen und gelangt zu immer mehr übereinstimmenden Resultaten, die eine Grundform nahelegen. Bereits früher unternommene

1) Vrgl. Baer, 233 f.

2) Vrgl. W. XXXVI, 250, Günd. 378 ff., Sch. u. G. I, 5 f.

Zusammenstellungen wiesen ihn in diese Richtung. „Sie (eben diese Zusammenstellungen) ließen vermuthen, — schreibt Baer — daß, wenn man bei diesen Thieren auch so wie beim Hühnchen durch alle Stufen bis zu den ersten Anfängen zurückgehen könnte, und nicht auf einzelne Bildungsstufen, wie der Zufall sie gab, sich beschränkte, die Uebereinstimmungen noch viel größer gefunden werden müßten. Diesen Weg versuchte ich zunächst bei Hunden. Ich kam dabei der ursprünglichen Form immer näher, . . . sah das werdende Hündchen dem werdenden Küchlein sehr ähnlich.“ (Baer, 307). Laucht hier nicht der Gedanke an Goethes Urpflanze auf?

Die verwandte Geistesrichtung Goethes und Baers hebt F. v. Uexküll in seiner abgerundeten Skizze „Die Stellung der Naturforscher zu Goethes Gott-Natur“ hervor, indem er enthüllt, wie das, was die tiefe Ahnungskraft des Dichters ergreift, sich dem Naturforscher als Ergebnis seiner wissenschaftlichen Arbeit erschließt. (Zat, 15. Jahrg., 7. Heft, 492, 498).

Unter den Dichtern und Schriftstellern, die ihn bereits in jüngeren Jahren beschäftigten, nennt Baer neben Shakespeare, Schiller u. a. auch Goethe und Herder (Baer, 441). Wie Goethe auch in seinen naturwissenschaftlichen Gedanken Impulse von dem großen Anreger Herder empfing, wurde vordem deutlich, als von der Entdeckung des Zwischenkieferknochens die Rede war.

Im Alter kehrte Baer dahin zurück, wo einst der Student sich zu seiner Lebensarbeit rüstete, nach Dorpat. Er wurde hier Mittelpunkt eines wissenschaftlich interessierten Kreises und widmete sich anhaltend naturwissenschaftlichen, geographischen und historischen Fragen. Noch eine Reihe Arbeiten stammen aus jener Zeit. Im Herbst 1876 wurde hinter die reiche Arbeit eines Lebens der letzte Punkt gesetzt. (M. d. B. XLVI, 211).

Noch in Petersburg, bevor Baer nach Dorpat übersiedelte, schrieb er, dazu aufgefordert von der estländischen Ritterschaft, seine Lebenserinnerungen nieder.

Als Karl Ernst von Baer in Dorpat studierte, wirkte an der dortigen Universität ein Professor der Kameralistik, Finanz- und Handelswissenschaften, der indessen auf seinem Katheder sich verwaist fühlen mochte, da seine Neigung vornehmlich schöngeistigen Interessen, der Philologie gehörte, er überdies schriftstellerte und dichtete (Nap. III, 464—469 u. S.-ß, 157, 244). Es war Friedrich Eberhard Rambach, der im Jahre 1803 an die Dorpater Universität berufen worden. In Quedlinburg geboren, war er, als sein Vater, der Prediger Johann Jakob Rambach, nach Hamburg veretzt wurde, mit diesem dorthin übergesiedelt, hatte studiert und sodann eine Lehrtätigkeit begonnen. Er war an dem Friedrichwerderschen Gymnasium in Berlin tätig,

bekleidete eine Professur der Altertumskunde an der königlichen Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften. Hier erstreckte sich seine Arbeit auch auf redaktionelles Gebiet. Er war Mitherausgeber des „Berliner Archivs der Zeit“. Er gab die „Sahrbücher der preußischen Monarchie“ heraus. Zugleich verfaßte er Romane, Erzählungen, Dramen, vor allem historische Schauspiele und Lustspiele. Als Dorpater Professor blieb er seiner schriftstellerischen und redaktionellen Neigung treu. Im Jahre 1813 erschien in Riga sein Schauspiel „Sermann. Von J. E. N. 1ster Thl. Die Teutoburger Schlacht“. Auch Gedichte veröffentlichte er. (Nap. III, 464—469 u. N. d. B. XXVII, 195 f.).

Im Jahre 1797 sandte Rambach eines seiner Schauspiele nach Weimar, dessen Eintreffen Goethe in einem kurzen Schreiben an den Verfasser bestätigt (W., Abt. IV, Bd. XII, 376 f.). Goethe hebt in einem in Schreiberhand erhaltenen Brief „An Herrn Professor Rambach in Berlin“ die „angenehme Sprache“ des Werkes, die „reinen Gefinnungen“ und „manche interessante Situation“ hervor. Dieser Brief indessen scheint nicht abgegangen zu sein (W., Abt. IV, Bd. XII, 451 f.). An Kirms schreibt Goethe: „Bei dem Herrn Professor Rambach entschuldigen Sie mich. Wenn er das Stück gleich wieder verlangt, so liegt es bei Herrn Hofrath Schiller. Es hat sehr viel Gutes und hat uns beide sehr interessirt; es würde auch, wenn es auf das Theater gebracht würde, wahrscheinlich Effect thun, doch könnte es ohne Veränderungen nicht aufgeführt werden. Nur haben wir nicht uns selbst getraut sie zu machen, und es ist auch schwer und weitläufig dem Autor das, was wir desideriren, recht klar vorzulegen, so daß über dieser Ungewißheit das Ganze hangen geblieben ist.“ (W., Abt. IV, Bd. XII, 350).

Ein Gelehrter, der gleichfalls schriftstellerische Neigungen besaß, gleichfalls redaktionelle Betriebsamkeit verriet, durch seine Publizistik Aufsehen erregte, war Friedrich Georg Ludwig Lindner. Einer schlesischen Familie entstammend, die in mehreren ihrer Glieder nach dem baltischen Osten gelangte, gerade in diesen Ablegern ihres Stammes Beziehungen zu Hamann, auch Herder, Hippel und Kant gewann (B. M. XLII, 533—537), wurde Friedrich Ludwig Lindner 1772 in Mitau geboren. Er besuchte die dortige Stadtschule, ließ sich sodann an der Academia Petrina, jener Mittelanstalt zwischen Gymnasium und Universität, immatrikulieren (B. M. XLII, 538), begab sich 1791 nach Jena, um zunächst das Studium der Theologie fortzusetzen, darauf Medizin zu studieren (Nap. III, 78—80).

In Jena machte Lindner Bekanntschaft mit David Veit, der ihm den Verkehr mit der Goethelehrerin Rahel Levin vermittelte, Bekanntschaft

mit der Dichterin Sophie Mereau, mit La Trobe, in dem damals bereits der Komponist erwachte. Mit ihm mochte Lindner die gleiche Hingabe an den großen Dichter verbinden. Wette Goethes Dichtung in jenem schöpferische Kräfte (B. M. LVIII, 133), so wird sie diesem eine Begleiterin einsamer Stunden. Über den „Wilhelm Meister“ schreibt Lindner: „Es weht ein Geist durch diesen Roman, der Menschen bilden und beglücken kann.“ (B. M. XLII, 539 f.).

Auch in persönliche Berührung kam Lindner mit dem bewunderten Dichter. Lindner hatte sein Studium beendet, danach ein wechselvolles Wanderleben begonnen, in Berlin die Rachel persönlich kennen gelernt, während seines Wiener Aufenthalts sich in deren Bekanntenkreise bewegt. In medizinischer Mission war er von dem Grafen Hugo von Salm nach Brünn berufen worden. Journalistisch war er tätig gewesen, hatte mit Schreyvogel¹⁾ und Ludwig Wieland, dem Sohn des Dichters, die Wiener Wochenschrift „Das Sonntagsblatt“ herausgegeben. (A. d. B. LIV, 195). Darauf hatte ihn sein Weg nach Weimar, wo er in Beziehungen zu Bertuch stand, an dessen literarischen Unternehmungen er teilnahm, und nach Jena geführt, wo er zeitweilig eine außerordentliche Professur an der Landesuniversität bekleidete. (B. M. XLII, 541—546).

Im Jahre 1814 kam es anlässlich einer Bewerbung Lindners, die Goethe anfänglich unterstützte, dann aber auf sich beruhen zu lassen sich veranlaßt sah, zu einer flüchtigen Begegnung. „Prof. Lindner“, notiert Goethe lakonisch in sein Tagebuch. (B., Abt. III, Bd. V, 108).

Über diese Episode bringt briefliches Material und berichtet C. Alt in den „Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga“. (Sitzungsb. 1901, S. 105—113).

Aus diesem wird deutlich, mit welcher ehrfürchtiger Scheu sich Lindner dem großen Manne naht, auf dessen „kostbare Zeit“ der einzelne „keine Ansprüche hat“ (Sitzungsb. 1901, S. 107). In einem Briefe Lindners an Goethe vom 23. Mai 1814 heißt es: „Der Gedanke, daß Ew. Excellenz sich meiner annehmen, daß ich durch Sie zu einem neuen Wirkungskreise hingewiesen werde, erfüllt mich mit einer freudigen Begeisterung, welche auszusprechen, meine geringe Gabe, zu sagen was ich empfinde, nicht ausreicht. Dem Manne, durch dessen Gesänge ich die Schönheit und Würde des Lebens kennen lernte, soll ich nun auch die Möglichkeit verdanken, in jugendlichen

¹⁾ Josef Schreyvogel (1768—1832), Dramaturg, Schriftsteller, Freund Grillparzers. Grillparzer setzte ihm die Worte auf den Grabstein: „Er war ein Mann, aber ein völliger. Stand jemand Lessing nahe, so war er's.“ (A. d. B. LIV, 186—216).

Gemüthern und in einem entfernten Lande die Liebe zum Schönen und Guten zu wecken! Es ist mir als seh ich durch dieses Verhältniß dem Zauberkreise näher getreten, in welchem ein großer Genius alles um sich her veredelt.“ (Sitzungsb. 1901, S. 110 f.). Diese Angelegenheit nahm indessen eine für Lindner ungünstige Wendung. Er beschloß, Weimar zu verlassen. Vor der Abreise ließ er Goethe noch einmal Worte der Verehrung übermitteln (Sitzungsb. 1901, S. 112 f.).

Lindner begab sich nach Kurland, weilte hier auf dem väterlichen Gut, dessen Verwaltung er sich widmete. Im Jahre 1817 jedoch löste er sich wieder von der Heimat. Wieder war er in Weimar. Wieder beschäftigten ihn literarische Unternehmungen. Die Redaktion des „Oppositionsblattes“ nahm ihn in Anspruch. (Nap. III, 79). Auch pflegte er geselligen Verkehr, zu dem u. a. auch Johanna Schopenhauer gehörte. Bald erregte der Juden-Rogebueße Streif, an dessen Entstehung Lindner nicht unbeteiligt war, allgemeines Aufsehen. Lindner verließ Weimar. (B. M. XLII, 548—552).

Als Publizist sollte er auf das politisch bewegte Deutschland und über dessen Grenzen hinaus eine Wirkung gleich der „eines elektrischen Schlages“ (B. M. XLII, 671) tun. Diese Wirkung ging aus von einem Werk, benannt „Manuscript aus Süddeutschland, herausgegeben von George Erichson, London bei James Grifphic 1820.“ Der Verfasser ist kein anderer als Friedrich Ludwig Lindner. Davon handelt E. Fehre in seiner in der „Baltischen Monatschrift“ erschienenen Biographie, die ausdrücklich auf das genannte Werk eingeht, helles Licht auf die Frage der Autorschaft fallen läßt (B. M. XLII, 672—674), auch u. a. die Übereinstimmung der Anschauungen Lindners mit den im „Manuscript“ verfochtenen Gedanken dartut (B. M. XLII, 678 f.).

Goethe nahm Interesse an den in dem „Manuscript“ ausgesprochenen Erörterungen. (Vrgl. Goethe-Jahrbuch. XXII, 61).

Redaktionell tätig war auch Karl Konstantin Kraußling, der, in der Kurländischen Stadt Bauske geboren, in Mitau sein Studium der Philologie und der schönen Wissenschaften anbahnte, in Dorpat und Berlin fortsetzte, sich dann als Privatgelehrter in Dresden niederließ, wo er Direktor des historischen Museums wurde. Zudem war er seit 1827 als Herausgeber der Dresdener Morgenzeitung tätig. (Nap. II, 544 f. u. Nap. u. B. I, 331).

Unter dem ersten September des Jahres 1828 notiert Goethe in sein Tagebuch: „Meldete sich Doctor Kraußling von Dresden, mit einem Schreiben von Eckermann. Ich sprach ihn um 4 Uhr. Er brachte verschiedenes Interessante mit; war auch ein sinniger, wohl denkender, unterrichteter, den neuesten literarischen Zuständen wohl geeigneter Mann.“ (B., Abt. III, Bd. XI, 272).

Goethe hatte seinen Besuch in Dornburg empfangen. Während des Gesprächs deutete er wiederholt auf das prächtige Landschaftsbild, das sich den Blicken auftrat, und konnte sich nicht enthalten, das Gespräch durch Ausrufe des Staunens zu unterbrechen. Er redete von seinem Schaffen, von der Helena, wie sie eine Konzeption langer Jahre darstelle, wie sie, zu den verschiedensten Zeiten entstanden, sich nicht zu einem einheitlichen Ganzen habe formen wollen, bis es dem Dichter wie Schuppen von den Augen gefallen: „nur so kann es sein und nicht anders.“ Er zeigte zu seinen Balladen und Gedichten entworfene Randzeichnungen. „Dann — lautet die Beschreibung des Besuches — sagte Goethe: Nennen Sie mir einige von Ihren Bekannten, mit denen sie besonders gern umgehen und die in der Zukunft etwas zu leisten versprechen! Krauckling nannte einige Künstler und Schriftsteller. Nein! rief Goethe, diese kenne ich schon! Ich meine Leute aus Ihrem nächsten Kreise, die noch keinen sehr bekannten Namen haben. Ich liebe es aus solchen Nachrichten über bemerkenswerte Persönlichkeiten mir ein Bild der Zukunft zu entwerfen.“ Wie der alternde Goethe Kontakt mit dem jungen Leben suchte, um den Blick in die Zukunft zu gewinnen, so war er auch bemüht, Aufstrebenden hilfreich zur Seite zu stehen, sie auch in kleinem zu stützen und fördern. So ebnete er, da Krauckling der Jenaer Universitätsbibliothek bedurfte, diesem durch ein Schreiben an den Bibliotheksbeamten Dr. Weller (W., Abt. IV, Bd. XLIV, 305) den Weg. (G. G. IV, 14 f.).

Nur flüchtig erwähnt Goethe in einigen seiner Briefe (W., Abt. IV, Bd. XVII, 47 etc.) einen Mann, der, aus dem Großherzogtum Weimar stammend, als Hauslehrer nach dem Baltenlande kam und hier seine neue Heimat fand, August Wilhelm Supel, den bekannten livländischen Publizisten und Sammler, wie Eckardt die Vielseitigkeit dieses aufklärerisch rastlosen in eine prägnante Formel zusammenzudrängen sucht. Er war tätig als Prediger und Seelsorger, studierte eingehend die estnische Sprache, verfaßte aber auch ein „Idiotikon der deutschen Sprache in Liv- und Estland“, mühte sich um die livländische Rechts- und Verfassungsgeschichte und Topographie, gab eine Reihe Schriften heraus. Seine „Nordischen Miscelaneen“, ein historisch-geographisch-ökonomisches Sammelwerk, waren zugleich ein Sammelpunkt der aufklärerisch Gesinnten im baltischen Osten. „Um die Erforschung und Kenntniß baltischer Zustände hat S. sich (etwa Gadebusch 1)

1) Friedrich Konrad Gadebusch, livländischer Geschichtsforscher, veröffentlichte u. a. „Livländische Jahrbücher“, geb. zu Altenfähren auf Rügen 1719, gest. zu Dorpat 1788 (Nap. II, 3—7 u. U. d. B. VIII, 298 f.).

ausgenommen) größere Verdienste erworben als irgend ein anderer Schriftsteller des 18. Jahrhunderts," urtheilt Eckardt. (M. d. B. XIII, 422 f.).

Ein Gelehrter, dessen Tätigkeit eine wechselvolle Mannigfaltigkeit verrät, der wie Supel sich den pastoralen Beruf erwählt hatte, dem wie diesem aus dem Privatlehrertum ein längerer Aufenthalt in den baltischen Provinzen erwuchs, war Johann Joachim Daniel Brockmüller. Er studierte in Halle Theologie, dazu Sprach- und Altertumskunde. Gleichzeitig mit dem ihm befreundeten Georg Roës, der später wie Otto Magnus von Stackelberg an der bereits erwähnten Expedition nach Griechenland teilnahm, habilitierte er sich in Kiel, begab sich, wiederum gemeinsam mit diesem, nach Kopenhagen, empfing für eine Abhandlung über die Mimen der alten Griechen aus den Händen des Herzogs von Augustenburg die große goldene Medaille nebst dem Patent einer außerordentlichen Professur. Dann — Lehrtätigkeit in Mecklenburg, eine wissenschaftliche Kunstreise nach Italien, Aufenthalt in Tübingen, wo er als Ehrenmitglied der Universität mit den dortigen Gelehrten verkehrte, privatissime alte Klassiker explizierte. Daneben veröffentlichte er Kanzelreden, schrieb einen Aufruf gegen Napoleon, verstreute eine Reihe Aufsätze und Rezensionen in verschiedenartigsten Blättern. Auch dichtete er. 1817 erschienen in Tübingen „Dichterische Anklänge auf meiner Reise durch Italien, Tyrol und die Schweiz.“ Nach ruhlosem Hin- und Herschweifen kam er 1819 nach Curland. Hier war er Privatlehrer bei Baron von Rönne auf Schloß Hasenpoth, wo er 1826 starb. (Nap. I, 268 f.).

Schon einmal hatte Brockmüller einige seiner Gedichte an Goethe gesandt. Am 26./10. Februar 1822 ging eine erneute Sendung nach Weimar ab. (W., Abt. IV, Bd. XXXVI, 351). Unter dem 12. Juni 1822 schreibt Goethe in sein Tagebuch: „Herrn Professor Brockmüller nach Schloß Hasenpoth in Curland.“ (W., Abt. III, Bd. VIII, 205). In dem Brief dieses Datums heißt es: „Ew. Hochwohlgeboren danke auf das verbindlichste, daß Sie mir die Günst erwiesen, Sie auf Ihren mannichfaltigen Wanderungen begleiten zu können und Ihre Ansichten, Gefühle, Gesinnungen zu theilen. Solche gemüthliche Gedichte belohnen im Augenblick des Entstehens und geben in der Folge zu jeder Zeit Genuß; deshalb man sie dem Urtheil nicht unterwerfen darf, sondern dasjenige freundlich aufzunehmen hat was sie gewähren; wie ich mich denn in bekannte und unbekante Gegenden durch sie versetzt gefunden.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXVI, 68).

Im Jahre 1820 kam ein junger frischgebackener Arzt, der soeben sein Studium an der Dorpater Universität beendet (Ab. 70), nach Weimar. Er fieberte einer Begegnung mit Goethe entgegen. Unmittelbar nach dieser

schrieb Konstantin Emanuel Welzien ¹⁾ — so hieß der Besucher — unter dem lebendigen Eindruck des Erlebten an seinen Freund C. v. Seidlitz: „Soeben komme ich von Goethe und muß noch ganz warm es Dir sogleich erzählen. — Diesen hatte ich in Weimar anzutreffen geglaubt, er befindet sich aber noch immer, der fortwährend schönen Witterung wegen, in seinem Sommeraufenthalt zu Jena . . . Ich zitterte unterwegs am ganzen Leibe, im Gefühl, daß ich zum größten und berühmtesten Manne ging, den ich ja (sic!) bisher gesehen, und für den ich keine passende Materie zur Unterhaltung wußte, den man außerdem mir als stolz und paßig verschrien hatte.“ Da stand er vor ihm, der Imponierende, in der äußeren Erscheinung eines Weltmannes, in schwarzem Frack, weißer Weste, mit feinen Manschetten. Das Gesicht erschien von Furchen zerklüftet, wie sie Jahre reichen Lebens hineingegraben. Nicht aber fand der staunende Betrachter in diesem den Ausdruck stolzer Überlegenheit oder Abwehr. Etwas Unnennbares schien ihn zu berühren. „ . . . nichts von Arroganz, — so heißt es in dem angeführten Briefe weiter — nichts von Menschenverachtung, sondern etwas ganz Unnennbares, wie es Männern eigen zu sein pflegt, die durch vielfältige Erfahrungen und Schicksale und gleichsam im Kampf durch das Leben gegangen sind und nun im Gefühl ihrer wohlerhaltenen Integrität mit beneidenswerter Gemütsruhe der Zukunft entgegensehn. In diesen Ausdruck mischt sich bei Goethe ein unverkennbarer Zug von Herzensgüte und zugleich ein anderer von besiegt er ehemaliger Leidenschaftlichkeit, welche noch in dem unstätten Wesen seines Blicks sich offenbart. Sein großes helles Auge heftete er während des Gesprächs oft auf mich, sowie ich aber aufblickte und seinem Blicke begegnete, wandte er diesen gleich ab und ließ ihn unstät herumschweifen. Diesem Ganzen verleiht das graue Haar einen noch größern Zauber.“ Das Gespräch verweilte zuerst bei Klinger, berührte im weiteren Verlauf den Kölner Dom, die Universität Jena. U. a. nahm Welzien Gelegenheit, einen Gruß von Morgenstern zu überbringen. (G. G. II, 489 f.).

Der Dorpater Professor Karl Morgenstern gehörte zu denen, die schon früh die Monumentalgestalt des Weimarer Großen zu erfassen strebten und als erste vom Katheder herab den quellenden Reichtum seiner Kunst im baltischen Osten verkündeten.

¹⁾ Vrgl. Nap. IV, 489 u. Nap. u. B. II, 271.

VII.

In Dorpat, der Stadt jung aufblühenden akademischen Lebens, sammelten sich allgemach die Tropfen zum Strome. Karl Petersen schürte den glimmenden geistigen Funken in dem tollen und ernstesten Kreise, da „Wohl mancher geniale Funken Gefnüstert und wieder in Asche gesunken,“ entrückte sich mit seinen Genossen — es waren begnadete Stunden gemeinsamen Erlebens — in die „Zauberwelten“ Shakespeares und der modernen deutschen Dichtung (R. P's Nachl. 38 u. 36 f.), schoß manchen Bolzen auf die Verkleinerer Goethes (R. P's Nachl. 144 ff. etc.). Der ihm befreundete russische Dichter Schukowsky, der glühende Verehrer und Übersetzer Schillers und Goethes, weilte in Dorpat. Manche, die unter dem unmittelbaren Eindruck einer persönlichen Verührung mit Goethe standen, zählten entweder zu den Einwohnern der Stadt oder waren mit ihr durch Fäden sei es der Verwandtschaft, sei es der Bekanntschaft eng verknüpft, so u. a. Hedwig Dorothea von Berg ¹⁾, die ihre Familienbeziehungen oftmals nach Dorpat führten, so Frau von Wahl, die, auf einer Reise begriffen, Weimar berührte und dort Goethe aufsuchte (B. M. LXIV, 113 f.), der soeben erwähnte Welzien, Alexander Nikolaus Scherer, der 1803 Dorpater Professor der Chemie wurde (Nap. IV, 53), der Geologe Moritz v. Engelhardt, Kurator der neubegründeten Universität war ein Sturm- und Dranggenosse Goethes — Maximilian Klinger, der mit einzelnen Personen des Lehrkörpers in engem Konnex stand (Bl. II, 569 u. Bl. III, 64 f., 258 etc.).

Ein anderer Gefährte jener brausenden Jugendzeit hatte seine ersten dichterischen Träume in Dorpat geträumt, wurde dann in die Hochflut literarischen Lebens geworfen, — J. M. K. Lenz, dessen irdische Spuren sich irrzuend im Dunkel verloren hatten, als die junge Universität in der Heimat erstand (St. I, S. XI f.). Nächste Angehörige aber lebten noch in der Stadt seiner Kindheit. Diese zählten zu dem Freundeskreise Karl Petersens. (R. P's Nachl. 34, 151 u. Nap. III, 46).

Daß man hier des Dichters Lenz gedachte, davon zeugen die Bemühungen Karl Petersens und seines Freundes Georg Friedrich Dumpf

¹⁾ Vgl. Berg, 215, 322 ff., 97, 148, 203 f.

(Bren. 143), die sich mit ihm beschäftigten, ihn betreffende Papiere und Nachrichten sammelten (St. I, S. VIII f.). Dumpf plante eine Biographie, gab 1819 das „Pandaemonium Germanicum“ heraus (Nap. I, 460).

Wie die aufleuchtenden Gestalten Schillers und Goethes der Jugend auch im baltischen Osten einen neuen Impuls zu geben, ihr Leben mit neuem Inhalt zu durchdringen begannen, darüber berichtet, indem er das Erleben der eigenen Kindertage im Auge hat, in seinen Erinnerungen vom Jahre 1812 bis 1840 der langjährige Universitätsbibliothekar Emil Anders, der in Dorpat geboren, in Dorpat aufgewachsen, in dieser Stadt auch studiert und seinen Beruf gefunden hatte (Mtl. G. 90). Er schreibt: „Seit ich Gedichte von Schiller und Goethe las, fühlte ich mich so sehr als Deutschen, daß ich nicht begreifen konnte, wie mein Vater im Stande war, so kosmopolitisch zu denken; erst später ging mir ein Verständnis dafür auf.“ (Mtl. G. 95). Anders schildert seinen Vater als einen mannigfach gebildeten und interessierten Mann jener niedergehenden Ära französischer Geschmacksrichtung, die durch die Literatur des französischen Klassizismus und durch den Rationalismus eines Voltaire getragen wurde. So sehr das Denken und Empfinden dieses Mannes noch in der alten Auffassungswelt wurzeln mochte, so erscheint er nach der Darstellung seines Sohnes dennoch von einem Hauch des neuen Geistes gestreift. Die Kantische Philosophie ist ihm bekannt. Er liest Schiller, Goethe und Herder. (Mtl. G. 107).

Anders erzählt, wie er noch als Schüler den akademischen Reden in der Aula der Universität lauschen durfte, wie ihn besonders ein Vortrag des Professor Morgenstern interessierte. Später weilte er als Gast in dessen Hause und hörte ihn im Kreise von Professoren reden. (Mtl. G. 111). Vor größerem Auditorium sprach Morgenstern über die moderne deutsche Literatur, so über Klopstock, Klinger (S. M. I, 2. Heft, 50), Winkelmann, auch über Goethe. (Merck. 27).

Johann Karl Simon Morgenstern wurde im Jahr 1770 als Sohn des dortigen Stadtphysikus geboren. Von Vater und Mutter erbte er den schriftstellerischen Trieb. In der Magdeburger Domschule unter der Leitung des von ihm verehrten Lehrers Gottfr. Bened. Funk empfing er die Richtung für sein Leben. Die Universität Halle vermittelte ihm den für sein wissenschaftliches Denken und Streben entscheidenden Eindruck. Friedrich August Wolf, der Begründer der Altertumswissenschaft (A. d. B. XLIII, 737), Johann August Eberhard, in Halle ein führender Anhänger der Leibniz-Wolffschen Schule (A. d. B. V, 569 f.), Ludwig Heinrich Jakob ¹⁾, der

¹⁾ Ludwig Heinrich Jakob oder Jacob. (Vergl. A. d. B. XIII, 689 u. Merck. 11, dazu S-f, 318).

Verbreiter der Kantischen Philosophie (A. d. B. XIII, 689 f.), wirkten zusammen, um die geistige Physiognomie des Jünglings zu formen. Was er indessen als ein hohes Gut aus seinen Universitätsjahren mitnimmt, ihn mit flammender Begeisterung erfüllt, das ist der hohe Gedankenflug Platons: „In Platons hohem Geisteschwunge — bekennt Morgenstern im Alter — ahnete ich nicht nur, sondern fühlte ich innerlichst davon durchdrungen, den Anhauch des wahrhaft Göttlichen, Ewigen, des wahrhaft an sich Guten, Gerechten, Heiligen, welches im Anfang war, nein zugleich war und mit Anbeginn der Welt war.“ Aus der Gedankenwelt Platons wuchs auch das Werk hervor, das seinen Ruf begründen sollte: „*Commentationes tres de Platonis republica*“. (Merck. 10 ff.).

Die Großen der Zeit nahmen Notiz von seiner Schrift. Schiller schreibt dem Verfasser freundliche Worte der Anerkennung (Sint. 7). Kant erwartet noch viel von dem „aufblühenden Genie, dessen Fruchtbarkeit sich in seiner ersten Erscheinung schon so vortheilhaft äußert“ (Sint. 8). Und Goethe richtet den 18. Juni 1795 an ihn folgende Zeilen: „Die Schrift, die Sie mir gefällig mittheilten erhielt ich zu eben der Zeit, als Herr Professor Wolf sich bey uns befand und lernte also zu gleicher Zeit diesen trefflichen Mann und seinen würdigen Schüler kennen. Ich danke Ihnen recht sehr für das übersandte Buch, das mir eine angenehme und belehrende Unterhaltung gegeben und zugleich eine weite Aussicht auf das was wir von Ihnen zu erwarten haben eröffnet hat. Ich wünsche Ihnen eine dauerhafte Gesundheit um dasjenige ausführen zu können, wozu Sie uns Hoffnung machen.“ (W., Abt. IV, Bd. X, 269 f.).

Nach glänzend begonnener akademischer und pädagogischer Laufbahn traf er, an die Universität Dorpat berufen, im Jahre 1802 in dieser Stadt ein. Als bald entfaltete Morgenstern eine überaus umfangreiche Tätigkeit. Neben Vorlesungen über altklassische Philologie und Ästhetik arbeitete er u. a. als Glied der Universitätschulkommission, erwarb sich Verdienste um die Universitätsbibliothek. Aber auch der neuen deutschen Literatur suchte er im baltischen Osten Bahn zu brechen, so auch Goethe. (Merck. 13—18, 21 f.).

In einem am 12. Dezember 1819 gehaltenen Vortrage¹⁾ „Ueber das Wesen des Bildungsromans“ (Z. M. 1820, I, 2. Heft, 46), in dem er u. a. die Namen Shakespeare, Milton, Klopstock (Z. M. 1820, I, 2. Heft, 53) erwähnt, auf Jacobi, Klingler, Heinse, Tieck, Novalis und Wieland (Z. M.

¹⁾ Es handelt sich hier um jährlich wiederkehrende Festvorträge bei der Bekanntmachung der akademischen Preisaufgaben, Vorträge, die zu den akademischen Obliegenheiten des Professor Morgenstern gehörten. (Vgl. Merck. 21 f.; W., B. 1,

1820, I, 3. Heft, 15) hinweist, strebt Morgenstern zunächst eine genauere Umreißung des Begriffes: Bildungsroman an. Hierbei stützt er sich auf „Wilhelm Meisters Lehrjahre“. Der aus einer Stelle dieses Werkes geschöpften Unterscheidung zwischen dramatischer und epischer Darstellung hält er die Romanfiguren Klingers entgegen, um den Bereich sowohl der einen als auch der anderen Gattung zu erweitern, indem er zugleich Schillers Auffassung von der Idealität des Dichters in seine Ausführungen hineinbezieht. Darauf betrachtet Morgenstern die Grenzen zwischen Roman und Epopöe. (S. M. 1820, I, 2. Heft, 48—54). Und seine Untersuchung dem Abschluß zutreibend, wendet er sich nochmals dem bewunderten Werke Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ zu.

Satten — so sieht es Morgenstern — Jacobi, Klinger, Heinse und die anderen nach ihnen angeführten Dichter das Augenmerk auf die Bildung in einem einseitig gefaßten Sinne, nämlich auf die Bildung sei es des intellektuellen, sei es des sittlichen, sei es des ästhetischen Menschen gerichtet, wenngleich gelegentlich die Frage nach dem ganzen Menschen aufgetaucht sein mochte, so offenbarte sich im „Wilhelm Meister“ zum erstenmal in vollem Umfange jener hohe Gedanke von wahrer innerer Bildung, die nicht so sehr in der hinaufgesteigerten Einzelkraft besteht, als vielmehr in der Entfaltung und Ausgestaltung der in der menschlichen Natur schlummernden Kräfte zu einem harmonischen Ganzen der Persönlichkeit. Morgenstern sagt in seinem Vortrag: „Ohne uns in Uebertreibungen zu verlieren, wie einst jene des geistreichen Friedrich Schlegel im Athenäum war, der die französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre und Wilh. Meisters Lehrjahre für die höchsten Tendenzen des Jahrhunderts erklärte, dürfen wir doch mit besonnener voller Ueberzeugung sagen, daß noch kein Roman, nicht bloß der Deutschen, in so hohem Grade und so weitem Umfang' allgemeine harmonische Ausbildung des Reimenschlichen darzustellen und zu befördern mit dem glücklichsten Erfolge strebte, sich anschniegend an das Schönste der Bildung der neueruropäischen Menschheit, und des Zeitalters, wie es gegen Erscheinung des Buches in Deutschland sich gestaltet hatte.“ (S. M. 1820, I, 3. Heft, 14 ff.). Indem er nun das Bildungstreben Wilhelm Meisters klarzulegen sucht, bringt er seine Ansichten auf die prägnante Formel: „Das Ziel dieser Ausbildung ist ein vollendetes Gleichgewicht, Harmonie mit Freyheit.“ Diese Ausbildung ergibt sich aus dem Zusammenwirken innerer Anlagen und äußerer Verhältnisse. Daraus erwächst dem Dichter die Not-

75; M., M. 1, 3, 59; M., R. 3; M., Kl. 3; M., v. B. 3). Das Datum der angeführten Vorträge fällt auf den 12. Dezember als den Geburtstag des Kaisers Alexander I.

wendigkeit, die von ihm gezeichnete Gestalt eines nach Bildung Strebenden in eine reich bewegte Umwelt zu stellen, damit deren Anteil an der Formung des inneren Menschen klar hervortrete. „Für ein solches Wesen, — fährt Morgenstern fort — wie Wilh. Meister durch Naturgunst war, mußte eine Welt gefunden werden, von der man die Bildung nicht eines Künstlers, eines Staatsmannes, eines Gelehrten, sondern eines Menschen erwarten konnte.“ (S. M. 1820, I, 3. Heft, 17 f.). Eine genauere Besprechung des genannten Romanes gipfelt in der summarischen Feststellung: „An Goethe's Wilh. Meister ist, glaube ich, für unsern Zweck zur Genüge erörtert, was unter einem Bildungsroman zu verstehen sey: absichtlich gerade an diesem, als dem vorzüglichsten seiner Art, aus unserer Zeit für unsere Zeit.“ (S. M. 1820, I, 3. Heft, 25).

Hiermit ist zugleich der reiche philosophische Gehalt des Werkes wenigstens berührt. Daß Morgenstern diesen in Goethes Dichtung schätzte, wengleich er hierin Schiller eine gewisse Überlegenheit einräumen mußte (M., G. 26 f.), geht u. a. aus einer Stelle seiner aphoristischen Aufzeichnungen „Themata und gelegentliche Bemerkungen“ (Nap. III, 261) hervor, die er 1813 in seinen „Dörptischen Beiträgen für Freunde der Philosophie, Litteratur und Kunst“ veröffentlichte: „Im Roman hat Goethe in spätern Lebensjahren manche Aufgabe der praktischen Philosophie (freilich für's Leben, nicht für die Schule) auf seine gefällige Weise in manchem, durch Natur und Kunst gleich anziehenden, diegematisch mitgetheilten Dialog schön gelöst.“ (Dörpt. B. I, 1. Hälfte, 160).

In dem gleichen Vortrag „Über das Wesen des Bildungsromans“ heißt es: „Als Werk von der allgemeinsten, umfassendsten Tendenz schönmenschlicher Bildung aber erscheinen im mildesten Glanze Wilhelm Meister's Lehrjahre von Goethe, doppelt uns Deutsche ansprechend, weil hier, wie lange vorher schon in Werther's Leiden, der Dichter in dem Helden und der Scene und Umgebung uns deutsches Leben, deutsche Denkart und Sitten unsrer Zeit gab . . .“ Darauf wird Klingers „Geschichte eines Deutschen“ hervorgehoben, eine sachte Spitze gegen Wieland gerichtet. (S. M. 1820, I, 3. Heft, 15 f.). Hier offenbart sich jene nationale Besinnung, die sich allmählich gegen das Übermaß französischen Einflusses in der deutschen Bildung und vor allem Litteratur des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts durchkämpfte, wie die Erinnerungen des erwähnten Dorpater Universitätsbibliothekars Emil Anders an ihrem Teil die gleichlautende Wirkung des Doppelgestirns Schiller und Goethe für den baltischen Osten anzeigen. In dem am 12. Dezember 1813 bei der Bekanntmachung der Preisaufgaben für die Studierenden der Universität Dorpat gehaltenen Vortrag „Klopstock

als vaterländischer Dichter“ fallen zu Beginn die Worte: „Seit Jahrhunderten wurden die Worte Deutschland, Deutsche Nation, nicht häufiger, nicht wärmer ausgesprochen, als in unsern Tagen.“ (M., Nl. 5). Im weiteren Verlaufe werden u. a. Goethe, Herder, Schiller, Klingler genannt. Dann geht Morgenstern zu Klopstock über. Er sagt: „Höchst ungerecht indeß wären wir, ließen wir in dieser Reihe vorzüglich vaterländisch gesinnter deutscher Männer unter den Schriftstellern, die auf ihre Nation wirkten, gerade den ungenannt, der unter Allen wohl am tiefsten, innigsten es war; Ihn, der seit Luther's Zeiten bis auf diesen Tag unter Allen am eingreifendsten, kräftigsten über ein halbes Jahrhundert lang auf Poesie, Sprache und Sinn der Deutschen als solcher wirkte: Klopstock. Welcher Dichter irgend einer Sprache hat so aus tiefster Brust herauf wie Er in jener glühenden Ode das Herzenswort gesprochen: „Ich liebe dich, mein Vaterland“ —?“ (M., Nl. 7).

Im einem anderen Vortrag nennt er den Schöpfer des „Werther“ einen „in aller Jugendfrische zum Selbstgefühl erwachten grunddeutschen Genius“. (N. M. 1824, I, 1. Heft, 28). Das Thema — der Vortrag wurde am 12. Dezember 1820 gehalten — lautet „Zur Geschichte des Bildungsromans“ (N. M. 1824, I, 1. Heft, 1). Hier unternimmt es Morgenstern, die „Leiden des jungen Werther“ geistesgeschichtlich einzuordnen, und betont, daß sich in diesem Roman die Not der Zeit ausdrücke, die von dem „Kampf bestehender Formen mit der Natur“ erfüllt war. Diese bestehenden Formen aber wurden als „beschränkende Regel“ und „beengende Scheidewände“ empfunden. Im jungen Geschlecht aber regte sich unter dem Einfluß Shakespeares und Rousseaus ein Verlangen, wie Morgenstern sagt, nach „Aufregung des innersten Gefühls, Entzündung des Enthusiasmus“. „Da erschien — schildert Morgenstern — Goethe's erster Roman: die Leiden des jungen Werther. Männer und Frauen ergriffen, Jünglinge und Mädchen verschlangen das Buch. Diese schwärmerische Leidenschaft, von ihrem leisen Beginnen bis zu ihrer überwältigenden, zerstörenden Uebermacht in einer reinen, innig und tief fühlenden, allem Großen und Erhabenen der Natur so hingeebenen Jünglingsseele, dargestellt von einem damals in seinem eignen Innern von ähnlichen Stürmen bewegten, in aller Jugendfrische zum Selbstgefühl erwachten grunddeutschen Genius, — dargestellt in einem Zeitalter, das sich, wie der Held des Romans, in den Kampf bestehender Formen mit der Natur verwickelt sah, — hinreißend mußte sie wirken, bis auf späte Zeit.“ (N. M. 1824, I, 1. Heft, 28).

Die neu einsetzende Bewegung, die sich in den „Leiden des jungen Werther“ eine so mächtige Sprache verschafft, ist also treffend als ein

Erwachen der durch die Herrschaft des Rationalismus bisher eingedämmten, ja nahezu erstickten Gefühlskräfte charakterisiert.

Der Vortragende aber bemüht sich, den Roman nicht nur in seinen geistesgeschichtlichen Zusammenhang zu stellen, sondern zugleich auch als aus dem Erleben des Dichters hervorgegangen zu begreifen. Dieses persönliche Erlebnis aber konnte — so schwebt es Morgenstern vor — zu geistesgeschichtlicher Bedeutung werden, weil der Dichter, indem er eigene Not durchkämpfte, zugleich die Krisis der Zeit in sich erlebte.

Bemerkenswert ist, daß dieser Versuch einer literarhistorischen wie erlebnispsychologischen Eingliederung bereits im Jahre 1820 in Dorpat unternommen wurde.

Weiter geht Morgenstern zum „Wilhelm Meister“ über, spricht dann von den „Wahlverwandtschaften“. Hier kämpft er gegen die Auffassung, als könnte von einer „Unsitlichkeit der Tendenz“ die Rede sein (N. M. 1824, I, 1. Heft, 29), wie er bereits im Jahre 1810 in dem „Morgenblatt für gebildete Stände“ einem Rezensenten der „Wahlverwandtschaften“ entgegnete ¹⁾: „Möcht' es in Deutschland nur Leser genug geben, die den Schatz von Zartgefühl, Kunstsinn und Lebensphilosophie, der in diesem Werke niedergelegt ist, zu heben wissen.“ (Morgenbl. f. g. St. 1810, Nr. 168, S. 670).

Von Goethe empfing die Romanliteratur neue Impulse. Dieses zeigt sich nach Morgenstern in Ludwig Tiecks Roman „Franz Sternbalds Wanderungen“, Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ u. a. (N. M. 1824, I, 1. Heft, 30 f.).

Auch die universelle Persönlichkeit Goethes suchte sich Morgenstern zu vergegenwärtigen und den überquellenden Reichtum jener Natur vor einem größeren Auditorium in ein wenn auf flüchtig gezeichnetes Bild zusammen-

¹⁾ Die Überschrift der Entgegnung lautet „Ein Paar Worte über eine Recension von Goethes Wahlverwandtschaften und über eine andere des ersten Buchs der Wanderjahre Wilhelm Meisters“. Die Entgegnung ist gezeichnet: D. a. d. B. Der Dorpater Professor der Beredsamkeit, altklassischen Philologie, Aesthetik und Geschichte der Kunst Ludwig Mercklin, der zuerst Schüler, dann Nachfolger Morgensterns, mit ihm persönlich bekannt war (Merckl. 1, 3), nennt Morgenstern in dem Verzeichnis der Schriften als Verfasser einer Reihe von Veröffentlichungen im „Morgenblatt“, auch des genannten Artikels (Merckl. 28). Außerdem geht aus dem Anfang des Artikels hervor, daß der Verfasser auf einer Reise durch Deutschland begriffen ist (Morgenbl. f. g. St. 1810, Nr. 168, S. 669), was für Morgenstern, der von 1808—10 eine Reise durch Deutschland, Frankreich, Schweiz, Italien machte (Nap. III, 250 f. u. M., N. i. J. III—IX), zutrifft. Die Stadt Nürnberg, die der Verfasser der „Paar Worte über eine Recension . . .“ als Ort der Durchreise nennt, hat Morgenstern zu Beginn des Jahres 1810 passiert (M., N. i. J. VIII f.). Der Artikel ist am 14. Juli 1810 erschienen.

zufassen. In einem 1832 in Dorpat über Goethe gehaltenen Vortrag (M., G. I), in dem er dessen Werke auf der Grundlage eines biographischen Abrisses in ihrer aufeinander folgenden Entstehung skizziert, beschränkt er sich nicht auf die dichterische Produktion, sondern ist zugleich bestrebt, den ganzen Umfang der Tätigkeit anzudeuten, der praktischen Tätigkeit (M., G. 42 f.), der Tätigkeit als Staatsmann (M., G. 18 f.), Minister, rastloser Förderer der Wissenschaft, Schöpfer eines Kreises glänzender geistiger Wirkungen (M., G. 28), der Tätigkeit als Theaterdirektor (M., G. 18, 25), um Theorie und Geschichte der Kunst sich Bemühender (M., G. 30, 42), als redaktioneller Initiator (M., G. 30), der Tätigkeit als Naturforscher, der eindringende Studien auf dem Gebiet der vergleichenden Anatomie (M., G. 27), Metamorphose der Pflanzen (M., G. 22, 26), Farbenlehre (M., G. 32), der Mineralogie (M., G. 42) trieb. Morgenstern steht bewundernd vor diesem Menschen, vor der „Vielseitigkeit und Fülle seines Vermögens“ (M., G. 18), steht mit Ludwig Tieck bewundernd vor der „Universalität dieses vielgestalteten Bildners, Forschers und Wissers“. (M., G. 43).

Morgenstern begnügt sich indessen nicht rastlos mit der Aneinanderreihung dieser Züge; ihn bewegt bereits eine Ahnung von deren organischem Zusammenhang. Und hier ist wiederum ein Sachverhalt berührt, der, wie bereits mehrfach betont, von denen, die aus dem Kontakt mit dem großen Genius lebendigen Impuls empfangen, oft gefühlt und erkannt worden. Das ist Goethes Naturnähe, jene ungekünstelte Schlichtheit der Natur, die sein ganzes Wesen ausstrahlte. So strebte u. a. Otto Christoph von Buddberg eine größere Naturnähe in der Dichtung an (Budd. VI f.) und erhielt von Goethe in einem Brief die aufmunternden Worte: „... es ist mir vorzüglich angelegen, von solchen Dichtern zu handeln, welche von der Natur ausgehen oder zu ihr sich zurückwenden.“ (W., Abt. IV, Bd. XXXVI, 176). Dem Maler Gerhard Wilhelm von Neutern ging in der Gegenwart des „mild und einfach“ Sprechenden die Macht und Schönheit der Natur auf. (R. 26 f.). Der Künstler und Gelehrte Otto Magnus von Stackelberg schrieb bezaubert von der schlichten Größe dieses Menschen, die Worte nieder: „... er hat die Natursprache in seinem Besitz.“ (G. G. IV, 140). Überall suchte er die Natur. Zu der „Natur wie sie still wirkt“ (W., Abt. IV, Bd. XLIV, 268) fühlte sich auch der Forscher Goethe hingezogen und suchte Kontakt und Aussprache mit Fachgelehrten.

Die Liebe zur Natur trieb ihn zur Erkenntnis der Natur, so auch während seiner italienischen Reise, wie Morgenstern hervorhebt. (M., G. 22). Dieses Verwachsensein mit der Natur und der Trieb, diese zu erkennen, standen indessen nicht als isolierte Einzelzüge da, durchdrangen vielmehr die

gesamte Wesenheit des Mannes, so daß auch dessen Dichtung von ihnen getragen wurde. „Der großen, gediegenen, — drückt Morgenstern die Tatsache aus — das gesammte Gebiet der Kunst und das Wesen und die Formen der Natur, als die Grundlage des Dichtens, das selbst ein begeisterndes Entziffern der Natur mit Recht genannt worden, aufsuchenden Sinnesart des Mannes steht überall das reiche, grenzenlose Rom mit Allem was es in sich faßt und woran es erinnert, gegenüber.“ (M., G. 23). „Er besuchte Rom — wird der enge Zusammenhang von Natur und Kunst weiter unterstrichen — nicht um bloß zu genießen oder enthusiastisch erragt zu werden, sondern erfüllt von dem wahren Begriffe der Kunst in ihrer Verbindung mit der Natur und der Menschheit, um ernsthafte Studien an dem einzigen colossalen Gegenstande vorzunehmen, welcher diesen Begriff noch in besonderer Treue und Reinheit an sich trägt.“ (M., G. 24).

So sehr Morgenstern hier die Bedeutung Italiens betont, so erfaßt er die überationale Gestalt doch als in ihrem Volkstum wurzelnd. Er nennt sie eine „echtdeutsche Natur.“ (M., G. 11). So hatte er bereits in früheren Vorträgen den Dichter des „Werther“ und „Wilhelm Meister“ als eine solche hingestellt (N. M. 1824, I, 1. Heft, 28 u. J. M. 1820, I, 3. Heft, 15 f.). Mit Schärfe wendet er sich gegen die Angriffe Börnes (M., G. 47 f.). Und er glaubt nur „die allgemeine Stimme der Urtheilfähigen“ wiederzugeben, indem er sagt: „Bohl gehört Göthe der Gesamtheit des Deutschen Volkes an, dessen Sprache er veredelt, dessen Gefühle er tausendfach verschönt, dessen Gedanken er tausendfach bereichert hat; schöpferisch fruchtbar, den Zeitgeist tief erfassend, und oft frey beherrschend, weder Zögling noch Haupt einer Schule; so ungemein reich in sich selbst als dankbar pflegend das Schöne der Vergangenheit und Vorwelt, wo er es fand.“ (M., G. 41).

Wurde im Verlauf der Arbeit wiederholt die in Goethes Wesensart begründete Richtung auf die Natur hervorgehoben, so tauchte desgleichen die Frage der Moralität auf. Es sei an Carlrieb Merkel erinnert, der vom moralischen Gesichtspunkt aus sich über Goethes Dichtung entrüstete (Br. 80). Morgenstern spricht in bezug auf die „Wahlverwandtschaften“ von dem „erhabenen Sieg der Pflicht im Kampfe gegen die Neigung“ (M., G. 31), wie er bereits in seinem Vortrag „Zur Geschichte des Bildungsromans“ gegen den Vorwurf unsittlicher Tendenz Stellung nimmt, im „Morgenblatt“ sich gegen eine Äußerung dieser Art wendet. (Morgenbl f. g. St. 1810, Nr. 168, 670).

Eine weitere Frage, die vor dem Blick dessen ersteht, der in dem geheimnißvollen Bannkreis des Genius gezogen wird, ist die Frage nach

dessen Verhältnis zur Religion, für die ihn der „beredte Kritiker“ Wolfgang Menzel jedes Organ abspricht. Demgegenüber weist Morgenstern hin auf den „Dichter der Geheimnisse, des köstlichen lyrischen Gedichts das Göttliche“, den Dichter des „Faust“, den Dichter, „der Faust zu seiner Margarethe die Worte sprechen läßt, die zu dem Schönsten, Tiefsten, Wahrsten aller Poesie gehören“, die von „wahrhaft religiöser Begeisterung“ durchdrungen sind, von tiefster Ehrfurcht und Ahnung des Unendlichen, vor dem alles menschliche Begreifen erlischt: „Wer darf ihn nennen?“ . . .“ (M., G. 45 ff.).

Im Vorwort zu seinem gedruckten Vortrag führt Morgenstern eine Reihe von Namen aus der bereits im Entstehen begriffenen Goetheliteratur an (M., G. III f.). Eine Notiz über das Zusammentreffen Goethes mit dem Weimarer Erbprinzen in Frankfurt ist späterhin in der einschlägigen Literatur erörtert worden (M., G. 16 u. S.-ß 141). Mit dem damaligen Hofmeister des Prinzen Konstantin, Major von Knebel, wurde Morgenstern persönlich bekannt. (M., G. 16, 51). Persönlich lernte er auch Goethe kennen (M., R. i. Z., S. IV f. u. W., Abt. III, Bd. III, 391). Dieser hatte, seit er die Erstlingschrift des jung Aufstrebenden gelesen, ihn nicht aus dem Auge verloren. Mit Interesse nahm er dessen Ausführungen über Winkelmann auf, äußerte sich anerkennend über dessen „Reise in Italien“. (S.-ß, 110). Auch der neuentstandenen Universität Dorpat galt seine Teilnahme.

In einem Dankschreiben anlässlich der übersandten Denkschrift von der ersten Vierteljahrhundertfeier der Universität befundete Goethe seinen herzlichen Anteil an deren „Flor“, wie Morgenstern in seinem Vortrag über Goethe mitteilt (M., G. 3). Auch im Gespräch mit der — so nannte sie Zelter — „munteren Dorpatina“ Frau von Wahl, die im Jahre 1829 sich auf einer Reise nach Italien in Weimar aufhielt, erkundigte sich Goethe nach der Universität Dorpat. (B. M. LXIV, 112 ff.).

Mit Morgenstern beginnt jenes intensive Interesse, das an der Dorpater Universität für Goethe erwacht. Die Gestalt Morgensterns ist in hohem Maße kulturhistorisch symptomatisch. Daher bezeichnet Wilhelm Süß seine jüngst erschienene umfangreiche Monographie über Morgenstern nicht umsonst als einen „kulturhistorischen Versuch“.

Unter dem Katheder Morgensterns saß während der Jahre 1830 bis 1834 ¹⁾ ein Student der Philologie, von dem eingreifende Wirkung ausgehen sollte: Viktor Gehn, der anderthalb Dezennien später an der gleichen

¹⁾ 1833 wurde Morgenstern emeritiert, setzte aber stellvertretend seine Vorlesungstätigkeit fort (A. d. B. XXII, 232 f.).

Universität seine tief-schöpfenden Vorlesungen über die unsterbliche Kunst des Weimarer Dichterfürsten hielt (N. d. B. L., 116 u. B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 157, 162, S., G. G. III). Als Morgenstern die eben besprochene Festrede über Goethe vortrug, war Hehn bereits Dorpater Student. Schon als Knabe hatte dieser die Dichtung geliebt. Goethe wurde der Stern seines Lebens. (S., G. G. III). Während seiner Verbannung in Zulä war Goethe der Gott seiner Gedanken, Gegenstand immer mehr sich vertiefenden Nachsinnens (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 164). Noch im Alter freisten seine Gedanken um Goethe (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 171 f.). Und eine Goethebiographie plante er im Anschluß an eine groß angelegte Kulturgeschichte Europas (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 167).

Im dritten Semester seiner Lehrtätigkeit an der Universität Dorpat, im Sommer 1848 begann Hehn mit Vorlesungen, die schon durch die Neuartigkeit der Komposition Aufmerksamkeit erregen mußten. Von den nachfolgenden, statt von den vorausgehenden Dichtern ausgehend, richtete der Vortragende den sehnsuchtsvoll rückgewandten Blick auf die Heroengestalten Schiller und Goethe, die gleich hochragenden Leuchttürmen — so stellt es sich Hehn dar — das leichte Wellengefräusel der literarischen Bewegungen vor ihnen her überhellen. In monumentalen Umriffen heben sich die beiden Figuren am Horizonte geistesgeschichtlichen Geschehens ab. So sehr aber steht im Mittelpunkt seiner Gedanken und Bewunderung die Einzigartigkeit Goethes, daß die Besprechung von dessen Gedichten, sich zu einer Vergegenwärtigung der gesamten Dichternatur erweiternd, das ablaufende Semester füllt, die Lyrik Schillers für das nächste verspart werden muß. (S., G. G. III u. 1). In bezug auf die nachfolgenden Dichter in ihrem Verhältnis zu Goethe sagt Hehn: „Wir sehen keinen einzigen Dichter, der aus der Gewalt schöpferischen Genies unwiderstehlich die Mitlebenden zwänge, hinriße, beherrschte, der bei voller Originalität doch im Zentrum der Zeit stünde und so neue Wege gebahnt, neue poetische Ausgangs- und Standpunkte festgesetzt hätte. Vielmehr ist die ganze schöne Literatur des neunzehnten Jahrhunderts nichts als Abglanz, Nachklang, geschwächter Widerhall, auch wohl Ausartung jener Blütezeit, es ist ein Nachbeben der geistigen Bewegung, in deren Mitte Goethe steht.“ (S., G. G. 1). Ergreifen von der Höhe künstlerischer Forderung, als deren Inbegriff und Erfüllung ihm Goethe erscheint, schreibt Hehn in der Einleitung zu seinen ausgestalteten (S., G. u. D. III) Vorlesungen über Hermann und Dorothea: „... was haben wir denn sonst noch Großes, was besitzen wir bis jetzt noch andres, nicht im Traum, sondern wahrhaft, als Goethe? Wie die Franzosen sich das Bild der Revolution, ihres Heroenalters, in

immer neuer Beleuchtung vorführen, so füllen wir Bibliotheken über die Literatur und vornehmlich über deren größte Gestalt, den einzigen wirklichen Dichter, der uns zu teil geworden. Ich bringe meinen Beitrag zu den vielen andern. Der fromme Veter, aus dem Tempel tretend, pflanzt dankbar auch sein Bäumchen, so daß im Lauf der Jahre ein immer herrlicherer Hain das Heiligthum umrauscht.“ (S., S. u. D. 1).

Im Sommer 1851, kurz vor seiner Verhaftung (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 163) hielt Hehn jene Vorlesungen über Hermann und Dorothea (S., G. G. IV). Im März 1849 hatte er vor einem größeren Publikum gleichfalls in Dorpat über die deutsche Dichtung nach Schiller und Goethe gesprochen (S., G. G. V).

Goethes Gestalt aber schaut Hehn auf dem Hintergrunde der Antike, wie sein akademischer Lehrer Morgenstern bereits auf deren Bedeutung für den Dichter hinwies, die innere Verwandtschaft zwischen ihr und dem Dichter erkannte.

Wie Morgenstern erfüllte auch Hehn heiße Sehnsucht nach dem klassischen Boden. Italien zog den Studenten an, als der Blick des Suchenden in die Anfänge menschlicher Kultur zurückschweifte. Der Gedanke an Italien beschäftigte den jungen Hauslehrer, der unablässig seine Kenntnisse vertiefte und zugleich an der materiellen Brücke baute, die ihn an die Tore des gelobten Landes führen sollte. Nach Italien trachtete er, als er von Berlin aus seine Wanderung nach dem Süden antrat. Überwältigt von dem mächtigen Eindruck der ewigen Stadt mit deren landschaftlichem und kulturellem Umkreis, begann der Wanderer die Umrisse einer weiten kulturellen Entwicklungsperspektive zu ahnen, die sich ihm aus der Zusammenchau des Gegenwärtigen und Vergangenen ergab, einer Anschauungsweise im Goetheschen Sinne, die wir auch an dem Forscher und Künstler Stackelberg wahrnehmen konnten. Die Physiognomie der italienischen Landschaft begann sich ihm zu erschließen. Aus der Anregungsfülle formten sich Hehn Impulse für seine fernere Gedankenarbeit. (M. d. B. L, 116 ff.).

Was ihn, je mehr er sich in den Charakter der italienischen Landschaft und des italienischen Volkes versenkte, mit immer größerer Bewunderung erfüllte, das war jener Zusammenhang von Natur und Kultur (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 167 f.), wie Morgenstern bereits einen solchen von Natur und Kunst angedeutet hatte.

Dieser Zusammenhang aber scheint Hehn in der Gestalt eines begnadeten Menschen Erfüllung zu werden, in der Gestalt Goethes. Die ungebrochene Einheit von Natur und Geist, die in der Welt der Antike noch nicht ein schroffer Dualismus spaltete, erkennt er in dessen Werken und wendet sich daher gegen einseitige Maßstäbe in bezug auf Schöpfungen des

Genies, die in ihrer naturgewachsenen Ganzheit der sich verengenden Gesichtspunkte spotten. Er schreibt in der Einleitung zu seinen bearbeiteten Vorlesungen über „Hermann und Dorothea“, die im Hintergrunde das Musterbild Homers himmalen (S., S. u. D. 7): „Der moralisch-didaktische Gesichtspunkt einem Dichterwerk gegenüber, die religiösen Abstraktionen, der Dualismus zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem, Leib und Seele, Irdischem und Himmlischem, der alle Kunst bis zur Wurzel zerstört, die Flucht aus der vollen Wirklichkeit der Natur und des Lebens, das Unvermögen, in der ersteren den innerlich bildenden Geist, in den Gestalten des letzteren die sie hervortreibende und beseelende Sittlichkeit zu empfinden — dies alles ist in der großen Masse der Gebildeten noch so wenig erschüttert, daß es noch vieler und wiederholter Anwendung der Wahrheit auf einzelne Punkte bedarf, ehe sie sich des Sieges wird rühmen dürfen.“ (S., S. u. D. 3).

Wie Morgenstern die neben den Gebieten der Kunst „das Wesen und die Formen der Natur, als die Grundlage des Dichtens“ ergreifende „Sinnesart“ Goethes (M., G. 23) hervorhebt, so erkennt Hehn in den Schöpfungen Goethes die „Naturformen des Menschenlebens“ (S., G. 186). „Sein Genius hatte ihm die herrliche Natur zum Königreich gegeben . . .“ (S., G. 277), schreibt Hehn in seinen „Gedanken über Goethe“. Mit andächtiger Bewunderung steht er vor der elementaren Naturgewalt in dessen Wesen, vor dem Dichter, der das Menschenleben wie die Natur umfaßt, der, geheimnisvoll mit dieser verbunden, im Besitz der „Naturphantasie“ ist (S., G. 277—307).

So sehr Hehn die Bedeutung der Antike in den Vordergrund rückt, so betrachtet er gleich Morgenstern Goethe dennoch als zu seinem Volke gehörig und mit diesem verwachsen. Mit Beziehung auf ihn sagt er: „Ein Dichter sollte erstehen, ein wirklicher, schöpferischer Dichter, der, als eine unmittelbare Stimme der Volksseele, eine tiefere Weisheit verkündigen könnte, als die von den bisherigen poetischen Truggestalten und Nachahmern der Fremde ergangen war.“ (S., G. 1).

Der Art seiner völkerverpsychologischen Betrachtungsweise ¹⁾ entsprechend, entwickelt Hehn aus Geschichte und Landschaft den Stammescharakter des südwestlichen Deutschland, aus dessen Boden die Ditergestalt Goethe aufsteigt. Demgegenüber, als Kontrast wird der Geist des nördlichen

¹⁾ Prof. Georg Dehio hebt die allzeit wache Sensibilität Hehns für Massenpsychologie als ein Erbteil seiner heimatlichen Scholle hervor. Er bezeichnet die diesbezügliche Reaktion seines angeborenen Naturell als oft einseitig, sei sie durch Sympathie, sei sie durch Antipathie gegeben, als indessen niemals willkürlich, vielmehr „bewunderungswürdig von der Oberfläche zur Tiefe“ hinführend. (B. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 174).

Deutschland umrissen, dem indessen — so deutet Hehn zum Schluß des betreffenden Kapitels aus den „Gedanken über Goethe“ an — der alternde Dichter verständnisvoll sich zuneigt. Der römische Einschlag aber, der nach Hehn in dem Stammescharakter des südwestlichen Deutschland in Erscheinung tritt, weist wiederum nach Italien. (S., G. 1—48).

Zu der Zeit, als Viktor Hehn seine Vorlesungen über Goethe hielt, studierte in Dorpat ein junger Theologe (Ab. 355). Er sollte einst in hochgemutem Glauben das Banner seiner Heimat hochhalten, als vom ferneren Osten her die Wellen der Russifizierung sich heranwälzten (B. G., 1. Jahrgang, 5./6. Heft, 477 f., 522). Er klammert sich an den Glauben, „daß Gott die Fahne Altivlands durch alle Kämpfe hindurch zum Sieg führen werde“ (M. u. N. LXI, 483). Und noch in hohem Alter, als die Erschütterungen bis in das Mark des Landes drangen, das Zerstörungswerk sich auch auf die Universität Dorpat erstreckte und ringsum das junge Geschlecht zu verzagen begann, hielt ihn sein Glaube aufrecht und gab ihm eine wunderbare Zuversicht. Einer seiner Schüler bezeugt den tiefen Eindruck, den dieser Glaube seines greisen Lehrers auf ihn machte: „... so hat der Greis, auch dann noch als die Heiligtümer seiner Jugend zusammengebrochen waren, als das junge Geschlecht um ihn her verzagte, mit wunderbarer, geradezu naiver Glaubensfreudigkeit von Gott Licht erwartet für die Zukunft des baltischen Landes. So wie der Mann innerlich zu seiner Heimat stand, war diese Freude Ausdruck seines innersten Glaubens. Ich habe Dettingen nie so ehrwürdig gesehen, als wenn er diese Zuversicht aussprach.“ (M. u. N. LXI, 484).

Alexander von Dettingen war es, der zuerst in Dorpat, dann in Deutschland studierte, sich darauf an der Dorpater Universität habilitierte (Ab. 355), 1856 ordentlicher Professor der systematischen Theologie wurde, an dieser Universität in harten Jahren mit dem ganzen Temperament seines Willens (M. u. N. LXI, 487), gemeinsam mit dem Freunde und Schwager Moritz von Engelhardt¹⁾, dem Professor der

¹⁾ Moritz von Engelhardt, geb. 1828, studierte 1846—50 in Dorpat Philologie und Theologie, setzte sein Studium in Deutschland fort. 1853—59 war er Privatdozent und Dozent an der Dorpater Universität, 1859—1881 ordentlicher Professor der historischen Theologie. (Ab. 359). Moritz von Engelhardt ist der Sohn des früher erwähnten Geologen Moritz von Engelhardt (Frey, 159), über dessen Naturauffassung Goethe sich in einem Brief vom 13. Aug. 1828 äußerte (B., Abt. VI, Bd. XLIV, 268). Als Geburtsjahr des Theologen Engelhardt gibt Frey abweichend 1826 an (Frey, 159). Doch bestätigt N. v. Engelhardt, der Sohn des Theologen, das im Album Academicum angegebene Geburtsjahr (Brief an den Verfasser vom 6. IX. 1930).

historischen Theologie, wirkte 1). (B. G., 1. Jahrg., 5./6. Heft, 477 f., 481, 493).

Wie gesagt, wurde er in seinem Kämpfertum getragen durch den Glauben. Dieser hatte eine spezifisch orthodoxe Ausprägung. Das ist bezeichnend für Dettingen, den Theologen. Unverrückbar hielt er bei aller Beweglichkeit des Geistes an seinem altorthodoxen Ausgangspunkte fest. (M. u. N. LXI, 483 f., 496). Ihn verleugnete er nicht, schrieb er über Schleiermacher oder Spinoza. Ihn verfocht er, indem er dem Determinismus Adolf Wagners, des damals verheißungsboll die Laufbahn beginnenden Nationalökonomens, seine „Moralstatistik“ entgegensetzte. (M. u. N. LXI, 497 f.). Ihn bekundet auch Dettingens Alterswerk, die dreibändige „Lutherische Dogmatik“ (M. u. N. LXI, 500). „... der letzte orthodoxe Lutheraner“, so nennt ihn sein Schüler, der bekannte Theologe Reinhold Seeberg, das Wort „Lutheraner“ in landläufigem Sinne nehmend (M. u. N. LXI, 484).

Aber in den Kampf um Behauptung der nationalen Güter gestellt, richtete Dettingen wie viele seiner Landsleute den Blick auf die tragenden kulturellen Mächte seiner Nation. Mit Bewunderung erfüllte ihn die Schwungkraft des deutschen Idealismus. „Die Stimmung Goethes und Schil-

1) Welche zukunftsfrohe Haltung unter den geistigen Führern in der Universitätsstadt während der trüben Zeit der andbrechenden Russifizierung herrschte, berichtet Julius Eckardt, dem sich auf einem Besuch in Livland das Bild der heimatlichen Zustände erneut tief einprägte. „Tage nach dem bei Harnack verbrachten Abende fand bei dem geliebtesten der Dorpater Freunde, dem unbergeßlichen Moritz v. Engelhardt, ein Mittagessen statt, an dem fünf Brüder Dettingen mit ihren Damen teilnahmen. Die Unterhaltung drehte sich um den Gegenstand, dem alle livländischen Unterhaltungen der damaligen Zeit galten — um die Zukunft des Landes. Weil die Universitätsverhältnisse von dem eingetretenen Systemwechsel unberührt geblieben waren, und weil das „weit vom Schusse“ belegene Dorpat (Eisenbahnen dahin gab es noch nicht) die alten Formen seiner Existenz nahezu unverändert hatte aufrechterhalten können, herrschte hier eine Zuversichtlichkeit, die diejenige der Rigaer und Mitauer Patrioten noch übertraf. Der Zauber des Dorpater Lebens, das während der hier verbrachten Maitage seine lebenswürdigsten Seiten entfaltet hatte — das fröhliche Treiben der Studentenschaft (unter der sich noch manches bekannte Gesicht entdecken ließ) und die idyllische Existenz der akademischen Lehrer hatten auch mich mächtig ergriffen — die optimistischen Auffassungen der Freunde vermochte ich indessen nicht zu teilen, und den Dank, den ich ihnen sagte, wußte ich nicht treffender als in den Wunsch zusammenzufassen: „Nun, so möchte ich denn in Ihrer Gesellschaft aufgeknüpft werden — denn zum Sterben sind wir einmal bestimmt!“ Aufgeknüpft hat man uns freilich nicht, — die Überlebenden der damaligen Tafelrunde aber sind sämtlich ihrer Ämter entsetzt worden, soweit sie solche besaßen. (E., 2. I, 163).

Iers, der Idealismus Hegels und Schellings, — das war die Heimat seiner Seele," schreibt Seeberg. (M. u. N. LXI, 484).

Diese Vereinigung orthodoxer, vom Pietismus belebter Frömmigkeit mit einer idealistischen Grundstimmung hält Seeberg nahezu für ein Charakteristikum des baltischen religiösen Lebens jener Tage. Nachdem er von dem Bunde des Pietismus mit der Orthodogie gesprochen, sagt er: „Und weiter, gegen zwei Dezennien später als in Deutschland der klassische Idealismus seinen Höhepunkt erreicht hatte, ergriff der ästhetische Idealismus der Klassiker und Romantiker und die idealistische Stimmung der klassischen deutschen Philosophie weitere Kreise in Livland, die fähigsten Köpfe und die höheren Gesellschaftsschichten mit hochgemuter Begeisterung erfüllend. Dieser ästhetisch-philosophische Idealismus verband sich nun in den Kreisen der Höhergebildeten mit den lebhaften religiösen Tendenzen, von denen die Rede war. Das livländische Christentum jener Tage ist durch diese merkwürdige Kombination von Religion und ästhetischem Empfinden, von Glauben und philosophischem Idealismus gekennzeichnet. Kaum irgendwo dürfte diese Kombination so energisch durchgeführt worden sein und so lange sich erhalten haben als in den baltischen Landen.“ (M. u. N. LXI, 483).

Dettingen war bestrebt, die idealistische Begeisterung mit seinen religiösen Anschauungen in Einklang zu bringen. Ganz besonders aber hatte ihn die Gedankenwelt Goethes ergriffen.

Im Hause Dettingen beschäftigte man sich viel mit Goethe. Aus einem Brief der Frau Sophie von Dettingen, geb. von Raumer, geht hervor, wie der Kunstkenner und originelle Anreger Carl Eduard von Liphart ¹⁾

¹⁾ Carl Eduard von Liphart, geb. zu Dorpat 1808 als Sohn eines der vornehmsten Majoratsherrn Livlands (E. L. II, 254), gest. zu Florenz 1891, beigesetzt auf dem Florentiner protestantischen Friedhof (E. L. II, 267), studierte in Dorpat, dann in Berlin, lebte in Italien seinen Kunstinteressen (E., L. II, 255 f.): unter deutschen und italienischen Kunstkennern wurde sein Name vielfach genannt (E., L. II, 253). Nach Dorpat zurückgekehrt, gestaltete er sein Wohnhaus zu einer Kunsthalle um. Julius Eckardt, in dessen Studienzeit (1856—1859) das letzte Dezennium von Liphart's Dorpater Aufenthalt fiel — Liphart verließ seine Heimat, ließ sich in Florenz nieder, wo er sein Leben beschloß (E., L. II, 262, 267) — schreibt in seinen (Julius Eckardt's) Lebenserinnerungen: „Mit Kunstschätzen aller Art beladen, kehrte er sodann in die Heimat zurück, um sich der Erziehung seiner Söhne zu widmen. Sein Dorpater Wohnhaus wurde in ein Museum verwandelt, das neben sorgfältig ausgewählten Bildern und Statuen u. a. eine Anzahl in ihrer natürlichen Größe abgeformter Gipsabgüsse des Parthenon enthielt, wie sie in dem von Kunstinteressen wenig berührten alten Livland noch niemals gesehen worden waren. Das Liphart'sche Haus „bei der hölzernen Brücke“

in engem Kreise, zu dem auch Moritz Engelhardt gehörte, bis Mitternacht seine lebendigen, rückhaltlos offenen Dispute führte, wie er über Goethe und Shakespeare sprach, mit fortreißendem Temperament den „Faust“ vorlas. (B. G., 1. Jahrg., 5./6. Heft, 478 f.).

Wie Morgenstern bereits die religiöse Tiefe Goethes durch einen Hinweis auf den „Faust“ darzutun suchte (M., G. 45 ff.), so wandte sich auch Dettingen dieser Dichtung zu. Im Jahre 1877 hielt er vor einem größeren Kreise Gebildeter seine eindrucksvollen Vorlesungen über den „Faust“ (Dett. I, S. V, XIV), dessen Gedanken er auf dem Hintergrunde der „reformatorisch-christlichen Geistesbewegung“ zu erfassen suchte (Dett. I, S. IX f.). Die gewaltige Erscheinung Goethes, wie er sie verstand und in sich erlebte, wollte er sie verkünden. Vor allem aber wollte er, der orthodoxe Theologe, der Meinung streng kirchlich Gesinnter entgegentreten, die Goethe im Namen der Religion ablehnten, von dem „Faust“ als von einem „gottlosen Weltewangelium“ sprachen. Demgegenüber wies Dettingen auf die christlichen Wurzeln der Dichtung hin. (Dett. I, S. XIV). Die Ausführungen rankten sich um die Lektüre des „Faust“, dessen sprachlich dramatische Gewalt ¹⁾ gleich einem anschwellenden Strom aufflang.

Am „Eingangsthor zum Riesenbau des Faustdramas“ (Dett. I, 53) vergegenwärtigt sich Dettingen das in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ so wundervoll tief gefaßte Wesen der Ehrfurcht, die in dreifachen Stufen

galt für das merkwürdigste des ganzen Landes. . . . Unter Verzicht auf jede Berufstätigkeit und jeden Anteil am öffentlichen Leben verbrachte der „Doktor Faust“ (wie die akademische Jugend den merkwürdigsten Mann der Universitätsstadt nannte) nahezu zwei Jahrzehnte in Dorpat. Vornehmlich mit der Ordnung seiner Erwerbungen und mit literarischen Studien beschäftigt, verkehrte er gleich lebhaft mit den allwinterlich in der Embachstadt versammelten Adelsfamilien und mit den Koryphäen der Universität. . . .“ Seine Leseabende versammelten Professore aus allen Fakultäten. (G. L. II, 257 f.).

¹⁾ Reinhold Seeberg schildert in seinem Aufsatz über Dettingen dessen Vortragsart und Talent als Vorleser, hebt dessen „starke dramatische Begabung“ und meisterhaft charakteristische Darstellung der einzelnen Personen hervor. Seeberg erwähnt allerdings eine leise stimmliche Behinderung, die nach seiner Meinung indessen gegenüber den sonstigen Vorzügen kaum ins Gewicht fiel. (M. u. N. LXI, 494). Noch heute ist die unmittelbare Erinnerung an die „Faustvorlesungen“ in der älteren Generation rege. Der Bruder des Dichters Maurice von Stern, der Bibliothekar der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga, Karl von Stern, der in Dorpat aufwuchs, dort die Schule besuchte, dort auch studierte (1878—84), erinnert sich, wie er dem Verfasser mitteilt, lebhaft des starken Eindrucks, den die genannten Vorlesungen, gerade auch nach Vortragsart und nach der Seite sprachlicher Gewalt auf die Zuhörer so auch auf ihn machten.

zur höchsten Vollendung ansteigt. Auf dieser dreifachen Ehrfurcht beruhen die Religionen, die sich von der bloßen Furcht lösen. Am Anfang ist die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist. Aus ihr blüht die Ehrfurcht auf vor dem, was neben uns ist. Diese gipfelt in der Ehrfurcht vor dem, was unter uns ist. Von hier aus wird nach Dettingen der Grundgedanke des „Faust“ aufgehehlt. Faust, der in seinem alle Schranken niederbrechenden Willen vor keiner Macht sich beugt, gelangt zur Ehrfurcht, von egoistischem Weltgenuß zur Demut. (Dett. I, 47—53). Und dem von heißer Sehnsucht nach Erlösung Erfüllten, in hartem Ringen auf Irrwegen diese Sehnsucht in sich Tragenden, das Ziel der Sehnsucht aber in seinem unstillbaren Drange auf Erden nie Erreichenden neigt sich allendlich die göttliche Gnade. Diesen christlichen Erlösungsgedanken rückt Dettingen vor allem in den Mittelpunkt seiner Betrachtung. (Dett. II, 320—325). Ist Dettingen bemüht, sich auf die christlichen Grundlagen der Dichtung zu besinnen, so ist er indessen weit davon entfernt, Goethe zu einem Christen in dogmatisch positivem Sinne, zu einem „offenbarungsgläubigen“ Christen abstempeln zu wollen. Den pantheistischen Einschlag der Goetheschen Weltanschauung hebt er hervor. (Dett. I, 53 ff., II, 317 ff.).

Indem er zu den Wurzeln der Dichtung vorzudringen strebt, will er sich, wie er ausdrücklich betont, von zerstörender, anatomisierender Einzelbetrachtung hüten, die den monumentalen Bau in lauter zwar „glänzende, aber zusammenhangslose Atome“ zerstäube, vielmehr will er die beiden Teile des Werkes in ihrem inneren Zusammenhang, ihrer grandiosen Einheit, die, wie er sagt, „gegliederte Einheit dieses Colosses“ zu erfassen suchen. (Dett. I, 2).

Es ist bezeichnend, daß in der Zeit des Abwehrkampfes im baltischen Osten man Stärkung suchte in den Kraftquellen, die unverfälscht das Leben durchströmten, dem christlichen Bekenntnis in der spezifischen Fassung des Lutherischen Protestantismus und dem mächtig sich entfaltenden deutschen Geistesleben, das in Goethe einen so umfassenden Ausdruck fand. Es ist bezeichnend, daß man diese beiden kulturell treibenden Mächte gegen einander auszuspielen aufhörte, sie in ihrer innigen Verflechtung miteinander ergriff, daß ein streng orthodox gerichteter Theologe sich jenem weltlichen Kulturgut weit aufschloß, die Größe des „Faust“ tief empfand und bewunderte. Darin ist Dettingen in einem gewissen Sinne ein Exponent des baltischen Denkens und Fühlens jener Tage.

In den Jahren 1869—72, zu einer Zeit also, da Dettingen in voller akademischer Wirksamkeit stand (M. u. N. LXI, 482), studierte in Dorpat der später berühmt gewordene Theologe Adolf Harnack (Nf. 627), dessen

Vater Theodosius Harnack Professor der praktischen Theologie an der Universität Dorpat war (Ab. 242). Mit Wärme erinnert sich Adolf Harnack jener Zeit. Seinem akademischen Lehrer, dem Kirchenhistoriker Moritz von Engelhardt, setzt er in dem von Paul Rohrbach herausgegebenen „Baltensbuch“ ein Denkmal der Dankbarkeit. Er nennt ihn einen Professor „von Gottes Gnaden“ und schließt, nachdem er in knappen Strichen ein Bild von ihm, dem akademischen Lehrer, entworfen, auf dessen Seelsorge hingewiesen, mit den Worten: „So wurde er der getreue Eckart Livlands, an dessen aufrechtem Charakter die Charaktere des Landes sich stärkten, dessen Flamme die Herzen entzündete und dessen treue Sorge sie bewahrte. Wer ihn erlebt hat, wird diesen Professor niemals vergessen, und noch heute verdankt das Land einen großen Teil seiner moralischen Kraft dem Wirken des einzigen Mannes.“ (Balt. 50 f.). Mit dem Hause Dettingen war die Familie Harnack verschwägert und befreundet. So wuchs Adolf Harnack in der geistigen Atmosphäre des alten Dorpat auf und hat dort richtunggebende Eindrücke für sein Leben empfangen. (B. G., 1. Jahrg., 2. Heft, 85 ff.).

Hat nicht auch in dieser Atmosphäre sich jener aufgeschlossene Sinn für die sublimen Welt des deutschen Geistes entwickelt und der Zug hochgestimmter Begeisterung, die durch jenen getragen wird? Ist nicht hier bereits jene Bewunderung vor der beispiellos zur Einheit zusammengefaßten Universalität Goethes aufgekeimt?

In seinem Vortrag „Die Religion Goethes in der Epoche seiner Vollendung“ hebt Harnack eindringlich die Tatsache hervor, daß die Entwicklungslinien in Goethes Leben, die anfänglich oft getrennt nebeneinander herzufließen, in der Epoche der Vollendung sich zu einem Ganzen von imposanter Wucht zusammenschließen. Die Religion ist für Goethe — so betont Harnack — ein höherer „Sinn für das Ganze als etwas Lebendiges und Heiliges“, wurzelt „im Menschen selbst, in seiner Totalität und in seiner tiefen Korrespondenz mit der Natur als einem Ganzen“ (A. S. 146). Wie Dettingen wendet auch er sich gegen die öfter noch vertretenen Meinungen, die Goethe jede Religion absprechen. (A. S. 142 ff.). Wie Dettingen rückt auch er die dreifache Ehrfurcht in den Mittelpunkt (A. S. 147). Diese Ehrfurcht umfaßt gleichsam im Kern das ganze Universum: die Natur, Geist, wie Materie (A. S. 148), das Sittliche, Gott (A. S. 152) und das, was unter uns ist (A. S. 169). Erfasst sie dieses letzte, so offenbart sich die spezifisch christliche Ehrfurcht. Auch auf den Erlösungsgedanken weist Harnack hin (A. S. 164 f.). Hatte sich Goethe von dem historischen Christentum, besonders in der Form, wie es ihm in seiner Zeit entgegentrat, im

Verlauf seiner Entwicklung gelöst (N. S. 159), so blieb dennoch in ihm das religiöse Sehnen lebendig, stieg er besonders seit den Freiheitskriegen zu einer „umfassenden und vertieften Religionsanschauung“ empor, erhob sich aus zurückweichenden Ebenen gleichsam — dieses Wort prägt Harnack — „eine neue Seele“. „Diese neue Seele — so heißt es weiter — eroberte Gebiete, die ihm bisher verschlossen waren, und indem gleichzeitig in und neben der pantheistischen Weltbetrachtung die theistische ihr Recht bei ihm durchsetzte, gewann seine Lebensanschauung die Stufe der Vollendung, und die Pyramide seines Daseins wurde bis zur Spitze geführt.“ (N. S. 161).

Ausdrücklich betont Harnack, daß seine in dem Vortrag dargelegten Auffassungen in den Grundzügen mit denen seines Bruders Otto Harnack übereinstimmen (N. S. 142 f.). In dem Buch „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“¹⁾ sucht dieser die ineinandergreifenden Linien der Entwicklung in ihrer pyramidalen Gipfelung zu erfassen. Auch er weist auf den religiösen Kern in Goethes Weltanschauung hin. Auch er geht hierbei auf den Gedanken der dreifachen Ehrfurcht zurück. Die Ehrfurcht vor dem, was über uns ist, fällt, wie Otto Harnack ausführt, mit der Ergebung und Dankbarkeit gegen Gott zusammen. Wie aber es Goethes Wesen entsprach, sein Auge von dem blendenden Strahl der Gottheit auf dessen Abglanz im weiten Garten irdischer Lebensfülle zu richten, weniger der Gottheit Wesen nachzusinnen, als vielmehr sie in ihren Wirkungen zu ergreifen (D. S. 57 f.), so wurde ihm die Ehrfurcht vor dem, was neben uns ist, zu einem wesentlichen Bestandteil der Religion. Neben uns aber ist die Natur (D. S. 64 f.). Es ist bekannt, wie nah verwandt Goethe sich der Natur fühlte, und es trat immer wieder zutage, wie Menschen, die mit ihm in Berührung kamen, den Hauch dieser geheimnisvollen Verwandtschaft, die naturwüchsige Kraft des Genies spürten. Aus der Zeit seiner Kindheit, aus der Zeit jugendlichen Stürmertums und Gärrens rettet er diese in sein Alter hinüber. „Was ihm aber dauernd von jener Epoche blieb, — schreibt Harnack — das war das Gefühl innigster Verwandtschaft mit der Natur, das Gefühl der ehrfurchtvollen Dankbarkeit gegen sie, die ewige Mutter, das Gefühl der geschwisterlichen Verbindung mit allen ihren Kindern von den einfachsten Gebilden an bis hinauf zu dem Menschen.“ (D. S. 96). Der Mensch ist Goethe nicht ein aus dem Zusammenhang der Natur gehobenes

¹⁾ Dieses Buch schrieb Otto Harnack in der Fassung der ersten Auflage noch in der Heimat, während seiner Wirksamkeit in Wirkenruh bei Wenden (D. S. IX). Erwähnt sei, daß Otto Harnack 1875—79 in Dorpat studierte (Ab. 710). In diese Zeit fallen Dettingens Faustvorlesungen. Dettingen gibt in dem Dorpat im Oktober 1879 gezeichneten Vorwort zu seinen veröffentlichten Faustvorlesungen an, daß er die betreffenden Vorträge vor zwei Jahren gehalten (Dett. I, S. V, XIV).

Wesen, sondern auf das engste mit ihr verbunden, ja ein Glied des Naturganzen. Und wie die ganze Natur eine unentwegte Offenbarung Gottes darstellt, so manifestiert sich Gott auch im Menschen, in jedem Menschen, besonders aber im künstlerisch oder wissenschaftlich produzierenden, am leuchtendsten jedoch in der sittlichen Persönlichkeit. (D. S. 66—69, 100). Die ethischen Anschauungen Goethes verflechten sich unlöslich mit den religiösen (D. S. 55), diejenigen über die Kunst mit denen über die Natur und diese wie jene wiederum mit den religiösen und ethischen Überzeugungen (D. S. 100, 146 f., 154 f.). So greifen die Fäden ineinander.

Bilden diese ineinandersfließenden Fäden ein organisch-sinnvolles Ganzes? Steigen die Linien von jener so breiten Flächen unendlicher Mannigfaltigkeit zu einem gemeinsamen Gipfel an? Erhebt sich ein Pyramidenbau, dessen schwindelnde Höhe ins Unfaßbare hinaufreicht?

In viele Richtungen hin schreitet der weitere und weitere Gebiete ergreifende Geist Goethes fort. Und in wieviel Richtungen dieser auseinanderstrebt, immer wieder steht der Suchende aufhorchend und ahnungsschauend vor einem Unerforschlichen. Strebt der Mensch in seinem Drange, das Universtum zu erfassen, einer höchsten Wahrheit zu, sie bleibt nur Ziel, nie wird sie erreicht. Unternimmt es der Mensch, sein irdisches Tun an die flimmernden Sterne der höchsten Sittlichkeit zu heften, immer wieder steht er vor der unüberbrückbaren Kluft seiner eigenen Gebrechlichkeit. Und scheinen die höchsten Ideen im Gewande der Kunst in körperliche Erscheinung zu treten, so verschweben sie dennoch ins Körperlose, Ahnung und Sehnsucht weckend und mit sich emporziehend. Ein Unerforschliches, Unfaßbares überall. Aus dem Gefühl der irdischen Schranke steigt in dem Wanderer die Ahnung auf von dem einen unerforschlichen Unendlichen, das ihm auf mannigfachen Wegen immer wieder entgegentritt. Dieses Unendliche ist seine leitende Macht, die wenn auch unfaßbar, dennoch Sinn und Zweck seines Daseins bestimmt. (D. S. 283—287). „Ein unermeßliches Gebiet — schreibt Garnaß — ist so eröffnet, dessen völliges Beherrschen nur geahnt, nie verwirklicht wird. Und auch die beständige Annäherung ist nur möglich, wenn mit dem Wirken die ehrfurchtvolle Hingabe an die leitende Macht des Unerforschlichen und die Empfänglichkeit für ihr Entgegenkommen sich vereinigt. In höheren, von ihr künftig gewährten Daseinsformen erhofft der dem Ewigen zugewandte Geist weitere Verwirklichung des in ihm lebenden Vollendungsdranges.“ (D. S. 287).

So streben die Entwicklungsfäden seiner sich stets erweiternden Anschauungswelt aus dem Reichtum ihrer Mannigfaltigkeit einem höchsten Gipfel zu.

Diese Tatsache beleuchtet Garnack durch einen Blick auf den „Wilhelm Meister“ (D. S. 287) und den „Faust“ (D. S. 291), dessen beide Teile er in ihrem inneren Zusammenhang erlebte. Aus dem oft üppig überwuchernden „Beiwerk, mit dem der Dichter das Gerüst der Handlung umkleidet hat“, will er in einer gedrängten Übersicht der Handlung diesen Zusammenhang herausarbeiten und auf ihn Hörer und Leser des „Gesamt-Faust“ hinleiten. (D. S., S. 3).

Die Kunsttheoretischen Anschauungen Goethes legte Otto Garnack eingehender in seinem Buch „Die klassische Ästhetik der Deutschen“ dar. Mit diesem Werk beabsichtigte der Autor nicht nur eine wissenschaftliche Untersuchung, sondern wollte er zugleich die gegenwärtige Kunstbetrachtung auf die hohen Muster Schillers und Goethes zurückweisen. (D. S., D. kl. A. III f.).

In dem geistig bewegten Kreise der Dorpater Universität wuchsen auch die Brüder Erich und Burchard Schrenck auf. Verwandtschaftliche Beziehungen verbanden sie mit dem Hause Dettingen. (B. G., 1. Jahrg., 2. Heft, 86 u. R. R. 1930, Nr. 40, S. 6). Als anregender Impuls wirkte in ihrem Leben die glänzende Persönlichkeit Alexander von Dettingen. Der alternde Professor nahm regen Anteil an dem jung aufstrebenden Wollen der beiden Brüder.¹⁾

Als Erich von Schrenck in Dorpat²⁾ Theologie studierte (1888—93), hörte er vor allem auch Alexander von Dettingen, der, 1890 bereits emeritiert, rüstig an wissenschaftlichem Werk fortarbeitete (M. u. R. LXI, 482, 500). Erich von Schrenck studierte an reichsdeutschen Universitäten. Nach seiner Rückkehr promovierte er zum Magister der Theologie, entfaltete sodann in Riga eine vielseitige Tätigkeit, wirkte als Pädagoge und Dozent, zuletzt als solcher der Theologie am Herderinstitut. Eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten gingen aus seiner Feder hervor. (R. R. 1930, Nr. 40, S. 6).

Er verleugnete in seiner Tätigkeit nicht, daß die Wurzeln seiner Bildung in das alte Dorpat zurückreichen. Dieses zeigte sich u. a. in der Sinnwendung Schrencks, des Theologen, zu der Gedankenwelt und Kunst des Idealismus. Dieses zeigte sich vor allem in der Begeisterung für Goethe.³⁾

¹⁾ Vrgl. Anhang.

²⁾ Von Erich Schrencks Dorpater Schulzeit gibt ein anschauliches Bild dessen Aufzeichnung „Aus Alt-Dorpat's Schulleben“ in der dem Chef des Deutschen Bildungswesens Dr. Wolfgang Wachtsmuth zum 25jährigen Amtsjubiläum überreichten Sammlung handschriftlicher Aufzeichnungen „Zur baltischen Schul- und Kulturgeschichte“ (B. b. Sch. u. R. I, 73—131).

³⁾ über Goethe in seiner Einwirkung auf das geistige Dorpat vrgl. auch Roderich von Engelhardt, Aus der Blütezeit des baltischen Geistes (B. G., 1. Jahrg., 1. Heft) u. Alt Dorpat um 1870 (B. G., 1. Jahrg., 2. Heft).

Deutlich dokumentiert den Zusammenhang mit jener Geistigkeit seine in den „Preußischen Jahrbüchern“ erschienene Abhandlung „Die Religionsgeschichte als Geschichte der Ehrfurcht“.

Wiederum geht hier einer auf den Gedanken der dreifachen Ehrfurcht zurück. Wie Dettingen an ihm die religiöse Struktur Goethes deutlich zu machen sucht, Adolf Garnack ihn in dessen weltanschaulichen Mittelpunkt rückt, Otto Garnack ihn seinem vielseitig gerundeten Porträt „Goethe in der Epoche seiner Vollendung“ zugrundelegt, so nimmt Erich von Schrenck diesen Gedanken zum Ausgangspunkt einer religionsgeschichtlichen Betrachtung. Nicht als ein „mechanisches Eintheilungsschema“ will Schrenck diesen Gedanken betrachtet wissen, wohl aber als „einen entscheidenden Gesichtspunkt, von dem aus sich uns die gesammte Geschichte der Ehrfurcht und Religion ordnen kann.“ (Pr. Jb., Bd. 102, S. 3). In einer geistreich durchgeführten Parallele tut sich ein Bild mühevollen Emporstrebens zu dem Gipfelpunkt der drei Ehrfurchten auf. Die Religion Alt-Israels erhebt sich auf ihrem Entwicklungsgang über das nachexilische Judentum zu der christlichen Lehre, zu der Stufe der dritten Ehrfurcht, die sich mit den beiden andersgerichteten zur Harmonie verbindet. Analoge Phasen durchläuft die griechische Religion, die indessen die letzte Stufe nicht in voller Reinheit der Ausprägung erreicht, wohl aber einen Anknüpfungspunkt zu ihr in der Lehre des Stoizismus aufweist. Der altvedische Glaubensgehalt, die brahmanische und buddhistische Religion bezeichnen die entsprechenden Stappen in der indischen Geistesgeschichte. Schrenck vervollständigt das so überraschend hervortretende Bild einer gleichlautenden Gesetzmäßigkeit durch einen Blick auf die christliche Kirchengeschichte und eröffnet eine aufschlußreiche Parallele in der Entwicklungspsychologie des einzelnen Menschen. (Pr. Jb., Bd. 102, S. 3—23).

Nicht nur eine einzigartig kulturelle, im besonderen literarische Erscheinung, sondern eine in erster Linie treibende Lebenskraft bedeutete Goethe für Burchard von Schrenck. So sehr war dieser von der Gedankenwelt seines hohen Musterbildes erfüllt, daß er sich in allem, was er tat, so auch in seiner kommunalen Wirksamkeit, innerhalb derer er stets die Herausarbeitung des sittlichen Kerns anstrebte, sich von ihr getragen und geleitet fühlte. (Eng. 273 f. u. R. R. 1929, Nr. 259, S. 6). Den „Geist Weimars“ nennt auch Engelhardt unter den Mächten, die das Leben seines verstorbenen Freundes bestimmten. Er schreibt: „Burchard von Schrenck war einer der edelsten Repräsentanten einer baltischen Geistigkeit, die aus vierfacher Wurzel die Kraft zur Tat gewann. Diese Brunnenstuben baltischen Geistes aber waren, wie wir das an anderer Stelle ausführlich dargestellt

haben ¹⁾, das Luthertum, der spezifisch haltische Patriotismus, der klassische Geist Weimars und der organische Entwicklungsgedanke.“ (Eng. 274). Unter diesen Mächten hebt Engelhardt die Bedeutung Weimars eindringlich hervor, indem er mit einer Reihe von Goetheworten schließt. „Wir schließen — schreibt er — diesen Dank, den wir dem Gedächtnis des dahingegangenen Freundes weihen, mit Worten Goethe's, die besser als unsere eigenen, ein Bild des Verstorbenen geben, der nicht nur die Worte seines Meisters liebte und verehrte, sondern sie — wie selten einer — gelebt hat.“ (Eng. 276 f.).

Wie Dettingen von den religiösen Anschauungen Goethes einen Weg zu der christlichen Glaubenswelt bahnte, so fühlte Burckhard Schrenk die innere Kultur der Weimarer Bildung und den tiefen Gehalt des Christentums als eng miteinander verbunden, als zwei Fundamente unseres geistigen Lebens ²⁾. Erneuerung erwartet er von neuer religiöser Befinnung. „Es ist gewiß, — schreibt er — daß das heutige Kultur- und Gemeinschaftsleben aus den Abgründen, in denen es zu versinken droht, nur durch eine zutiefst religiöse Neubelebung gerettet werden kann.“ Statt der mechanischen Naturbetrachtung aber tut eine organische im Sinne Goethes not. (B. Bl., 2. Jahrg., 1. Heft, 7).

Hier öffnen sich Wunden des modernen Lebens. Die „Zerstückelung und Atomisierung“ in Betrachtungsweise und Empfindung geht aus der fortschreitenden Spezialisierung hervor und treibt den Menschen immer rettungsloser der Entseelung zu. Man verlangt nach Synthese. Aber diese allein kann nicht Rettung bringen. Der Mensch bedarf mehr als der Synthese. Aus dieser innerlichst gefühlten Notlage seiner Zeit hebt Schrenk den Blick zu der Gestalt, deren ursprüngliches Gefühl die getrennten Pole ihrer in die Breite strebenden Weltbetrachtung zusammenhält, zu einem organischen Ganzen aufwachsen läßt, darin verwandt der ungebrochenen Urkraft primitiver Völker. Seine gewonnene Überzeugung legt Schrenk in folgenden Worten nieder: „Viel mehr als bloße Synthese ist in Goethe erschienen: ein ungeteilt gebliebenes, ursprünghaftes Zusammenschauen, „wie in uralt-ewigen Tagen“, da Religion, Philosophie und Dichtung noch ungeschieden als eine große Leuchte den dunklen Menschenpfad erhellen. So war es in altarischer Vorzeit, so bei den alten Indern und Griechen. Schauen und Erkennen, Sinnen und Ahnen, Fühlen und Glauben, sie

¹⁾ Vgl. B. G., 1. Jahrg., Heft 5/6.

²⁾ Dem Verfasser ist hier eine diesbezügliche Äußerung B. v. Schrenks während eines Gesprächs gegenwärtig, in dem die gelegentlich immer noch unternommenen Versuche erörtert wurden, die christliche Frömmigkeit gegen den deutschen Idealismus, speziell gegen die Anschauungen Goethes, auszuspielen.

rannen noch in einem Strome dahin, und ihrer lebendigen Einheit zeigte auch der Kosmos, Geistes- und Sinnenwelt umschließend, sein einheitliches Antlitz. Tieffinn und naive Kindlichkeit waren noch beisammen.“ (B. Bl., 2. Jahrg., 1. Heft, 6 f.). Eingehender spricht sich dieser Gedanke in einer von Schrenck aneinandergereihten Sammlung ¹⁾ Goethescher Gedichte oder Stellen Goethescher Dichtungen aus, die in ihrer originellen Anordnung ein sinnvolles Ganzes bilden, gleich einer schimmernden Perlenkette die Gesamtheit menschlicher Erfahrung durchlaufen.

Von anderem Gesichtspunkte aus ordnete Gustav Reuchel seine Auswahl „Dichter und Denkerworte“, die für jeden Tag des Jahres Goetheausprüche enthält, denen solche anderer Denker sich anfügen. Auch für Reuchel bedeutete Goethe vor allem eine bewegende Lebenskraft, die gerade in dem baltischen Osten ihre Mission zu erfüllen hatte, das freudige Gefühl des Kulturzusammenhanges mit dem Westen stärkte, dem Leben einen idealen Schwung und neuen Impuls gab, in einer Zeit, da das Wespenst der Russifizierung sich erhob und der quälende Druck politischer Zensur auf dem Lande lastete. (Ser. 7, 9 f.). „Goethe als werdender und als Kämpfer um unsere höchsten und tiefsten Güter“ sollte ihm ein leuchtendes Vorbild sein (Reuch. 3). Goethe, wie er ihn erlebt hatte, wollte er anderen nahe bringen. Ausdrücklich betont Reuchel, daß er kein Goethe-Forscher im eigentlichen Sinne sei. (Reuch. V). Dieses sagt er in dem Vorwort zu seinem Buch: „Goethe's Religion und Goethe's Faust“, in dem er, wie Burchard Schrenck es ausdrückt, „mit erfrischend unliterarischer Erlebnis kraft in das Zentrum Goethescher Gedankenwelt“ (B. Bl., 2. Jahrg., 1. Heft, 3) einführt. In vielem zeigt sich Reuchel hier mit Dettingen und dem ganzen aus Dorpat hervorgehenden Gedankenkreise kongruent (Reuch. 291, 311 f. etc.). Mit besonderem Nachdruck aber hebt Reuchel immer wieder das Ureigene in Goethes Natur hervor, die überall einem ihr innewohnenden Zwange folgt. Nachdem Reuchel davon gesprochen, daß Goethe sich von dem Offenbarungsglauben seiner Kindheit löste, fährt er fort: „... er ist freier Geistes- und Gottsucher aus ureigenstem Innern hervor geworden und sein Leben lang geblieben. Das Element christlichen Geisteslebens war

¹⁾ Das Manuskript dieser ungedruckten Sammlung befindet sich unter dem Nachlaß B. v. Schrencks. Der Titel der Sammlung lautet: „Goethes Hochgesang von Gott, Natur und Gott-Natur, von Leben, Liebe und Tat. Ein Kern Goethescher Dichtung, aus deren unerschöpflichen Tiefen und Weiten gewonnen und in Eins gefaßt von Burchard von Schrenck.“ Die von Schrenck verfaßte Einleitung erhellt den inneren Zusammenhang der Anthologie und stellt ein aufschlußreiches Gedankengefüge dar.

ihm das nächste und wertheste, und immer zu ihm wiederkehrend, hat er sich in die geistigen Tiefen desselben versenkt.“ Keine neuen Dogmen und Systeme hat er gebracht. „Aber er hat die Gottheit erschaut, hat wunderbares Zeugniß seines Schauens abgelegt, hat uns köstlichen Nährstoff zu geistig-sittlich-religiösem Wachsen aus eigener Seele empor zugeführt, und hat seine Seele mit dauernder Neigung zum Dienst des werdenden erfüllt, des werdenden, das ewig wirkt und lebt, in dem auch er sich von der Liebe holden Schranken umfaßt und zum Befestigen aller schwankenden Erscheinung durch dauernde Gedanken aufgefordert sah. Und in solchem Dienst gewann er sich Ergebung, Vertrauen, Zuversicht zu der überall hindringenden Kraft des ewigen Lenkers des werdenden.“ (Reuch. 332 f.).

Einen in mancher Beziehung interessanten Faustkommentar schrieb Julius Kupffer, der, auf einem ländlichen Pastorat Kurlands aufgewachsen, in Dorpat bis 1868 Medizin studierte, dann in der Welt hin- und hergeworfen, schließlich Landarzt in Kurland wurde, später nach Riga übersiedelte (Bren., N. 134). Sowohl daß sein Vaterhaus ein Pastorat, als auch daß er Mediziner war, scheint hier nicht ohne Belang zu sein. Die Tradition ehrbarer Lebensführung — es handelt sich hier um eine alte Pastorenfamilie (Bren., N. 135) — gab ihm den sittlichen Maßstab in die Hand (Kupff., e, g, h, i, s), ließ ihn über Goethe die Worte schreiben: „... nur wer ihn beten, beichten und bekennen gesehen, der hat sein Herz erschaut.“ (Kupff., o). Als Arzt fühlte sich Kupffer von dem Naturerahner und Forscher Goethe angezogen, der, seiner Zeit vorausgeeilt, weit eher Berührungspunkte mit der nachfolgenden Generation aufweise (Kupff., d). Und auch daß der Autor ein im Leben vielfach Hin- und Hergeworfener war, mag von Bedeutung gewesen sein. Jedenfalls weist er darauf hin, daß, wie Goethe mit seinem Werke reifte und die Erfahrungen eines reichen Lebens in diesem offenbarte, es auch einer reichen Erfahrung über die verschiedenen Altersstufen hin bedürfe, damit sich die große Dichtung dem Suchenden erschlösse. So war denn der Verfasser bemüht, sich in den „Faust“ einzuleben, sich über entstehende Fragen selber Rechenschaft zu geben, ehe er daran ging, seine so gewonnenen Anschauungen an der einschlägigen Literatur zu corrigieren. Dann folgte er seinem Drange, die Größe der „herrlichen Schöpfung“ zu verkünden. Er wählte hierzu die eigenartige Form einer fortschreitenden Erzählung, einer möglichst sorgfältigen, wenn auch freien „Übersetzung des dichterischen Originals in gemeinverständliche Prosa.“ Hierbei hatte er im Auge, den organischen Zusammenhang auch der einzelnen Details zu erörtern. (Kupff., b, c, d). Vor allem aber lag ihm am Herzen, die

Bedenken zu zerstreuen, die seiner Meinung nach den weiblichen Leserkreis bisher von dem „Faust“ ferngehalten, und gerade den Frauen den hohen Wert der Dichtung zu erschließen, denn nirgends werde man eine „glänzendere Verherrlichung ihres Geschlechtes, eine höhere Würdigung ihres humanitär-kulturellen Berufes“ finden. Hierzu vor allem bedürfe es der „sittlichen Rechtfertigung“ der beiden Hauptgestalten im „Faust“. (Kupff., i, s).

In jenen Komplex der in Dorpat zusammenwirkenden Impulse wuchs Roderich von Engelhardt hinein, der, als Sohn des Kirchenhistorikers Moritz von Engelhardt geboren (Bren. 148), mit den Häusern Dettingen, Schrenk, Harnack in enger Verbindung stand (B. G., 1. Jahrg., 2. Heft, 86 u. 5./6. Heft, 478), in Dorpat seine Kindheit und Studentenjahre (1881—87) durchlebte (Bren., 148 f.). Er ist sich des inneren Zusammenhanges mit dem Dorpat jener Jahre bewußt. Und wiederum ist es der ideelle Zug, der hier zutage tritt. In seiner Skizze „Alt Dorpat um 1870“, in der er das geistige Profil der Universitätsstadt umreißt, hebt er diesen Zug hervor und verdeutlicht ihn an vier ihrer Repräsentanten, an Vorträgen von den Zwillingbrüdern Adolf und Axel Harnack, Gustav Bunge und Leopold von Schröder, Vorträgen, die, obwohl verschiedenen Gebieten und verschiedenen Zeiten entstammend, doch jene gemeinsame Richtung aufweisen. (B. G., 1. Jahrg., 2. Heft, 85, 87 f., 90). Ein weiterer für ihn in besonderem Maße bestimmender Faktor wächst aus dem Gesamtbilde auf. Es ist der organische Gedanke, den Engelhardt als ein entscheidendes Moment auch in Burchard von Schrenks Leben erkennt (Eng. 274). Dieser Gedanke trat ihm bereits in den Anschauungen seines Vaters¹⁾ entgegen, dem ein in der Geschichte der Menschheit waltendes organisches Entwicklungsprinzip vorschwebte, das sich mit dessen theologischen Ansichten verband (B. G., 1. Jahrg., 5./6. Heft, 485 f., 492 f., 495). Ja, als noch weiteren Ursprungs mag sich das ererbte Gut erweisen, denn es war H. v. Engelhardts Großvater kein anderer als jener Mineraloge Moritz von Engelhardt, mit dessen Naturauffassung Goethe sich einig fühlte, in bezug auf den er bemerkte: „In seinen ganzen Erklärungen ist nicht das mindeste Gewaltfame, sondern man sieht die Natur wie sie still wirkt und wie ich sie liebe.“ (B., Abt. IV, Bd. XLIV, 268). Es zeigt sich bereits eine Wendung zum organischen Gedanken — so führt Engelhardt aus — bei Gustav Bunge, der gegen die mechanische Betrachtungsweise Stellung nimmt, die

¹⁾ Dieser Sachverhalt wird u. a. auch dadurch angedeutet: Engelhardts Buch „Organische Kultur“ trägt die Widmung „Dem Andenken Alt-Livlands und meines Elternhauses“.

Selbstbeobachtung als einen sechsten Sinn zur Erkenntnis der Lebensvorgänge herangezogen wissen will. Es zeigt sich dieser Gedanke bei Karl Ernst von Baer. Gleichzeitig verrät sich hier eine Spitze gegen den einseitigen Empirismus wie gegen den seine ihm zugehörenden Gebiete überschreitenden Rationalismus. (B. G., 1. Jahrg., 2. Heft, 88 f.).

Was bedeutet R. v. Engelhardt der organische Gedanke?

Engelhardt ergreift diesen vor allem in Beziehung auf das Kulturproblem. In diesem Zusammenhang stellt sich ihm der Gedanke folgendermaßen dar: „Wahrhaft organische Kultur formt den Menschen als Einzelnen wie als Gemeinschaft, als Staat, Volk und Rasse zu einem nie Vollendeten, sondern einem nach inneren und äußeren Gesetzen sich Wandelnden und ewig werdenden nach einer Stufenfolge der Werte, die trotz aller Abwandlungen und Verschiebungen im Einzelnen für ihn naturgegeben ist und sich wesensgleich bleibt.“ (Zat, 15. Jahrg., 7. Heft, 490).

Sier knüpft er an Goethe an. In seinem Buch „Organische Kultur“, in dem er Lebensfragen des deutschen Volkes „im Lichte der Biologie“ behandelt, einen Weg aus der Krisis der Zeit sucht, um Erlösung aus der mechanisierten und intellektualistischen Weltbetrachtung ringt, erhebt sich vor ihm der Gedanke der organischen Kultur als die von innen heraus umgestaltende und allein Rettung bringende Macht. Ein Stufenbau der Werte tut sich auf. In Anlehnung an die Staffelung der Wissenschaft, die Goethe mit „eindringlicher Anschauungskraft“ himmelt, entwirft Engelhardt ein Bild der geistigen Schichtungen innerhalb der menschlichen Gemeinschaft, die über die Stufen ihrer Entwicklung empor zur höchsten Idee ansteigt. Die „Nützenden“ und „Wissenden“ bilden die unteren, die „Anschauenden“ und „Umfassenden“ die über jene hinausführenden Stufen. Auf den unteren Stufen gebietet das rationale Prinzip, herrscht der Intellekt. Auf den höheren Stufen herrscht die Intuition. Die Umfassenden aber, die hochgerichtet intuitiven, die Schaffenden offenbaren den tiefsten Sinn des Lebens. Sie fassen Nutzen, Wissen und Anschauung zu einem sinnvollen Ganzen zusammen. Das ganze Leben wird zu einem Wandern im Lichte immer höherer und höherer Werte. (R. Eng. 100 f.). Das ist Kultur. „Denn Kultur ist Wille zum Wert, sie ist von der Idee getragene schöpferische Tat, ist Gestaltung des Ungestalteten, ist lebendige Ordnung, Ausbau und Vergeistigung des Naturhaften in uns und der Gemeinschaft, in die wir gestellt sind zu einem Wertvollen, Sinnvollen, zur Struktur.“ (R. Eng., 98). So wird hier wiederum der Gedanke der organischen Kultur umschrieben.

In diesem Sinne empfindet Engelhardt mit G. St. Chamberlain Goethe als „die Kulturgewalt ohnegleichen“. Aus der verworrenen Betrieb-
samkeit des Tages erhebt der Suchende den Blick zu der monumentalen
Größe des Geistes, dessen umfassende Kraft den Willen und Mut zu orga-
nischer Kultur entzündet. „Es ist ein seltsames und bedeutungsvolles
Zeichen der Zeit, — schreibt Engelhardt — wie der Weise von Weimar
heute wieder in den Brennpunkt unseres Denkens gerückt ist. Turmhoch
ragt seine geistige Gestalt in die verworrene Gegenwart hinein, vom fernen
Osten ¹⁾ weist man auf sie als Führer und Wegweiser.“ (R. Eng. 99).

Den bekannten Biologen J. v. Uexküll, der, auf dem Gute Reblas in
Estland geboren, von 1884—1890 in Dorpat studierte (Ab. G. 306), führen
die Ergebnisse seiner Forschung in die gleiche Richtung. Auch er betont mit
Nachdruck das organische Prinzip (R. Eng. 101 f.). Auch er sieht in Goethe
einen intuitiv erfassenden Schauer, dem es gegeben war, tiefste Geheimnisse
der Natur zu erahnen. In seinem feinem Essay „Die Stellung der Natur-
forscher zu Goethes Gott-Natur“ knüpft Uexküll an das Gedicht „Bei
Betrachtung von Schillers Schädel“ seine Erörterungen über geisteserfüllte
Natur und damit zugleich seinen Protest gegen die Auffassung von der
Natur als einer Maschinerie, eines planlosen Mechanismus. (Zat, 15. Jahrg.,
7. Heft, 492 f., 502 f.).

Uexküll zeigt, wie sich Forscher in ihrer mühevollen wissenschaftlichen
Arbeit hinaufringen zu der Erkenntnis, die der Dichter mit der Ahnungs-
kraft der Offenbarung unmittelbar ergreift. Indem Goethe den Schädel
seines großen Freundes mit dankbarer Demut wie ein gnadenvolles Geschenk
in der Hand hält, seine Finger über den edelgeformten Bau gleiten, ergreift
ihn, aus geheimnisvoller Tiefe heraufkommend, eine Ahnung von jener
gestaltenden Urkraft, die den edlen Geist wie das Gefäß, das ihn umfing,
schuf. Das Körperliche verflüchtigt sich so in das Körperlose, das „Feste“
zu „Geist“. (Zat, 15. Jahrg., 7. Heft, 492 f.).

Unter dem Eindruck Goethes stand der große Naturforscher Johannes
Müller, als sein kühnes und gefährvolles Ringen um die Erkenntnis begann.
So sehr er nach einer aufbauenden Tendenz in Natur und Menschenleben
suchte, so oft mußte ihm das Gespenst eines entgegengesetzten, eines zer-
störenden Prinzips begegnen, eine Wahrnehmung, die ihn in immer erneute
Erschütterungen und Krisen seines seelischen Menschen stürzte. Aus

¹⁾ Engelhardt spielt hier auf den von ihm zitierten Ausspruch des chinesischen
Gelehrten Ku-Hung-Ming an: „Europa wird an diesem Kriege zugrunde gehen,
wenn es sich nicht auf den Weisesten besinnt, den ihm das verflorrene Jahrhundert
geschenkt hat, auf Goethe!“ (R. Eng. 97).

peinigendem Suchen und Forschen aber hob sich ihm ein Gesetz, das dem Mhnen des Dichters sich bereits erschloß (Zat, 15. Jahrg., 7. Heft, 493—498.)

Doch die Intuition des Dichters umspannte mehr. Wie das „Feste“ zu „Geist“ verrinnt, so steigt aus der unerschöpflichen Produktion des Geistes eine reiche Mannigfaltigkeit körperlicher Formen, schafft der Geist immer erneut körperliche Form und Umgrenzung, wird das „Geisterzeugte“ fest bewahrt.

Dieses ging im Verlauf seiner wissenschaftlichen Arbeit einem anderen Forscher auf — Karl Ernst von Baer. Er brachte die Grundlagen der sogenannten Entwicklungsgeichte, jedoch nicht eine solche im mechanischen Sinne. Er fand, daß die Entwicklungsvorgänge nicht mechanisch verlaufen, nicht lediglich dem Bereich physikalischer und chemischer Wechselwirkungen angehören, daß ihnen vielmehr ein geistiges Gestaltungsprinzip zugrunde liege, „daß in jedem Keim eine planmäßig waltende Melodie schlummere.“ (Zat, 15. Jahrg., 7. Heft, 501).

„Hier lag — so verdeutlicht Uexküll den Sachverhalt — kein bloßes mechanisches Geschehen vor, das sich nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung abrollt. Hier dehnte sich die Planmäßigkeit, die man an dem Zueinandergreifen des fertigen Körpergefüges in räumlicher Ausdehnung beobachten konnte, in die Zeit hinein aus wie bei einer Melodie, deren Töne ebenfalls planmäßig miteinander verbunden sind, ohne daß die ersten Töne die Ursachen der letzten und die letzten die Wirkungen der ersten sind. Die Gestaltungsvorgänge drängen, ohne untereinander verbunden zu sein, einem gemeinschaftlichen Ziele, der Gestalt zu. Daher sprach Baer den Lebewesen jene Zielstrebigkeit zu, die ja auch sein ganzes Leben mit freudiger Sicherheit erfüllte, und ihn von Erfolg zu Erfolg führte. Das geistige Gesetz, das er an sich waltend fühlte, erkannte er in den Lebensvorgängen wieder . . .“ (Zat, 15. Jahrg., 7. Heft, 498 f.).

Zeigte es sich bisher, wie Goethe eine tiefgreifende Einwirkung auf die Gestaltung der baltischen Geistigkeit übte, die ihre Energien immer nachdrücklicher in der Universitätsstadt Dorpat zu sammeln begann, in der Blüte um 1870 eine scharf umrissene Ausprägung erhielt, zeigte es sich, wie man in das Wesen des Dichters einzudringen suchte, bemüht war, den religiösen Kern seiner Weltanschauung als eine gegenwartgestaltende Macht zu ergreifen, seine Naturbetrachtung, seine Anschauungen über Kunst, sein Verhältnis zum Volkstum zu erfassen, so ging aus dem Kreise dieser Anregungen auch ein Versuch hervor, Goethes Stellung zur Musik aufzuhellen. Auf diese Fragestellung hat offenbar die Gestalt des Komponisten La Trobe hingelenkt. Es wurde aus der entsprechenden Darstellung deutlich, mit

welcher Verehrung Woldemar von Bock, der Freund und Schwiegersohn La Trobes, zu diesem emporsah, wie W. v. Bock in seinen „Erinnerungsblättern an J. Fr. La Trobe“ auf dessen Kompositionen Goethescher Lieder hinweist, dabei verweilt, wie Goethe durch die musikalischen Abende im Hufelandschen Hause Anregungen auch für sein Dichten empfing. So gleiten die Blicke des in das Leben des Komponisten sich Versenkenden in steigendem Maße auf Goethe und dessen Stellung zur Musik.

Woldemar von Bock, der temperamentvolle Vize-Präsident des livländischen Hofgerichts, leidenschaftlicher Verfechter der heiligsten Güter seiner Heimat gegen die einsetzenden Russifizierungstendenzen, der unermüdlische Herausgeber der „Livländischen Beiträge“, war zugleich ein feiner Kenner der Musik und Literatur, vor allem Goethes 1). (St. P. Z., Beibl. 1903, Nr. 30, Ab. 242 f.).

In seinem 1871 gedrucktem Buch „Goethe in seinem Verhältnisse zur Musik“ tritt Bock der Auffassung entgegen, als hätte Goethe „zur Musik entweder gar kein Verhältniß gehabt, oder doch kein näheres, tieferes, anhaltenderes, als man es von jedem Manne höherer Bildung und Stellung, welcher der den Einzelnen wie die Gesellschaft veredlenden Wirkung jeder Kunstübung sich bewußt ist, von vornherein erwartet...“ (B.-k., 3). Der Verfasser führt aus, daß Goethe seit seiner Reise nach Italien vielmehr ein intensives Interesse für Musik, vor allem auch für Kirchenmusik bekundete (B.-k., 44, 16 f., 37 f.), daß ihn nach Austausch mit musikalisch Unterrichteten verlangte, wie er einen solchen, äußerst reichhaltigen mit Zelter unterhielt. (B.-k., 21 f.). Auch theoretisch — so betont der Verfasser — beschäftigte sich Goethe eingehend mit der Musik (B.-k., 57, 59), ergriff mit der ihm eigenen Intuition, mit einer „aus der Tiefe des energisch aufgenommenen und verarbeiteten Objektes geschöpften Geistesgegenwart“ oft das Wesentliche, so daß er selbst dem in der Tonlehre wohlbewanderten Zelter überraschende Einwendungen entgegenhält, die Unhaltbarkeit altüberlieferter Begriffe aufweist (B.-k., 76 f.), daß er mit „Ausdrücklichkeit und Schärfe anticipirt“, was erst später durch die nachfolgende Harmonielehre bestätigt wird (B.-k., 82). Aber wie Goethe das einzelne stets im Zusammenhang mit dem Ganzen sieht, so sucht er auch die Musik in diesen Zusammenhang zu stellen. Hierüber schreibt Bock: „Hat aber, seit Göthe überhaupt der Welt der Töne

1) Bezeichnend ist die Widmung seines Buches: „Goethe in seinem Verhältnisse zur Musik“. Sie lautet: „Carl Schirren widmet, nach einigen Zeugnissen seines Nachdenkens über Livland, diese anspruchlosen Zeugnisse des Nachdenkens über die beiden anderen bewegenden Ideen seines Lebens: die Musik und Gott, der Verfasser“.

eine tiefere Theilnahme zugewendet, deren Verhältniß zur Architektur, zur Mimik, zum Farbenwesen, und hinwiederum zu den sittlichen Mächten in des Menschen Brust, namentlich auch zur Religion, ihn vielfach und angelegentlich beschäftigt, so müßte es wunderbar zugehen, wenn nicht gerade ihm, dem großen Meister der Sprache und Lyrik, auch das Verhältniß der Musik zur Iyrischen Sprache sich der Betrachtung aufgedrängt haben sollte.“ (B-I, 96, vrgl. 83 f.). Der Verfasser kommt zu dem Schluß, daß Goethe sich mit der Frage beschäftigt „nicht sowohl im Sinne der Untersuchung, inwiefern die Musik selbst Sprache, d. h. menschlich verständlicher Ausdruck dessen zu nennen sei, was den Menschen innerlich bewegt; als vielmehr im Sinne der Frage, inwiefern die rythmisch- oder prosaisch-poëtische Sprache sich zu gesangmäßiger Verbindung mit musikalischer Melodie eigne.“ (B-I, 96).

Diese Untersuchung über Goethes Verhältnis zur Musik und Sprache führt, wenn auch in einem anderen Sinne, Woldemar Masing fort, der zunächst in Dorpat, dann in Wien, München, Tübingen studierte, darauf 1864—66 als Privatdozent, seit 1866 als Dozent für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Dorpat wirkte (Mh. 459). In seiner in den „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker“ erschienenen feinen Arbeit „Sprachliche Musik in Goethes Lyrik“ sucht Masing das musikalische Element in Goethes Dichtung zu ermitteln. Er erkennt hier neben rhythmischen Wirkungen solche rein melodischer Art, durch sprachliche Mittel hervorgerufen (M-g, 2, 5). Nachdem der Verfasser seine Ausführungen durch schematische Darstellung (M-g, 49, 52, 58 etc.) zu klarer Anschaulichkeit geführt und deutlich gemacht, wie oft das Zusammenwirken rhythmischer, inhaltlicher und melodischer Elemente die Erzeugnisse Goethescher Lyrik zu dem Ganzen eines vollendeten Gesamteindrucks rundet (M-g, 78), schließt er mit dem Ergebnis, die sprachmusikalische Kunst Goethes hätte nichts gemein mit den Künsteleien eines gewissen Klingklang, gesuchter Klangwirkungen, vielmehr enthielten „die Formen der Goetheschen Lyrik eine seelenvolle Musik, die wesentlich das ungesuchte Ergebnis eines geistigen Vorgangs ist, der mit einem Naturprozeß die größte Ähnlichkeit hat. Ihre Schönheit ist aus der deutschen Sprache als ihrem Nährboden und aus der dichterischen Idee als ihrem Keime hervorgewachsen, wie eine Blume aus den Naturbedingungen ihres Daseins, und ihre seelische Bedeutsamkeit ist nur die Folge eines ähnlichen Verhältnisses zwischen dem dichterischen Inhalt und der sprachmusikalischen Form, wie er zwischen den Stoffen und den Formen eines Kristalls oder eines natürlichen Organismus besteht.“ (M-g, 79).

Gleichfalls als Forscher vertiefte sich in Goethe Franz Sinteniz, der, aus Anhalt-Deßau stammend, in Bonn und Berlin altklassische Philologie studierte, im Jahre 1859 nach Livland kam, seit der Mitte der sechziger Jahre am Dorpater Gouvernementsgymnasium wirkte, zunächst als Lehrer der alten Sprachen, allmählich immer mehr zu Stunden der deutschen Literatur in den oberen Klassen übergehend¹⁾. Aus der Fülle seiner in eingehenden Goethestudien gewonnenen Kenntnisse erschloß er der Jugend ein Bild anschaulicher Lebendigkeit von der Dichtergestalt, die ihm besonders am Herzen lag²⁾. Wie diese die Natur verehrend und sich mit ihr beschäftigend, legte er umfangreiche Sammlungen an, die einen beachtenswerten wissenschaftlichen Wert darstellten, deren eine gegenwärtig im Besitz des Rigaer Naturforschervereins sich befindet. Sinteniz wirkte in Dorpat, als bereits von mehreren Seiten her einem tieferen Verständnis Goethes die Wege gebahnt wurden, und er wirkte in einer diesen Bestrebungen gleichlaufenden Richtung. Mit Alexander von Dettingen war er persönlich bekannt. Indessen zeigen seine Goethestudien einen von dessen Art abweichenden Charakter.

Obwohl von Hause aus nicht Germanist, versenkte er sich in genaue Detailforschung, wie in seiner im Goethe-Jahrbuch (XXVIII, 134—149) erschienenen Arbeit „Zur Verwertung von Goethes Briefen“, in der er u. a. über die Begriffe Natur und Kunst, und über Goethes Verhältnis zum Patriotismus handelt. Auf die Beschäftigung mit Einzelfragen wurde Sinteniz durch das Studium der Briefe und Tagebücher Goethes hingewiesen. So gelangte er zur Vermutung und darauf Gewißheit, daß in „Hermann und Dorothea“ das thüringische Städtchen Pößneck geschildert sei. Diese Ergebnisse begegnen sich mit den Nachforschungen des Prof. Charles S. Kullmer-Syrakuse, New-York, mit dem Sinteniz bis zu seinem Tode im Briefwechsel stand³⁾. Prof. Kullmer weist in der Einleitung zu seiner Schrift „Pößneck und Hermann und Dorothea“ auf Sinteniz' Verdienst um die Entdeckung der Quelle von „Hermann und Dorothea“, dessen „feine“ im Goethe-Jahrbuch veröffentlichten Beobachtungen aus den Tagebüchern Goethes hin. (Kullm. 1).

1) Briefl. Mitteilung seines Sohnes Dr. Emil Sinteniz (Riga, Georgenstr. 9) an den Verfasser vom 15. Juli 1930.

2) Mitteilung des Bibliothekars der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde Carl v. Stern, der in den Jahren 1874—1877 Sinteniz' Unterricht in dem Gouvernementsgymnasium genoß.

3) Nach der gleichen brieflichen Mitteilung des Dr. Emil Sinteniz vom 15. Juli 1930.

Unter den baltischen Goetheforschern sei weiter genannt Karl Mt, der, als Sohn des Rigaer Stadtsekretärs Eugen Mt geboren, zuerst in Riga die Schule besuchte, bereits im Jahre 1891 Riga verließ, in Berlin den Schulbesuch abschloß, in Berlin und München studierte, in der Folge Professor an der Technischen Hochschule zu Darmstadt wurde ¹⁾).

In den „Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga“ aus dem Jahre 1901 veröffentlichte er eine Arbeit über F. L. Lindner und dessen Beziehungen zu Goethe (Sitzungsb. 1901, S. 105—113). Er schreibt u. a. „Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit“, wendet sich in seiner in den „Preußischen Jahrbüchern“ erschienenen Arbeit „Der Gedanke der Theodicee in Goethes Faust“ dem religiösen Probleme zu (Pr. Jb., Bd. 108, S. 112—124), war Mitarbeiter an der Weimarer Ausgabe.

Auch der als Schriftsteller hervorgetretene B. Tornius, der, in Rybinsk geboren, in Riga seine Erziehung genoß, dort die Schule besuchte, wandte sich Goethe zu, so in seiner Arbeit „Goethe als Dramaturg“ (Torn. 194).

Die in Dorpat gegebenen Anregungen verbreiteten sich, wie hier die studierende Jugend Liv-, Est- und Kurlands sich vereinigte, über das gesamte baltische Gebiet, und es konnte nicht ausbleiben, daß sich der neue Geist immer mehr entgegen reaktionären Tendenzen Bahn brach, daß das Gestirn Goethes immer sieghafter aufleuchtete.

So in Riga.

Hier wurde ein immer lebendigeres Interesse an dem geistigen Weimar rege, um so mehr seit, die von der in Dorpat herrschenden Strömung durchdrungen waren, wie Erich und Burchard von Schrenk, R. v. Engelhardt (Bren. 148 f.) nach Riga überfiedelten. Gustav Reuchel, der nach Beendigung seines Dorpater Studiums und sich daran schließenden Reisen Mitarbeiter an der „Riga'schen Zeitung“ geworden, wirkte hier gemeinsam mit Julius Eckardt, wie er später Chefredakteur der „Düna-Zeitung“ wurde. Unter dem Druck, der während der herannahenden Russifizierung auf der Presse wie auf dem gesamten baltischen Leben lastenden politischen Zensur suchte die Presse intensiver denn je den Zusammenhang mit den Grundquellen der deutschen Kultur (Ser. 5, 9 f.). Zu Goethe als zu einer geistigen Macht hob man die Blicke. Das Interesse für ihn wuchs immer mehr. In dem Hause des Ratsherrn R. Baum fand sich ein Kreis, der sich mit Goethe

¹⁾ Schriftliche Mitteilung an den Verfasser durch Frau Marie Mt, die Mutter des Goetheforschers (Mainz, Gonzenheim, Kapellenstraße 17) vom 24. 6. 30.

beschäftigte. In diesem hielt Gustav Reuchel Vorträge, aus denen sein Buch „Goethes Religion und Goethes Faust“ hervorging ¹⁾).

In einem Rigaer Goethe-Abend vom Jahre 1898 und der Goethefeier 1899 zeigt sich in charakteristischer Weise das sich vertiefende Verständnis für die Gedankenwelt des Dichters. Wiederum geht es um die zentralen Probleme des seelischen Lebens, um die Religion. Wiederum ist es die orthodoxe Geistlichkeit, die hier einen aufgeschlossenen Sinn für die großen geistigen Bewegungen der Zeit dartut, wie Ähnliches sich bei Alexander Dettingen zeigte. Gustav Reuchels Buch „Goethes Religion und Goethes Faust“ bildet den Anstoß zu der Debatte. Oberpastor E. Raehlbrandt hält an seinem orthodoxen Ausgangspunkte fest, betont die „Thatfache einer geschichtlichen Offenbarung Gottes“ (E. G.-M. 8). Vorher sagt er: „Gewiß soll im Christenthum die individuell ausgeprägte Persönlichkeit jedes Einzelnen zu vollem Recht kommen, aber nur, soweit sie eine christliche Persönlichkeit ist, nicht aber, soweit sie das ihr etwa anhaftende Nichtchristliche auch als christlich geltend machen will. Der Dichter Goethe ist reich genug, daß sich Christen und Nichtchristen an ihm freuen, aus seinen Werken schöpfen und an denselben Geschmaç finden mögen. Der Mensch Goethe ist universell genug, um von Allen bewundert und gepriesen zu werden. Aber auf die religiöse Anschauung Goethe's kann von Christen nur der christliche Maßstab angewandt werden, wie er im geschichtlich gewordenen Christenthum, unabhängig von aller menschlich unvollkommenen Gestalt desselben, vorhanden ist.“ (E. G.-M. 8). Der Erlösungsgedanke im „Faust“ scheint ihm gleichfalls nicht spezifisch christlicher Prägung zu sein. (E. G.-M. 18). Ihm ist die Religion Goethes „ein durch pantheistische Anschauung (Spinoza: natura naturans) gewektes, von christlichen Ideen reich befruchtetes, dichterisch gestaltetes Naturgefühl, eine mythische Weltreligion.“ (E. G.-M. 11). Ist im Verlauf der Debatte eine gewisse Starrheit des Standpunktes spürbar, so leugnet Raehlbrandt nicht den religiösen Kern in Goethes Natur. Er sieht ihn wie Dettingen in deren Lehre von der dreifachen Ehrfurcht. (E. G.-M. 23). Und manche Bemerkung des Redners zeigt, wie sich der orthodoxe Prediger in jene Weltbibel, den „Faust“, hineingelesen hat. (E. G.-M. 15 f.). Es sprechen weiter der Autor des betreffenden Buches, R. v. Engelhardt, eine Abhandlung B. v. Schrencks wird verlesen. (E. G.-M. 23, 25, 41).

¹⁾ Die Widmung des Buches lautet: „Dem Freunde Robert Baum, Rigschem Ratsherrn a. D., seiner Gattin und seinen Töchtern, den freundlichen, energischen Anregern und Zuhörern seiner Vorträge widmet diese Schrift in wohlthuedend dankbarer Erinnerung an die Goethe-Abende in ihrem gastlichen Hause der Verfasser.“

Dieser Austausch zieht weitere Kreise. Ein anderer Pastor, der bekannte baltische Gelehrte August Vielenstein, nimmt Stellung zu den an jenem Goetheabend besprochenen Fragen. Er schreibt: „Nicht allein ein Buch kann anregend sein und produktiv wirken, sondern auch ein Feuilletonartikel. Mit lebhaftem Interesse habe ich das Referat über den Goetheabend gelesen, habe mich wiederum in das Geistesleben des großen Dichters und in sein Meisterwerk, den „Faust“ versenkt, danke den Männern, die es versucht haben, die höchst interessante Frage nach des Dichters Religion, wenn auch voneinander abweichend, zu beleuchten, kann es mir aber nicht versagen, einige Bemerkungen dazu meinerseits beizutragen.“ (Ser. 15). Er betont mit allem Nachdruck den ethischen Gedanken und vermißt diesen Gesichtspunkt in den Debatten des Goetheabends, die allzusehr auf das formale Prinzip der Offenbarung reflektierten, ohne auf den eigentlichen Inhalt der christlichen Religion einzugehen, der ein ethischer sei. „Freilich — äußert sich Vielenstein — will die christliche Religion eine Offenbarungsreligion sein, aber das Prinzip göttlicher Offenbarung ist an sich nur ein formales, und mag der Ursprung einer Wahrheit historisch am Anfang stehen, so scheint doch der Inhalt der Wahrheit als das Wichtigere. Damit kommen wir auf das materiale Prinzip, die materiale Grundwahrheit des Christentums, und diese ist, wir können nicht anders sagen, eine ethische.“ (Ser. 16).

War im Verlauf der Debatte von dem Pantheismus des Dichters und dessen mystischer Weltreligion die Rede gewesen, so suchte Dr. M. Treymann in seinen Ausführungen über Goethes Weltanschauung diesen Sachverhalt ausreichender zu klären und kommt zu dem Ergebnis, daß Goethe Natur und Geist als eine große gottesfüllte Einheit sah. Es heißt in den Ausführungen: „Der Gegensatz zwischen Natur gleich Materie und Gott gleich Geist ist hier aufgelöst. Demgemäß spricht auch Goethe von „Gott-Natur“ und sagt: Kein Geist ohne Materie, keine Materie ohne Geist.“ (E. G.-N. 31). Damit spricht Treymann etwas aus, was dunkel bereits die geahnt haben mochten, die mit dem großen Naturahner in Berührung kamen, was einzelnen, wie es auf den Seiten dieser Arbeit hervortrat, deutlicher aufgeht, was Uexküll in seinem erwähnten Essay so hell beleuchtet.

Im Jahre 1899 erschien ein Gedenkblatt von Burchard von Schrenk. Ein Bild der universellen, so unerhört weite Gebiete umfassenden Gestalt Goethes erstreckt auf diesen Seiten, in einem tieferen Sinne erfaßt, als es im Jahre 1832 geschah, da Morgenstern unter dem Eindruck einer erschütternd uferlos sich dehrenden Kluft, die Umrisse abtastete, die die Wesenheit Goethes umschließt.

Gegen Schluß der Denkschrift sagt Schrenk: „Und so vereinigt sich, auf daß, inmitten der Zerrissenheit irdischer Gestalten, ein Mal ein vollendet Menschliches hervorgebracht sei, in dieser wunderbaren Persönlichkeit mit dem durch und durch männlichen Vorwärtsdringen der That — ein Kindliches, wir können es auch ein Ewig-Weibliches nennen. Es ist die empfängliche Aufgeschlossenheit der Seele einer überreichen Welt göttlicher Offenbarungen gegenüber, es ist der offene Sinn für „Gottes überall einfließende Weisheit . . .“ (B. v. Sch. 31 f.).

So zeigt sich, wie in dem Rahmen dieser Veranstaltungen ¹⁾ allmählich zusammenrinnende Gedankenfäden sich wie in einem Brennpunkt sammeln und widerstrahlen.

War Goethe so mehr und mehr zum inneren Besitz der Deutschen im baltischen Osten geworden, so drang er auch allgemach in den Kreis des lettischen und estnischen Volkstums ²⁾, wurde in einzelnen seiner Werke durch Übersetzungen — ich brauche nur auf die Faustübersetzung des lettischen Dichters Rainis hinzuweisen — immer mehr in das Bewußtsein der genannten Völker geleitet.

So zeigte sich, wie ein Netz persönlicher Beziehungen sich von Goethe zum baltischen Osten spann, wie dieses sich bereits in der Leipziger Studentenzeit bildete und bis in das hohe Alter des Dichters hinein stets sich erweiterte.

Es zeigte sich, wie diese Berührungen zu lebensgestaltenden Impulsen wurden, sei es daß Dichter und Schriftsteller von dem Atem des Genius berührt, mit neuem Geist erfüllt oder in ihnen reaktionäre Tendenzen zum letzten Widerstand geweckt wurden, sei es daß Malern die ewige Lehrmeisterin Natur erschütternd groß vor die Seele trat und sich ihnen mit der Höhe der Kunstauffassung zur Harmonie verband, sei es daß die melodieschlummernde Sprache des Dichters die kompositionellen Schaffensenergien entzündete, sei es daß Gelehrte verschiedener Gebiete erweiterten Horizont empfangen, sie Gegenwärtiges und Vergangenes als ein lebensvolles Ganzes zu ergreifen lernten, sich in der Naturauffassung mit ihm begegneten, die Natur als einen sinnvoll gegliederten Stufenbau erkennen, der organische Gedanke hervortritt.

¹⁾ Über den Widerhall, den diese Veranstaltungen fanden, vgl. Anhang.

²⁾ In diesem Zusammenhang ist eine Stelle in den Lebenserinnerungen Ludwig Richters interessant, der erzählt, wie er mit dem Fürsten Mariškin, in dessen Gefolge sich ein Herr von Kückelbeker befindet, in Weimar weilte. Die Stelle lautet: „Der Fürst verkehrte täglich mit dem großherzoglichen Hofe; v. Kückelbeker hatte Empfehlungsbriefe an Goethe; er wurde eines Abends zu ihm gebeten und verehrte bei dieser Gelegenheit dem Dichterfürsten eine Sammlung lettischer Lieder.“ (Richt. 65). Diese Lieder haben sich als litauische erwiesen.

Schauspieler, die von dem Weimarer Ganzen einen Teil in sich tragen, Sänger oder Klavierspieler, die mit Goethe sich begegneten, gelangen auf ihren Reisen nach dem baltischen Osten und weisen in einer oder der anderen Form auf die Gestalt des Weimarer Großen. So gewaltig sind Tiefe und Umfang seines Geistes, daß, wo immer er berührt wird, neue Lebensstrahlen aufspringen.

Es zeigte sich weiter, wie in Dorpat allmählich zusammenlaufende Stramen sich vereinigen, wie die Dorpater Universtität zuerst die Fackel des neuen Idealismus aufrichtet, wie man schon früh das Wesen der unibersellen Persönlichkeit Goethes zu erfassen und vom Katheder herab zu verkündigen suchte, wie die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft von ihm durchdrungen wurden und so jene baltische Geistigkeit sich formt, die in dem Dorpat um 1870 mit Deutlichkeit sich abhebt.

Indem aber der Weimarer Geist, mit den spezifischen Formen einer christlichen Frömmigkeit sich verbindet, Bildung und Religion innige Verschmelzung erfahren, wird ein Boden zu wahrhaft innerer Kultur geschaffen, die in sich trägt Anstoß und Willen zu stets sich erneuernder That.

Anhang.

Aus baltischen Tagebüchern, Gedenkblätter.

1.

Zu den baltischen Kommilitonen Goethes während dessen Leipziger Studentenzzeit gehörte der kurländische Edelmann Dietrich Ernst von Schöppingk, Erbherr auf Bornsmünde, Planeborn und Lambertshof in Kurland, der in den Jahren 1767—1770 in Leipzig studierte, nach Reisen durch Deutschland, Frankreich, die Schweiz eine Reihe Ämter im Dienste seiner Heimat durchlief, u. a. Landmarschall war, auf jener denkwürdigen letzten Reise nach Petersburg den Herzog Peter v. Kurland begleitete, darauf wieder in Deutschland weilte, wieder im Dienste seiner Heimat tätig war, 1818 zu Mitau starb. (Nap. IV, 115). In baltischem Privatbesitz hat sich ein Tagebuch ¹⁾ Schöppingks erhalten, das klärendes Licht auf dessen Leipziger Studentenzzeit wirft. Aus den Eintragungen ersieht man, daß er dem Kreise um Goethe nahe stand. So finden sich die Eintragungen der Brüder Johann Georg und Heinrich Wilhelm von Oiderogge, denen wir in dem Bekanntenkreise Goethes bereits begegneten. Es findet sich auch eine solche ²⁾ Goethes von dem 1. Oktober 1768 aus Frankfurt, wo ihn Schöppingk offenbar gleich den Oiderogges, bald nachdem der Erkrankte Leipzig verlassen, aufsuchte. Die Eintragung lautet:

Quod Dii dant fero

Viro generosissimo

Francofurti
ad Moenum,
die, 1. Octobr.
1768.

Possessori, per triennium
in Academia concivi,
per triduum in itinere
hospiti, memoriae servan-
dae gratia, conscripsit
Goethe.

¹⁾ Das Tagebuch befindet sich im Besitz der Baronin Johanna Gahn, geb. Schöppingk, Mitau, Akademiestraße 11/13.

²⁾ Abgedr. von D. Clemen (B. d. B. f. B. 631). Verfasser gibt den verglichenen Text.

Gotthard Gericke, der 1759 als Sohn des Pastors der Gertrudkirche Johann Christoph Gericke geboren, in Erlangen Theologie studierte, in einem Anfall von Schwermut den Tod in den Wellen gefunden haben soll (N. d. R. U. 48), hielt sich, wie aus den Eintragungen seines Tagebuchs ¹⁾ hervorgeht, im April 1781 in Weimar und Jena auf. Hier tragen sich u. a. ein Herder, Wieland, Bertuch, auch Goethe.

Maxima pars vatum pater et iuvenes
patre digni
Decipimur specie recti.
m.

Vinar. XVI Apr.
LXXXI.

Goethe.

Als der spätere Pastor zu Rissi in Westharrien Thomas Hippus, der, geboren 1762 zu Reval als Sohn des Kaufmannes Jac. Joh. Hippus, das dortige Gymnasium besuchte, 1786 in sein Pfarramt introduciert wurde, auch schriftstellerisch hervortrat — er schrieb „Wünsche und Vorschläge in Absicht auf die Abschaffung der Brache und Einführung der Wechsel-Wirthschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Dekonomie Ehst- Liv- und Curlands etc., 2 The., Reval 1798“, 1818 das Predigerkreuz für 1812 erhielt, 1819 starb, — als Thomas Hippus seit 1782 in Jena Theologie und Cameralia studierte (Pauck. 99, Kap. II, 314), fand er Gelegenheit, eine Reihe Eintragungen bedeutender Persönlichkeiten in sein Tagebuch ²⁾ zu sammeln. Es finden sich solche von Forster, Gleim, Herder, Wieland u. a., auch Goethe. Ein Sohn dieses Pastors zu Rissi war der bereits erwähnte Maler Gustav Adolf Hippus (N. 21), der mit seinem Freunde, dem Maler Otto Ignatius, gemeinsam nach Italien wanderte und in Rom Anregungen von dem Künstler und Gelehrten, dem Goetheverehrer Otto Magnus von Stackelberg empfing.

¹⁾ Befindl. in der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumsfunde zu Riga, aus dem Besitz der Familie Löffler stammend.

²⁾ Im Besitz des Herrn Geheimrat Dr. Volkmann, Zoppot b/Danzig, Stolzenfelsallee 8. Das Tagebuch soll auf der Danziger Goethe-Ausstellung 1930 zum erstenmal einem breiteren Kreise zugänglich gemacht werden.

Die Eintragung ¹⁾ Goethes lautet:

Quo magis res singulares intelligimus
eo magis Deum intelligimus.

Vinariae d. 1 Jun.
1785

memoriae

Goethe

4.

Die Weimarer Ausgabe enthält ein Gedicht Goethes an Frau von Berg, geb. v. Sievers ²⁾ (W. IV, 232). Es ist datiert Karlsbad, den 10. Juli 1806. Gregor v. Berg, der Gemahl der Erwähnten, berichtet in seiner Lebens-erinnerung, die er gewissenhaft von Jahr zu Jahr fortführt, nicht von einer Reise seiner Frau nach Karlsbad vom Jahre 1806. Er erzählt von einer solchen, erst 1808 unternommenen und spricht in diesem Zusammenhang von einer Begegnung seiner Frau mit Goethe (Berg, 215), was Goethes Tagebuchnotizen bestätigen, worauf in dieser Arbeit bereits eingegangen wurde.

Das Gedicht lautet:

An Frau v. Berg, geb. v. Sievers.
Karlsbad, den 10. Juli 1806.

Wie es dampft und brauf't und sprühet
Aus der unbekanntn Gruf!
Von geheimem Feuer glühet
Heilsam Wasser, Erd' und Luft.

Hülfsbedürft'ge Schaar vermehrt sich
Täglich um den Wunderort,
Und im Stillen heilt und nährt sich
Unser Herz an Freundes Wort.

¹⁾ Ich zitiere sie nach der Abschrift Dr. Volkmanns, die dieser mir in einem Brief vom 14. Sept. 1929 freundlichst übersandte.

²⁾ In der Weimarer Ausgabe findet sich die Schreibweise Sievers. Wenn- gleich die Schreibweise Sibers für die hier in Frage kommende Familie üblich ist, so findet sich doch auch in der Selbstbiographie des Mannes gelegentlich die Schreib- weise Sievers (Berg, 31, 32).

Die Fölliner Literarische Gesellschaft bewahrt ein handschriftliches Erinnerungsblatt Goethes aus dem Besitz des Herrn Woldemar von Voß auf. Es bezieht sich auf gemeinsam in Franzenbrunn verbrachte Stunden und ist offenbar an Fr. v. Voß¹⁾ gerichtet. Unter dem 17. Juli 1808 verzeichnet Goethe in sein Tagebuch: „Auf den Cammerberg mit G. und Fr. v. Voß. Herrlicher Abend. Weitere Untersuchung des Gesteins. Sonnen Untergang sehr schön.“ (W., Abt. III, Bd. III, 362). Am 21. Juli schrieb er jenes Erinnerungsblatt²⁾:

Franzenbrunn
besonders der
Cammerberg

- 1.) Granit.
 - 2.) Gneus. Zum Bauen.
 - 3.) Glimmerschiefer
-

¹⁾ Frau von Voß wird in der Autobiographie des Generalen der Infanterie Gregor von Berg als die Kusine seiner Frau Dorothea v. Berg, geb. v. Sivers, und außerdem als „Frau von Voß auf Kerfel“ bezeichnet (Berg, 108, vgl. 214). Zudem gibt Gregor von Berg an, daß die Kusine Voß 1809 mit seiner Frau von der gemeinsam unternommenen Badereise nach Neval kam und hier blieb, da sie sich von ihrem Gatten trennte und in der Folge scheiden ließ (Berg 218). Diese Anhaltspunkte geben die Möglichkeit, die Personaldaten der Frau von Voß näher zu bestimmen. Laut Mitteilung des Livländischen Gemeinnützigen Verbandes aus dem Archiv der Livländischen Ritterschaft, Convol. Familie von Voß ist Heinrich August v. Voß, geb. 1771, Erbherr auf Kerfel und Schwarzhof. Er ist dreimal verheiratet. Das erstemal mit Friederica Helena v. Stadelberg aus dem Hause Ottenküll, von der er sich scheiden ließ. Seine zweite Frau ist Sophie Auguste v. Wrangel, geb. 1781, geh. 1813, gest. 1825. Die dritte Frau ist Charlotte Juliane v. Sivers, geh. 1838. Nach den Heiratsdaten scheiden die beiden zweiten Frauen aus. Friederica Helena v. Voß, geb. v. Stadelberg ist die hier in Frage kommende Kusine Voß auf Kerfel.

²⁾ Zitiere nach der Abschrift des Herrn Pastor A. Westrén-Doll-Föllin, der mir diese liebenswürdigerweise zugestellt hat.

Gänzlich aus den Glözlagen.

- 4.) Derselbe durchs Feuer verändert.
- 5.) Ders. noch mehr verändert und geröthet.
- 6.) Quarz von außen geröthet.
- 7.) Brocklicher, gebrannter Thon.
- 8.) Schläfe, schwarze.
- 9.) Dergleichen dichter.
- 10.) Dergl. von außen geröthet.
- 11.) Braune gleich unter der Vegetation
- 12.) Poröses Felsgestein unter dem Lufts.
- 13.) Dichteres Felsgestein am Fuße.

Franzenbr.
d. 21. Jul.
1808.

zu Erinnerung froher Stunden
Goethe

Briefe.

1.

Goethe an? ¹⁾

Erw. Wohlgeb.

werden sich um unser Theater ein besonderes Verdienst machen, wenn Sie das allerliebste kleine Stück bald übersetzen. Das Costum bliebe doch wohl ganz parisisch. Man ist jetzt so gewohnt sich dorthin in der Einbildungskraft zu begeben. Mich bestens empfehlend

Goethe.

2 ²⁾.

Karl August Böttiger an Karl Gottlob Sonntag ³⁾.

Weimar. d. 17ten Juny. 1792.

Der Himmel seegne Ihnen in Riga Ihr Wohlergehn — *et haec tibi propria faxit!* wozu denn auch, wie mir der würdige Herr Hartknoch in

¹⁾ Der Brief ist undatiert und enthält keine Angabe des Empfängers. Er befindet sich in der Rigaer Stadtbibliothek.

²⁾ Die 3 folgenden Briefe Böttigers an Sonntag befinden sich im Besitz der Bibliothek der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga. Personalien-sammlung, Konvol. Böttiger.

³⁾ Der Empfänger ist zwar nicht angegeben, doch machen Bemerkungen zum Schluß des Briefes Sonntag als solchen kenntlich. Böttiger erwartet von dem

Leipzig gesagt hat, auf alle Zeit Ihres Lebens alle möglichen Abspecten da sind.

Neulich wurde bey unserm Herder behauptet, Sie hätten gar keine Verbindung mit der Schule ¹⁾ mehr. Dann sollte mirs leid thun, daß wir einen solchen Mann aus unserm Orden verloren hätten. Ahe (lies: Aber) ganz werden Sie uns doch nicht abtrünnig werden können. Die erste und früheste Liebshaft behält immer ihr Plätzchen im Herzen bey, wenn auch eine reicher ausgestattete, begüterte Dame unsere Hausfrau würde.

Demnach kann es Ihnen auch nicht ganz gleichgültig seyn, was wir armen Schulmeister hier in Sachsen machen. Mich hat das Schicksal in schnellen Wechselln von Guben nach Bauzen, und, da ich dort kaum ein Jahr älter worden war, von dort hieher nach Weimar geworfen. Mein Loos ist nun wirklich sehr lieblich gefallen. Der nähere Umgang mit Männern, die ich Ihnen nicht erst nennen darf, die der Literatur so günstige Nachbarschaft von Jena, Erfurth, Gotha, unser wackerer Fürst und die kollegialischen Verhältnisse zu dem vortrefflichen Herder, von dem ich nie ohne Gewinn und Bereicherung weggehe, sind Vorzüge, die sich nur selten besammen finden. Aber was mir mein Leben noch mehr, als alles vorhergehende, versüßt, ist meine wohlgeordnete, durch Herders fruchtbare Fürsorge immer fröhlicher heranblühende Schule. Hier arbeitet sichs mit Lust, ob ich gleich viel zu arbeiten habe, und jede Lehrstunde ist für mich Würze und Genuß des Lebens.

Sie erinnern sich vielleicht, daß ich in Guben neben der Schule auch eine Privaterziehungsanstalt errichtet hatte. Ich setzte diese auch in Bauzen fort, und hatte zuletzt 14 Zöglinge und 3 Unterlehrer. Aber ich war froh, als ich dieses mühsame Geschäft mit gute(r) Art aufgeben konnte, und war fest entschlossen, als ich nach Weimar gieng, mir und meinem armen Weibe

Empfänger des Briefes neben dessen Statistik des russischen Reiches wieder ein Bändchen der Unterhaltung für Freunde der alten Literatur. Es sind dies Werke Sonntags. 1790 erschien in Riga das erste Heft von Sonntags „Zur Unterhaltung für Freunde der alten Literatur“ (Nap. IV, 234). Unter der Statistik des russischen Reiches ist wohl die von Sonntag herausgegebene „Monatsschrift zur Kenntniß der Geschichte und Geographie des Russischen Reichs“ zu verstehen, deren erstes Heft gleichfalls 1790 in Riga erschien (Nap. IV, 245).

¹⁾ Sonntag war seit 1788 Rektor der Domschule zu Riga, dann Rektor des dortigen kaiserlichen Lyceums und verwaltete dieses Amt bis zum Oktober 1792, obwohl er bereits 1791 Oberpastor an der Kirche zu St. Jakob geworden. (Nap. IV, 231).

nie wieder etwas der Art aufzubürden. Jedoch es heißt auch hier, wie dort im Theokrit

χαλεπόν χορίων κόνα γεῦθη. 1)

Der abgedankte Soldat läuft wieder zur Werbetrommel. Ich kann wirklich den Aufforderungen unsers Herzogs und mancher anderer hiesiger Freunde eben so wenig, als der hier schöner, als irgendwo anders, einladenden Gelegenheit widerstehn, noch einmal mich an die Spitze eines solchen Instituts zu stellen, und nun wage ich es sogar, Sie aufzufodern, dieß Unternehmen, so weit es Ihre Überzeugung erlaubt, in Ihrem dortigen Wirkungs- und Bekanntschaftskreis durch Empfehlung zu unterstützen. Es geht mit eben dieser Post ein freilich nur sehr flüchtig entworfener Plan dieses zum Theil wirklich schon realisirten Instituts an Herrn Hartknoch. Untersuchen, prüfen Sie ihn, und geben Sie mir, haben Sie anders Lust, sich für ihn zu interessiren, Winke, wo er noch Verbesserungen bedarf. Ich weiß wohl, daß es eigentlich etwas ungeschickt aussieht, daß ich mich an Sie, der Sie in Riga selbst mit leichter Müß etwas ähnliches, vielleicht noch etwas besseres etabliren könnten, in dieser Angelegenheit wende. Allein wir machen einander gewiß die Kunden nicht abspenstig, und dann ist ja der Hauptzweck meines Instituts nähere Vorbereitung zur Akademie, und da könnte doch manchem Vater in Ihren Gegenden daran liegen, grade auf diese Art seinem Sohn den salto mortale zu ersparen, den viele von der engen häußlichen Erziehung in das freie Akademische Leben nicht ohne Gefahr zu machen pflegen.

Eins, fürchte ich, könnte mir im Wege seyn. Manchem könnte wirklich die Pension hoch angesehen scheinen. Da kann ich nun freilich nichts darauf antworten, als daß in Weimar nichts wohlfeil, einiges wegen der großen Menge der hier privatisirenden reichen Particuliers sogar sehr theuer ist. Finanzspeculation liegt bei der ganzen Sache nicht zum Grunde, sonst wäre ich in der Lausitz geblieben, und hätte dort mein Institut fortgesetzt, wo es mir noch besser bezahlt wurde.

Unser Herder, der Sie sehr schätzt und liebt, ist vor 14 Tagen ins Nachner Bad abgereißt. Möge er aus Hygienens Quelle dort schöpfen! Er bedarf der Gesundheit sehr, und mir ist noch immer hange um ihn. Er hat mir noch beim Abschiede einen Gruß an Sie aufgetragen, da er wußte, daß ich Ihnen schreiben würde. Daß wir noch vor der Beendigung seiner

1) Die Textangabe Theokr. S. 38 gibt diese Stelle in folgendem Wortlaut:

χαλεπόν χορίω κόνα γεῦθαι.

Ideen etwas über die Humanität von ihm zu erwarten haben, wissen Sie von seinem Verleger. *Domi enim haec apud vos nascuntur.*

Göthens Groß Coptha hat nicht so viel Glück gemacht, als man erwartet hatte. Jetzt begleitet er den Herzog auf seiner Reise zur Armee nach Coblenz. Er arbeitet aber auch an einem neuen Schauspiel. — Wielands Ausgabe seiner sämtlichen Werke von der letzten Hand in 40 Bänden bei Göschen wird ein Meisterwerk. Voran geht der neue Amadis nun in Stanzas umgearbeitet. Jedes Gedicht erhält eine genetische Einleitung. Unser benachbartes Venedig steigt gewaltig, und hat zu Ostern wieder 300 Neulinge erhalten. Dagegen sinkt Leipzig immer mehr. Die Burgsdorfiaden sind in Sachsen eben so schlimm, als die Hermesiaden im Brandenburgischen. Freund Beck nähme gern jeden anständigen auswärtigen Ruf an. Neben Ihrer Statistik des Russischen Reichs schenken Sie den Freunden der alten Literatur doch wohl zuweilen auch wieder ein Bändchen Ihrer Unterhaltungen?

Erinnern Sie sich meiner zuweilen mit gütiger Freundschaft.

Ich verharre mit unwandelbarer Hochachtung

Ihr

gehorsamster Diener

Carl August Böttiger.

Carl August Böttiger an Carl Gottlob Sonntag ¹⁾.

Weimar den 16 August 1802

Sie taten wohl, mein Freund, daß Sie sich in Ihrem diplomatischen Anliegen an mich wendeten. Herder ist im Bade Carls des Grossen in Achen und hilft dort catholische Bischöffe einsetzen. Hier ist das Zeugniß. Die kleine Gebühr ist nicht der Rede werth. Aber ich wollte, sie wäre beträchtlicher. Denn gern möchte ich Sie, verehrter Freund, in meiner Pflicht haben, und ich entlasse Sie durchaus Ihres gütigen Versprechens nicht, mir unter dem unlösbaren Siegel der Anonymität Nachrichten über Ihre neue Univerſität und literarischen Blüthen, die Alexanders Sonne Ihrem nörd-

¹⁾ Dieser Brief weist gleichfalls keine Angabe des Empfängers auf. Doch macht eine Bemerkung ihn als an Sonntag gerichtet kenntlich. Es ist die Bemerkung: „Man hatte Sie bei uns selbst als Primarius der Theologie nach Dorpat promovirt.“ Sonntag lehnte, bevor er am 19. April 1803 zum Adjunkt und Nachfolger des libländischen Generalsuperintendenten ernannt wurde, einen Ruf der Univerſität Dorpat ab, der ihm eine Professur der Kirchengeschichte und theologischen Literatur gebracht hätte. Ferner schließt sich dieser Brief in seinem Ton an die beiden anderen an. Auch Herder wird wiederum erwähnt.

lichen Boden entlockt, piquante Nachrichten mitzutheilen. Mit künftigem Jahr tritt mein Merkur in verjüngter Gestalt auf, und dafür wünscht ich Sie als regelmäßigen Correspondenten (gegen ein Freieremplar und Honorar) auffordern zu können. Da man weiß, daß jetzt viele Siesländer in Jena studieren, daß ich mit Kozebue in genauen Verhältnissen stehe u. s. w., so ratht niemand auf die wahre Quelle; Sie sind sicher und entladen doch Ihre Brust, indem Sie manchen heilsamen Wink an Ihre Notizen fügen. Auch wird der Merkur in Petersburg hohen Orts gelesen, und von hier hin geschickt.

Man hatte Sie bei uns selbst als Primarius der Theologie nach Dorpat promovirt. Der Fakultät wäre geholfen gewesen. Ich weiß nicht, ob auch Ihnen.

O wären Sie, was Herder eifrig betrieb, da wo jetzt Demme ist, und wo vordem die Stammprinzen unsers Hauses geraubt wurden! Marezoll, Ihr damaliger Competent, nahm die Jenaische Superintenden(ten)stelle nach Demlers Tod an, und wird zu Ostern hier antreten.

Sagen Sie mir bald mit zwei Worten, ob Sie meine Einladung für die Theilnahme an dem Merkur 1803 annehmen (sonst muß ich freilich ändern, schwächern Succurs suchen). Vor allem wünscht ich jetzt nur zu wissen, wie nun der Transport der Drucksachen aus Deutschland über Polangen u. wie Ihre Censur jetzt organisirt ist. Wie gefällt Ihnen unsers braven Merckels Wannem Imanta?

Mit alter Liebe und Freundschaft

Ihr
Böttiger.

Karl August Böttiger an Karl Gottlob Sonntag 1).

Dresden d. 16 August 1805.

Mein verehrungswürdiger Freund!

Die überraschend schnelle Abreise des jungen Mannes, der Ihnen diese Zeilen überbringt, erlaubt mir nicht, Ihnen auch nur ein Hunderttheilchen von dem zu sagen, was ich wohl auf dem Herzen hätte. Sie wirken mit That und Kraft, weil es Tag ist, und fahren fort, Ihren Beruf, den Adels- und Pfaffendespotismus das wahre Evangelium Jesu Christi entgegen-

1) Hier befindet sich auf der Rückseite die Adresse: „S. Hochwürden dem Herrn Consistorialrath Sonntag in Riga.“

zuhalten, treu zu erfüllen. Dafür segnen Sie Tausende in und außer Alexanders Reiche. Werden Sie nicht müde, edler Mann!

Setzt nur ein Wort von Herrn Brehme, dem Ueberbringer dieses Briefs. Er war mein Lieblingschüler in Weimar, wurd(e) sogleich, wie er nach Jena kam, Hauslehrer bei Loder und dem Herrn v. Roebue und ist seit anderthalb Jahren Lehrer bei einer Livländerin, die Sie wohl kennen. Daß er diese Stelle verließ, macht ihm die größte Ehre. Er will es auf gut Glück versuchen, nach Riga zu gehn. Mit Kenntniß der klassischen Literatur verbindet er eine seltene Lehrgabe (auch für Kinder) und einen flammenden Eifer für alles Große, Edle und Gute. Es sollt mir leid thun, wenn er dort bei Ihnen ein bloßer Hofmeister werden müßte. Er sollt sich zu einem untern Lehrer, Collaborator und Gehilfen in einer Ihrer öffentlichen Schulen und Erziehungsanstalten trefflich schicken. Dazu werden und können Sie ihm mit gutem Gewissen behülflich seyn. Ich büрге vor seinen Eifer, seine Grundsätze und Religiosität. Ich seh ihn nicht gern auswandern. Aber in der Art, wie sich diß alles so fügen mußte, sehe ich den Finger in den Wolken. Prüfen Sie nun selbst und nehmen sich des feurigen Jünglings wegsamfreundlich an. *De manu in manum Tibi trado Brehmium meum.*

Unser edler Reichard der Schutzgeist des geistlichen und geistigen Churfürstentums leidet so bedenklich an seinen Augen, daß ihm das geh. Conseil selbst zureden muß, nicht alle Sonntage zu predigen. Er ist mir hir alles u. sein Umgang ersetzt mir gröstentheils, was ich in Weimar zurückließ. Ich lebe glücklich u. sehr zufrieden hier.

Unwandelbar

Ihr ganz eigener
Boettiger.

3 1).

David Hieronimus Grindel, als Sohn eines Rigaer Holzhändlers 1776 geboren, bezog nach Besuch der Domschule seiner Vaterstadt, von einem Privatlehrer geleitetem Unterricht, nach dreijähriger Lehrzeit bei dem Rigaer Apotheker Strube die Universität Jena, wo er 1795—1798 hauptsächlich Naturwissenschaften studierte. Hier gewann er engen Kontakt mit den unter Goethes Auspicien sich entfaltenden naturwissenschaftlichen Bestrebungen.

¹⁾ Es folgen drei Briefe und ein Stammbuchblatt von dem Botaniker Aug. Joh. Georg Vatsch, dem Begründer der naturforschenden Gesellschaft zu Jena, an David Hieronimus Grindel, befindlich im Besiße der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga.

Freundschaft verband ihn, wie aus den nachfolgenden Schriftstücken hervorgeht, mit Aug. Joh. Georg Batsch, dem Begründer der naturforschenden Gesellschaft zu Jena, auf deren Sitzung 1794 jene denkwürdige Begegnung Goethes und Schillers sich ereignete. Grindel wurde Mitglied dieser Gesellschaft. In Riga setzte er die in Jena empfangenen Anregungen in die That um. Er gründete hier gleichfalls eine Gesellschaft, die sich mit naturwissenschaftlichen Fragen, insbesondere mit der neueren Chemie beschäftigen sollte. Er rief auch eine pharmazeutisch-chemische Gesellschaft ins Leben. 1804 wurde Grindel Professor der Chemie an der Universität Dorpat, legte jedoch die Professur 1814 nieder, um fortan in Riga als Apotheker, darauf als praktischer Arzt tätig zu sein. Mit Batsch blieb er auch nach der Jenaer Studentenzei in Korrespondenz. Seine schriftstellerische Arbeit erstreckt sich auf das Gebiet der Chemie, Botanik, Medizin, Pharmazie. (Nap. II, 102—108).

Aug. Joh. Georg Batsch an David Hieronimus Grindel.

Mit Vergnügen melde ich Ihnen, Bester Herr Grindel, daß Sie einstimmig in die naturforschende Gesellschaft aufgenommen sind, und bitte Sie, nebst meiner besten Empfehlung, dasselbe auch Herrn von Wrangel zu melden. So eben hab ich den Umlauf gänzlich zurückbekommen. Ich werde alles Nöthige besorgen, und Ihnen nach dem Ende der Ferien in der nächsten Versammlung das Diplom zustellen.

Mit herzlichster Hochachtung

der Ihrige

Jena am 29. März 1798.

Batsch.

Stammbuchblatt des Aug. Joh. Georg Batsch an David Hieronimus Grindel.

Reines Herzens, das seyn, es ist die letzte
 Steilste Höhe von dem, das Weiß' erfannen,
 Weiß're thaten: der Zuruf
 Aller Edeln belohnt nicht ganz.

Seinem lieben Freunde
 Grindel mit der aufrich-
 tigsten Herzlichkeit ge-
 schrieben

Jena am 29. Jul. 1798.

von

A. J. G. Batsch

Aug. Joh. Georg Batsch an David Hieronimus Grindel.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank von mir an, bester Herr Grindel, für Ihr Liebes, mir nun 2-mal zugekommenes Andenken; zweifeln Sie nicht, daß mir die Erinnerung an Ihre seltne entschiedne Biederkeit auf immer höchst schätzbar bleiben wird, da Glaube an Natur und gute Menschheit, das einzige ist, was mir das Verweilen in einem unvollkommenen Leben noch angenehm machen, und mich in ihm trösten kann. Sie werden mich erfreuen, wenn Sie mir schreiben, daß es Ihnen wohl geht, und wenn das nicht ist so rechnen Sie auf meine wahre Theilnahme nicht minder. Sie wünschen gewiß meinem redlichen Vater, der am 7. August in das Land des Friedens einging, Ruhe nach, und gönnen ihm seine Vollendung, so entsetzlich angreifend auch unser Schmerz war, so unvergeßlich er uns bleibt. Er schätzte Sie auch, der liebe Alte, und bey der Erinnerung an uns, werden Sie auch des guten Greises, o des Lieben! mit Güte gedenken. Unser S** ist leider, durch seine Reise ganz verdorben. Sein Charakter ist eben so caustisch geblieben, wie er wahr, und eine frivole Libertinage ist noch hinzugekommen. Er hat mir seinen ganzen Transport von Engl. aufgeladen, und ohnerachtet er sich ruhig macht, wie es gehn will, mir noch nichts restituirt, da ich es doch so nöthig brauche. Mit Ihnen ist das ein ganz anderer Fall. Auch ohne Ihre Versicherungen war ich Ihres Herzens gewiß. Meine Frau und Fritz, die Belbedergesellsch. empfiehlt sich bestens, herzlich

der Ihrige Batsch

An dem Rande links:

Am 23. Okt. 1798.

Gern schickt ich die Societ.

Nachricht, aber wie?

Aug. Joh. Georg Batsch an David Hieronimus Grindel.

Jena 13. Jun. 1802.

Mein verehrtester Freund.

Offentlich haben Sie jetzt, wenn Sie diese Zeilen erhalten, schon das Paket mit getrockneten Pflanzen, und mein mineralogisches ExcurSIONsbuch, welches ich schon im Februar an Gerlach sandte, als auch meinen Brief den

Herr D. Pansner mitnahm bekommen. Ich habe alle Ihre gütigen Zuschriften richtig erhalten, und danke dafür tausendmal. Das Geld ist richtig von Gerlach gezahlt worden; Sie und die beyden Herrn Wilpert haben (jeder mit 3 rh. ¹⁾) ihren Beitrag bis Ostern 1802 dadurch entrichtet, und Sie mein Theuerster, haben noch 11 rh. auf eben so viele Jahre gut. Ich würde mit Herrn Hartmann geschrieben haben, aber ich bin in den letzten 14. Tagen sehr heftig von einem Schnupfensieber angegriffen worden, und mußte alle Geschäfte ruhen lassen. Das mitgeschickte Natural, wofür ich Ihnen vielmals danke ist ein Fungit, oder eine einfache Madrepore, die blos aus einem Stein besteht, nicht versteinert, aber sehr schön erhalten. Für Ihre Bekanntmachung mit Herrn Krause danke ich Ihnen sehr. Es sind überhaupt mehrere recht liebe Leute von Livland her zu uns gekommen, wie ich bey näherer Bekanntschaft gefunden habe. Noch muß ich bemerken daß ich blos Ihren Brief, den mir ein Herr Hahn hat bringen sollen, so wie das Frauenglas, nicht erhalten habe. An Herrn D. v. Ramm lege ich sogleich einige Zeilen bey, und bitte Sie selbige gütigst zu bestellen. Ich weiß nicht, ob Herr D. v. R. vielleicht wünscht, der Societät beizutreten. Ich kann nichts davon merken lassen; sollte ich aber recht gerathen haben, und Sie es zweckdienlich und gerathen finden, so bäte ich Sie Ihn zu Folge der neuen Statuten mit einigen separaten, an die Societät gerichteten, Zeilen vorzuschlagen. Da er meines Wissens nicht als Schriftsteller bekannt ist, so würde er nur außerordentl. oder corresp. Mitglied werden können.

Mein Auditorium hab ich in diesen Tagen durch das nebenanstehende Zimmerchen vergrößern müssen. Daran sind Ihre Landsleute, und Alexanders Liberalität mit Ursache, und mein Herz dankt beyden dafür. Auch Sie werden genöthigt seyn, Ihren Bohnbezirk zu erweitern, denn in diesen Tagen haben Sie hoffentlich aufgehört, für sich ein Ganzes zu constituiren. Ihnen und Ihrer andern Hälfte tausend Glück! — Sie müssen wissen, daß ich von Tag zu Tag gegen Ehre und Ruhm immer stumpfsinniger werde, und darf nur Liebe und Freundschaft noch übrig bleiben. Sie mögen auch Sie beglücken, und die Dextere mag Ihnen erhalten das Andenken an

Ihren

Batsch.

(Am Rande links: Im Laufe dieses Sommers erfolgt die Societ. Nachricht — 1802.)

¹⁾ rh. = Reichsthaler.

Äußerungen zu dem Goetheabend 1898 und der Goethefeier 1899.

Alexander v. Dettingen an Burchard u. Erich v. Schrenck.

Dorpat den 24 Dec. 99.

Dank, herzlichen Dank, Ihr lieben Brüder beide, die Ihr mir so ein hübsches Weihnachtsgeschenk mit der Uebersendung Eures Berichts über die „Goethe-Feier in Riga“ dargebracht habt. Es freute mich auch besonders, daß auf dem Titel nicht jener mir unschön klingende Plural („Feiern“? ob Infinitiv oder Plural!) steht, der leider in der Vorrede 3 mal vorkommt. Aber ich will nicht Kritik üben. Der Inhalt hat mich so erhoben und bewegt, daß ich tief bedaure, nicht haben mitwirken oder wenigstens dabei sein zu können. Etwas weniger panegyrisch wäre ja allerdings mein Zeugniß ausgefallen, wohl auch weniger „polytheistisch“ (vgl. S. 55!) Aber ich bin eben wohl zu „altbacken“. Da fehlt denn leicht die volle Schwungkraft, die Euch Jungen so gut steht. Also — nochmals besten Dank u herzl. Segenswünsche Euch u den Schwestern zu Weihnacht u Neujahr von L. Bertha u Eurem getr. O. Alexander.

Albert Bielschowsky an Burchard v. Schrenck.

Berlin W. Schaperstr. 22.

d. 8. Januar 99.

Hochgeehrter Herr!

Sie haben mich durch Ihr liebenswürdiges Schreiben sowie durch Uebersendung der Drucksachen aufs angenehmste überrascht, und ich muß Ihnen dafür meinen verbindlichsten Dank aussprechen. Es war mir ebenso interessant wie erfreulich aus dem „Goetheabend in Riga“ zu erkennen, mit welcher Hingabe und mit welchem Verständnis Goethe in Riga gepflegt wird, u. wie er gewissermaßen das Wachtfeuer ist, um das sich die höher

¹⁾ Die nachstehenden Schreiben befinden sich in der Rigaer Stadtbibliothek, in der Bibl. des Dr. Burchard v. Schrenck.

gebildeten Deutschen dort lagern u. an dem sie sich erwärmen. Hier sieht man so recht, wie der Dichter seine nationale und menschliche Mission erfüllt.

Im Übrigen muß ich bekennen, daß auch rein wissenschaftlich genommen das Büchlein mir mehr geboten hat, als viele der in betracht kommenden Schriften. Die Redner haben mit seltener Klarheit u. Tiefe die Probleme erfaßt u. behandelt. Am nächsten stehe ich der Auffassung des Herrn Dr. Treymann, der ja auch Sie sich sehr nähern. Insbesondere hat es mir gefallen, daß Sie auf die innerweltliche Gottesvorstellung der Evangelien hingewiesen haben. Auch Goethe war von der Überzeugung durchdrungen, daß das Christentum Jesu pantheistisch ist, u. deshalb nannte er Spinoza christianissimum.

Das Buch von Herrn Neuchel habe ich vorläufig nur in den einleitenden Partien gelesen, wo es mich sehr sympathisch berührte. Es ganz zu lesen, verschiebe ich auf den Monat, wo ich das Faustkapitel, das das letzte meines Buches sein wird, in Angriff nehmen werde. Aus Ihrer Rezension habe ich inzwischen ersehen, daß mich dort viel des Schönen und mir Kongruenten erwartet. Aber ob ich nun auch hier oder da von Ihnen oder von Neuchel abweiche, ganz einig fühle ich mich mit Ihnen und den Ihnen Gleichgesinnten in dem, was Sie am Schlusse Ihrer Rezension Allgemeines über Goethes befruchtende Einwirkung auf „jedes aufgeschlossene Gemüt“ sagen.

Streuen Sie weiter die Samenkörner Goethes in Ihren Ostmarken aus u. bewahren Sie Ihre werthe Freundschaft

Ihrem hochachtungsvoll ergebenen

Albert Bielschowsky.

Albert Bielschowsky an Burchard v. Schrenck.

Berlin W. Schaperstr. 22. d. 13. I. 1900

Hochgeehrter Herr! Ich habe Ihnen von Neuem für die Zusendung einer Goetheschrift zu danken, die mich hoch erfreut hat. Sie belehrte mich, wie schön, sinnig, gehaltreich man Goethes Andenken in Riga gefeiert hat. Wir in Berlin müssen dagegen beschämt zurückstehen. Hier wo wir viele sind, zieht sich jeder auf sich selbst zurück, dort wo Sie wenig sind, schließen Sie sich zusammen und empfinden seinen Genius als ein köstliches, unschätzbbares Band. Und so fortan! — Mit herzlichem hochachtungsvollem Grusse Ihr ergebenster

Alb. Bielschowsky.

Rudolf Eucken an Burchard v. Schrenck.

Hochgeehrter Herr!

Mannigfache Geschäfte zu Beginn des Jahres (ich bin zur Zeit Pro-rector der Univerſität) laſſen mich erſt jetzt dazu kommen Ihnen für Ihren freundlichen Brief und für die liebenswürdige Zuſendung zu danken. Beides hat mich ſehr erfreut. Was könnte es in der ſonſt ſo ſehr auf techniſche und materielle Fortſchritte gerichteten Zeit Wohlthüenderes geben als eine ſolche Verſenkung in unſeren größten Dichter, eine ſo liebevolle Beſchäftigung mit den Grundfragen unſerer geiſtigen Exiſtenz? Ich habe inzwiſchen Keuſchel's Werk ganz geſehen und kann ſagen, daß ich davon auf's ſympathiſchſte berührt bin; ich will mich in dieſen Tagen daran machen, einen kurzen, aber warmen Bericht darüber für die Allgemeine Zeitung zu ſchreiben.

Und wie hübsch war die gegenseitige Ausſprache über das Buch, wie davon Ihr Goethe-Abend berichtet! Könnte man auch an anderen Orten das Zuſammenſein hochgebildeter Männer auf eine ſolche Stufe heben!

Ihnen, hochgeehrter Herr, möchte ich noch beſonderen Dank ſagen für die freundliche Art, mit der Sie meiner Beſtrebungen gedenken; nichts Schöneres kann mir zutheil werden als eine ſolche Sympathie gleichgeſinnter hochgeſchätzter Männer. Auf die Fragen, welche dabei voranſtehen, hoffe ich tiefer als bis jetzt in einem nahe bevorſtehenden Buche über „Den Wahrheitsgehalt der Religion“ eingehen zu können; augenblicklich bin ich mit dem Druck der 3. Aufl. der „Lebensanſchauungen der gr. Denker“ beſchäftigt, welche neue Auflagen Klärungen und Vertiefungen u. a. bei Plato, bei Jeſus und namentlich in der geſamten Behandlung der neueren und neuſten Zeit bringen möchte.

Erhalten Sie und Ihr ganzer verehrter Kreis ein gütiges Wohlwollen für ſolche Beſtrebungen!

Mit wiederholtem Dank verbleibe ich in vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebener

R. Eucken.

Nachträge.

Zu S. 104 und 121.

Der erwähnte Kreismarschall von Bock ist Georg Carl Heinrich von Bock, der Sohn des Berend Joh. von Bock und der Helena von Schulz, geb. 1753, Erbherr auf Woisek und Arrohof, Garde-Kapitän-Ltnt., Per-naufcher Kreismarschall, † Riga 1812, verheiratet mit Catarina Margarete Berens von Rautenfeld, geb. 1770, † Reval 1795. Dieser Kreismarschall von Bock war der Schwager des Wilhelm Johann Zoega von Manteuffel, des Vaters der Helene v. Kügelgen ¹⁾. Wilh. Joh. Zoega v. Manteuffel hatte Helene Henriette v. Bock zur Frau. (L. R. 87).

Zu S. 127.

Der Kunstmäcen v. Liphart ist Carl Gotthard v. Liphart, geb. 1778, † 1853, Majorats Herr von Ratshof u. Neuhausen in Livl., Erbherr auf Kerjel, 1833 Livl. Landmarschall ²⁾. Julius Eckardt zeichnet anschaulich einige Züge dieses Typus eines alten Majorats herrn hin, der „seinen Gewohnheiten nach dem *ancien régime*“ entstammte, mit seinen „gebieterisch dreinschauenden großen blauen Augen im Kreise enthusiastischer, junger Reformen“ dasaß, als Zögling Pfeffels seinen Anschauungen nach Voltaire und den liberalen Grundsätzen des Aufklärungszeitalters angehörte, künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen lebte. Ein Sohn Carl Gotthard v. Lipharts war der Kunstkenner Carl Eduard von Liphart, dessen im Rahmen dieser Arbeit gedacht wurde. (E., L. II, 254 f.).

Zu S. 134.

Der erwähnte Landrat v. Kaulbars ist Reinhold August v. Kaulbars auf Moedders, Lehowa und Raggaser, estländischer Landrat, geb. 1767, † 1846, verh. mit Natalie Elisabeth v. Aderkas (Mitteil. des Livl. Gemeinnützigen Verbandes aus der Sammlung Dehn).

¹⁾ Entnehme die Daten der Mitteil. des Livl. Gemeinnützigen Verbandes aus dem Archiv der Livl. Ritterschafft, Convol. Familie v. Bock.

²⁾ Entnehme die Daten der Mitteil. des Livl. Gemeinnützigen Verbandes aus dem Archiv der Livl. Ritterschafft, Convol. Familie v. Liphart.

Nachwort.

„Goethe und der baltische Osten“ — dieser Titel soll aus dem weiten Gebiet des Ostens, in den die Wirkungen des Goetheschen Geistes hinfluteten, den speziellen des baltischen Ostens herausheben, auf diesen als auf eine organisch gewachsene Struktur, ein historisch gewordenes Ganzes hinweisen, ihn nicht also in lediglich geographischem Sinne umreißen.

Weiter soll der Titel andeuten, daß es sich hier nicht nur um rein persönliche Beziehungen Goethes zu Balten handelt, wiewohl diesen ein größerer Umfang der Darstellung eingeräumt wird, daß vielmehr über diese rein persönlichen Beziehungen hinaus zu verfolgen gesucht wird, wie das Werk des Dichters sich Bahn brach, der Geist: Goethe hinüberwirkte und das Werden der baltischen Geistigkeit mit belebendem Atem füllte.

Der Verfasser rechnet es sich zur Pflicht, nach Abschluß seiner Arbeit all denen zu danken, die ihn bei der oft mühevollen und weitschichtigen Sammlung des Materials unterstützt haben.

Der Verfasser empfing weitgehende Förderung und Anregung von dem Stadtbibliothekar Dr. N. Busch, dessen umfassende Kenntniss handschriftlicher Quellen und baltischer Zustände ihm wesentliche Aufschlüsse brachte. Direktor a. D. Bernhard Sölander gab ihm wichtige personengeschichtliche Hinweise und manche Mitteilung, die dem engen Kontakt mit dem alten Riga und dem alten Baltenlande entstammte.

Einer Reihe Gesellschaften und Institutionen ist der Verfasser zu größtem Dank verpflichtet. Die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga, deren Präsident Magister A. Feuereisen ihm zugleich die Quellen des Historischen Archives der Stadt Riga zugänglich machte, deren Bibliothekar Carl von Stern ihm in vielfacher Beziehung zur Seite stand, erschloß durch ihre Bibliothek und die in ihr enthaltenen Sammlungen dem Verfasser die Möglichkeit einer umfassenderen Behandlung der Frage. Mitteilungen des Bibl. Gemeinnützigen Verbandes aus dem Archiv der Bibl. Ritterschaft — in diesem Zusammenhang sei Baron Friedrich Wolff Dank gesagt — gaben dem Verfasser öfter die ihm nötigen Daten an die Hand.

Die Estländische Literarische Gesellschaft und die Jelliner Literarische Gesellschaft, aus deren Besitz durch Vermittlung des Pastors A. Westrén-Doll ein Erinnerungsblatt aus der Hand Goethes zugänglich gemacht wurde, das Ev.-luth. Pfarramt Bad Frankenhausen, Kyffhäuser (Kirchenrat Kößler), auch die Musse (Riga) unterstützten die Arbeit.

Erich Seuberlich, Magister Freymuth, Baronin Johanna Sahn, die dem Verfasser Einblick in das in ihrem Besitz befindliche Stammbuch des Ernst Dietrich von Schöppingk gestattete, Geheimrat Dr. Volkmann, der Mitteilungen aus dem in seinem Besitz befindlichen Tagebuch des Thomas Hippus freundlichst zur Verfügung stellte, sei gedankt. Mitteilungen von Baron Carlos Lieven, Dr. Emil Sintenis, Dr. W. Vulpinus-Weimar, Frau Marie Alt, Dr. Bruno Sellheim waren von Bedeutung.

Das umfangreich zusammengebrachte Material führte zu neuen Resultaten, desgleichen konnte im Anhang eine Reihe unveröffentlichter Schriftstücke gegeben werden, so u. a. die Eintragung Goethes in das Stammbuch J. Gotth. Gerickes (im Besitz der Bibl. der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga), ein Erinnerungsblatt Goethes an Frau Friederica Selena v. Bock v. 21. Juli 1808 (im Bes. der Jelliner Literarischen Gesellschaft), ein undatiertes Brief Goethes (im Bes. der Rigaer Stadtbibl.), Briefe Karl Aug. Vöttigers an Karl Gottlob Sonntag (im Bes. der Gesellsch. f. Geschichte und Altertumskunde zu Riga), Briefe Aug. Joh. Georg Batsch's an David Hieronimus Grindel (im Bes. der Gesellsch. f. Geschichte u. Altertumskunde zu Riga), Schreiben Alex. v. Dettingens, des Goethebiographen Bielschowsky, Rudolf Euckens (im Bes. der Rigaer Stadtbibl. — Bibl. des Dr. Burchard v. Schrenck).

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß der Verfasser sich im Zusammenhang weiß mit der Goethe-Ausstellung in Danzig (Oktober 1930), die im Zeichen des Gedankens Goethe und der Dsten steht.

Personenverzeichnis.

A.

Addison 41.
Alexander I., Kaiser v. Rußland 48, 49,
106, 154, 171, 213, 215, 218.
Alexander III., Kaiser v. Rußland 117.
Alexandra Feodorowna, Kaiserin 72.
Amalie, Herzogin v. Weimar 48, 130.
Amor, Peter 140.
Anders, Emil 169, 172.
Anna Charlotte Dorothea, Herzogin v.
Kurland, geb. Medem 27 f., 30, 32,
36, 39, 53, 131.
Alt, Eugen 201.
Alt, Karl 163, 201.
Alt, Marie 201, 224.
Andt, Ernst Moriz 63, 129.
Augustenburg, Herzog v. 166.

B.

Bach 120.
Baer, Karl Ernst v. 159—161, 195,
197.
Baehr, Johann Karl 117 f.
Bar, Freiherr v. 77.
Bardua, Caroline 130.
Batsch, Aug. Joh. Georg 215—218, 224.
Bauer, Karoline 141.
Baum, Robert 201, 202.
Bayle 77.
Beck 213.
Becker, Sophie, verh. Schwarz 31, 32 f.,
39 f.
Beethoven 127, 140.
Behm 6.

Behrisch, Ernst Wolfgang 10, 90.
Beranger, Pierre Jean de 142.
Berens, Amalia Sophia 5.
Berens, Gottfried 5.
Berens, Johann Christoph 1.
Berens v. Kautenfeld, Catarina Mar-
garete, siehe Bod.
Berg, Dorothee v. 22.
Berg, Eleonore v. 22.
Berg, Gregor v. 21, 22, 208, 209.
Berg, Hedwig Dorothea v., geb. Sivers
21, 22, 23, 134, 135, 168, 208, 209.
Bergengrün, Elisabeth 28.
Bergmann, Benjamin v. 63.
Bergmann, Ernst v. 13.
Bergmann, Gustav v. 13 f., 55, 63, 119.
Bergmann, Tiborius v. 55.
Bernardin de St. Pierre, siehe Saint
Pierre.
Bernhardi, Sophie, siehe Lief.
Bertuch, Friedrich Justin 42, 119, 163,
207.
Bichat 160.
Bielenstein, August 203.
Bielschowsky, Albert 219 f., 224.
Blum, R. L. 119.
Bod, Catarina Margarete, geb. Berens
v. Kautenfeld 222.
Bod, Charlotte Juliane, geb. Sivers
209.
Bod, Friederica Helena, geb. Stadelberg
22, 23, 209, 224.
Bod, Georg Karl Heinrich, Kreismarschall
104, 121, 222.
Bod, Heinrich v. 139 f., 141.

Bock, Heinrich August v. 209.
 Bock, Helena v., geb. Schulz 222.
 Bock, Johann Berend v. 125, 222.
 Bock, Sophia Auguste v., geb. Wrangel
 209.
 Bock, Wilhelmine v., siehe Schröder-
 Debrient.
 Bock, Woldemar v. 128.
 Bock, Woldemar v., Sohn des vorigen
 22, 123 f., 125, 128, 198 f., 209.
 Bode, Johann Joachim Christoph 27,
 30, 53.
 Bodmer, Johann Jacob 34.
 Boehlendorff, Ulrich Casimir 58—63,
 71, 72.
 Börne, Ludwig 176.
 Böttiger, Karl August 53, 54, 210—
 215, 224.
 Brackel 52.
 Brackel, Friedrich v. 52, 141.
 Brackel, Harald Ludwig Otto 52, 141 f.,
 145.
 Brandes, Johann Christian 146.
 Brehme, 215.
 Breitkopf 11, 13, 55.
 Brentano, Clemens 144.
 Brion, Friederike 45.
 Brion, Sophie 45.
 Brockmüller, Johann Joachim Daniel
 166.
 Broddsted, Dr. 149.
 Brope, Johann Christoph 98.
 Brown, Johann 122.
 Buddberg, Otto Christoph, Freiherr v.
 54, 56—58, 110, 175.
 Buddberg, Woldemar Dietrich 54 ff.
 Buddenbrock, G. J. 12.
 Bunge, Gustav 194.
 Burdach, Karl Friedrich 159 f.
 Bürger, Gottfried August 56.
 Busch, N. Dr. 3, 4, 11, 223.

C.

Cagliostro 32.
 Carpow 13.
 Carus C. G. 140, 152.
 Chamberlain, S. St. 196.

Chateaubriand, François René, Vicomte
 de 73.
 Clemen, D. 206.
 Constantin, Prinz v. Weimar 48, 177.
 Crelinger, Auguste, geb. Düring, verw.
 Stieh 142, 145.
 Crelinger, Otto 142.
 Kreuzer, Georg Friedrich 151.

D.

Dante 118.
 David, Ferdinand 127.
 de la Motte-Fouqué, siehe Fouqué.
 Dehio, Georg 180.
 Demme 214.
 Dickhoff, Heinrich v. 28.
 Döllinger, Ignaz 160.
 Dorothea, Herzogin v. Kurland, siehe
 Anna Charlotte Dorothea.
 Dumpf, Georg Friedrich 65, 71, 168 f.
 Dürer 111.
 Düring, August, siehe Crelinger.

E.

Eberhard, Johann August 169.
 Eckardt, Julius 46, 165, 166, 182, 183,
 201, 222.
 Eckermann, J. F. 112, 164.
 Engel, J. J. 78.
 Engelhardt, Moritz v., Professor der
 Geologie 109, 153—156, 159, 168,
 194.
 Engelhardt, Moritz v., Theologe, Sohn
 des vorigen 181, 186, 194.
 Engelhardt, Roderich v. 181, 189, 190,
 194—196, 201, 202.
 Ernes, v. 9.
 Effen, Friederike v. 87.
 Eucken, Rudolf 221, 224.
 Ewers, Lorenz 154.
 Egloffstein, Gräfin v. 91.

F.

Fabricius, Katharina 9.
 Falk, Joh. Daniel 119.
 Fehre, Eduard 164.
 Feuereisen, A. Magister 223.
 Fichte 16, 58, 69, 171.

Fischer, Runo 147.
 Forster 207.
 Fouqué, Friedrich Heinrich Karl, Baron
 de la Motte 144.
 Freh, Johannes 181.
 Frehmuth, Mag. 224.
 Frehe, Karl 61, 63.
 Friedrich II., König von Preußen 27,
 134.
 Friedrich, Kaspar David 103.
 Frommann 46.
 Frozlep, v. 27.
 Funk, Gottfr. Bened. 169.

G.

Gadebusch, Friedrich Konrad 165.
 Gärtner, Karl, Christian 5, 6.
 Gellert, Christian Fürchtegott 3, 6.
 Genast, Eduard 138, 139.
 Genast, Frau 139.
 Geride, Johann Christoph 207.
 Geride, J. Gotthard 207, 224.
 Gerlach 217 f.
 Gerstenberg, Heinrich Wilhelm 62.
 Gleim, Joh. Wilh. Ludwig 207.
 Glover, Friedrich, Pseudonym für Röchy,
 siehe Röchy.
 Gluck 120.
 Göckingf, Amalie v. 31.
 Göckingf, Franz Leopold Günther v.
 30, 34.
 Goethe, August v. 143, 144.
 Goethe, Christiane v. 31.
 Goethe, Cornelia 9, 28, 40, 42.
 Goethe, Frau Kath 40.
 Goethe, Ottilie v., geb. Bogwisch 137,
 144.
 Goethe, Wolfgang v., Enkel 26 f.
 Götschen 50, 213.
 Gotter, Pauline 130.
 Götting, Karl Wilhelm 152.
 Götzschel, C. 81, 82.
 Gottsched, Johann Christoph 2.
 Graß, J. L. 127.
 Graß, Karl Gotthard 18, 95—103,
 110, 116, 122, 127.
 Grave, Karl Ludwig 91, ff., 145.

Gries 62.
 Griesbach, Joh. Jakob 16.
 Grillparzer 163.
 Grindel, David Hieronimus 215—218,
 224.
 Großheinrich, Karl Friedrich v. 72.
 Grotthuß, Jeannot Emil Freiherr v. 63.
 Gustav Adolf, König von Schweden 48.

H.

Häcker, Wilhelm Ferdinand 103.
 Hasti 49.
 Hagen, Johann August 135, 136.
 Hahn 218.
 Hahn, Johanna, Baronin v. 206, 224.
 Hamann 27, 162.
 Hammer 49.
 Händel 120, 127.
 Hardenberg, Friedr. v., siehe Novalis.
 Harnack 194.
 Harnack, Adolf 185—187, 190, 194.
 Harnack, Agel 194.
 Harnack, Otto 187—189, 190.
 Harnack, Theodosius 182, 186.
 Hartknoch, Carl Eduard 129.
 Hartknoch, Johann Friedrich 35, 51, 52,
 129.
 Hartknoch, Johann Friedrich, Sohn des
 vorigen 51, 52, 210, 212.
 Hartmann 218.
 Hartmann, Musikfünftler 127.
 Hartmann, Gottlob David 33—39, 53.
 Haffe, Joh. Adolf 132.
 Haydn 23, 124, 127, 129.
 Hebel, Joh. Peter 57.
 Hegel 26, 183.
 Hehn, Viktor 65, 178—181.
 Heinrich, Prinz v. Preußen 134.
 Heinse, Joh. Jak. Wilh. 170, 171.
 Helene Pawlowna, Großfürstin 72.
 Hell, Th. 141.
 Helwig, Wilhelmine v. 1 f.
 Hendel, Gräfin v. 27.
 Hendel-Schütz, Schauspielerin 145 f.
 Herbart 16, 58, 60.
 Herder 1, 14 f., 16, 25, 27, 35, 54, 55,
 81, 95, 98, 106, 107, 119, 157, 158,

161, 162, 169, 173, 207 211, 212, 213, 214.
 Herrmann, Christian Gottfried 7.
 Heyne, Christian Gottlob 56.
 Hiller, Johann Adam 131, f.
 Himmel, Friedrich Heinrich 130 f.
 Himmelstiern, siehe Samson von Himmelstierna.
 Himsel 102.
 Hippel, Theod. Gottlieb 27, 162.
 Hippius, Gustav Adolf 118, 207.
 Hippius, Jac. Joh. 207.
 Hippius, Thomas 207, 224.
 Hitzig, Julius Eduard, Kriminalist 142.
 Hoffmann, C. L. A. 142.
 Hollander, Bernh. 46, 223.
 Holtei, Julie v., geb. Holzbecher 145.
 Holtei, Karl v. 142—145.
 Hölzlerin 58, 61.
 Holzbecher, Julie, siehe Holtei.
 Homer 80.
 Hufeland, Gottlieb 121, 122, 123.
 Humboldt 16, 46:
 Humboldt, Karoline v. 28.
 Humboldt, Wilhelm v. 28.
 Hume 120.
 Hummel, Johann Nepomuk 129, 130, 135, 136, 138.
 Hummel, Karl 130.
 Hunnius, Wilhelm Hermann 146.
 Hupel, August Wilhelm 165 f.

I.

Iffland, August Willh. 88, 142.
 Ignatius, Otto 119, 207.
 Ilgen, Karl David 16.
 Jacob, Ludwig Heinrich, siehe Jakob.
 Jacobi 52, 170, 171.
 Jakob, Ludwig Heinrich 169.
 Jean Paul 27, 56, 65, 69, 72, 77, 144.
 Jenisch, C. Dr. 35.
 Jukowstky, siehe Schukowstky.

K.

Kaehlbrandt, Emil, Pastor 202.
 Kant 27, 162, 169, 170.

Karl August, Herzog von Weimar 29, 53, 97.
 Kaulbars, Natalie Elisabeth 134 f., 222.
 Kaulbars, Reinhold August v., Estl. Landrat 134 f., 222.
 Kaulbars, Sophie v. 135.
 Kaulitz-Niedeck, R. 132.
 Keiserling 27.
 Keuchel, Gustav 192—193, 201, 202, 220, 221.
 Kirms, Franz 162.
 Kirnberger, Joh. Phil. 121.
 Kistner, Fr. 121.
 Klingler, Friedrich Maximilian 47—53, 91, 141, 155, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173.
 Klopstock 25, 30, 33, 34, 39, 50, 55, 106, 169, 170, 172, 173.
 Knebel, Karl Ludwig v. 153, 158, 177.
 Knip, Christoph Heinrich 97.
 Knorring, Karl v. 134.
 Knorring, Sophie v., siehe Tief-Bernhardi.
 Köchy, Heinrich Gottlieb 89, 90, 91, 94.
 Köes, Georg 149, 166.
 Konstantin, siehe Constantin.
 Körner, Christian Gottfried 97.
 Kozebue, August v. 66, 68, 69, 70, 71, 78, 80, 85, 89, 90, 94, 119, 134, 135, 136, 140, 214, 215.
 Kozebue, Wilhelmine v. 136.
 Kranach 111.
 Kraußling, Karl Konstantin 164 f.
 Krause 218.
 Krause, Johann Wilhelm 99.
 Kriebel, Gottlob Friedrich 3.
 Krummacher, Friedrich Adolf 108, 109.
 Kruse 45.
 Krüdener, Alexis Burchard v. 73.
 Krüdener, Hedwig Charlotte v., siehe Silkenfeld.
 Krüdener, Julie Barbara, geb. Vietinghoff 73—75.
 Kückelbecker, v. 204.
 Kücken, Friedr. Willh. 129.
 Ku-Hung-Ming 196.
 Kullmer, Charles Julius 200.

Aufmann, Elisabeth 72 f.
 Kugelgen, Gerhard v. 23 f., 103—107,
 110, 126, 155.
 Kugelgen, Gerhard v., Sohn des vorigen
 109, 155.
 Kugelgen, Helene v. 23—26, 93, 105,
 126, 155, 222.
 Kugelgen, Karl v. 103—106, 110, 155.
 Kugelgen, Konstantin v. 110.
 Kugelgen, Leo v. 105, 107, 110.
 Kugelgen, Wilh. v. 106, 107—110.
 Kupffer, Julius 193 f.

L.

Launiz, Eduard v. der 118.
 La Trobe, Joh. Fr. 18, 19, 20, 120—
 128, 163, 197 f.
 Lavater 34, 35, 55.
 Lehrberg, August Christian 120, 122,
 124, 125, 127.
 Leibniz 169.
 Lenz, A. W. v. 46.
 Lenz, Christian David 95 f.
 Lenz, Jakob M. R. 14, 40—45, 46,
 47, 48, 53, 66, 95 f., 168.
 Lenz, Johann Christian 46.
 Lenz-Kühne, Joh. Reinh. 46.
 Leopold Friedrich Franz, Fürst v. An-
 halt Dessau 30.
 Lessing 55, 85, 163.
 Levin, Nael 162 f.
 Lieben, Doris v. 36.
 Lieben, Friedrich Georg v. 5—9, 14.
 Lieben, Karlos Baron v. 8, 224.
 Lieben, Katharina v., geb. Liphart 8.
 Lilienfeld, Hedwig Charlotte v., geb.
 Krüdener 125.
 Lilienfeld, Karl Magnus 125.
 Lindner, Friedrich Ludwig 121, 201.
 Lindner, Georg Ludwig 162—164.
 Liphart, Carl Eduard 183 f., 222.
 Liphart, Carl Gotthard v. 127, 222.
 Liphart, Katharina v., siehe Lieben.
 Lips, Joh. Heinrich 97.
 Loder, Johann 157.
 Loder, Justus Christian 46, 78, 156—
 158, 215.

Löffler 207.
 Löwe, Karl 129.
 Loewenstein, Reichsgräfin v. 16.
 Löwenstern 6.
 Löwis of Menar, Andreas 119.
 Luise, Fürstin von Anhalt Dessau, geb.
 Prinzessin von Brandenburg-Schwedt
 30, 31.
 Luden, Heinrich 164.
 Luther 173, 182.

M.

Mara, Baptist 134.
 Mara, Gertrud Elisabeth, geb. Schme-
 ling 132, 133—137, 138.
 Marejoll 214.
 Maria Pawlowna, Großfürstin 23, 26,
 111.
 Masing, Woldemar 199.
 Matthäi, Joh. Friedr. 118.
 Maybell, Ludwig v. 109, 118.
 Meck, Friedr. v. 77.
 Meinhard, Joh. Nikolaus 55.
 Mendelsjohn, Felix 127, 129.
 Mengden 6.
 Mengs, Raphael 55, 103.
 Menzel, Wolfgang 177.
 Merck, Joh. Heinrich 48.
 Mercklin, Ludwig 174.
 Mereau, Sophie 163.
 Merkel, Garlieb 66, 67, 70, 75—84,
 87, 94, 103, 122, 136 f., 157, 176,
 214.
 Metastasio, Pietro Antonio Domenico
 Bonaventura 132.
 Meyer 18.
 Mehrink, Gustav 43.
 Milder, Anna Pauline 137.
 Miller, Joh. Martin 74, 85 ff.
 Milton 170.
 Mirbach, Otto Joh. Heinrich 15—17.
 Mitterbacher, Dr. 31.
 Morgenstern, Karl Simon 49, 50, 51,
 52, 107, 155, 159, 167, 169—177,
 179, 180, 184, 203.
 Mozart 23, 120, 124, 127, 129, 140.
 Müller, Johannes 196.

Müller, Karl Adolf 141 f.
Müller (Ranzler) 136.

N.

Napoleon Bonaparte 108, 110, 111,
130, 166.
Nariſchkin, Fürſt 204.
Neander, Chr. Fr. 132.
Neff, Timoleon 109, 126.
Neumann, F. Dr. 11.
Neumann, Wilh. 111, 117.
Newton 118.
Nicolai 30, 32.
Nicolovius, Georg Heinrich Ludwig 28.
Nicolovius, Mara 28.
Novaliſ 69, 121, 170, 174.

O.

Obermann 11, 13.
Obermann, Charlotte 11, 12, 13.
Obermann, Johann Wilhelm 11.
Oehleſchläger, Adam Gottlob 148.
Oemler 214.
Oeſer, Adam Friedrich 7, 55.
Oettingen, 182, 186, 189, 194.
Oettinger, Alexander v. 181—185, 186,
187, 189, 190, 191, 193, 194, 200,
202, 219, 224.
Oettingen, Bertha v. 219.
Oettingen, Sophie, geb. Raumer, 183.
Othmann, Johann 141.
Oldenburg, Erbprinz v. 28.
Olderogge, Heinrich Wilhelm v. 9, 14,
206.
Olderogge, Joh. Georg v. 9, 14, 206.
Oberbeck, Johann Friedrich 116, 119.

P.

Pahlen, Baron v. 145.
Palmaroſi 118.
Paſſner, D. 218.
Pappenheim, Fräulein v. 152.
Parrot, Georg Friedrich 48, 49, 154 f.,
159.
Parrot 120.
Paul I., Kaiſer von Rußland 48.

Paulucci, Philipp Marquis 141.
Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob 16,
58.

Peglow 14, 15.
Peter Biron, Herzog von Kurland 27,
34, 35, 58, 131, 206.
Peterſen, Karl 63—71, 80—82, 84,
89 f., 168 f.
Peterſen, D. v. 1, 43, 83.
Pezold, Auguſt Wilhelm 119.
Pfeil, Joh. Gebhard 3.
Pfeffel, Gottlieb Konrad 222.
Platen 118.
Plato 170, 221.
Pogwiſch, Ottilie v. Siehe Goethe.
Pope 120.
Proch 129.
Prutz 29.

R.

Rabener, Gottlieb Wilh. 6.
Rainiſ, Johann 204.
Rambach, Friedrich Eberhard 161.
Rambach, Johann Jakob 161 f.
Ramler, Karl Wilh. 30.
Ramm, v., D. 218.
Raphael 111, 157.
Raumer, Sophie. Siehe Oettingen.
Raupach, Carl Eduard 51.
Recke 50.
Recke, Eliſabeth Charlotte Conſtantia
v. der 27, 30—40, 53, 131, 132.
Recke, Georg Peter Magnus v. d. 36.
Reichard 215.
Reißiger 129.
Rennenkampff, Alex. v. 28.
Reithel, Alfred 116.
Reutern, Chriſtoph Hermann 110.
Reutern, Magnus Gieſebert 9.
Reutern, Magnus Gieſebrecht v. 9.
Reutern, Gerhard Wilhelm 110—117,
118, 175.
Reyher, G. A. 121.
Richter, ſiehe Jean Paul.
Richter, Ludwig 109, 204.
Riemer, Friedr. Wilh. 123.
Riſt, Johann Georg 59, 60.

Rochlitz, Johann Friedrich 129.
 Rohrbach, Paul 186.
 Romberg, Cyprian 127.
 Rönne, Baron v. 166.
 Rosen, 87, 88.
 Rosen, Friedrich Gustav 88.
 Rosen, Marie v. 88.
 Rosentreter 7.
 Rößler (Kirchenrat) 224.
 Rousseau 52.
 Rubens 111.
 Rudelsthy 127.
 Rudolphi, Caroline 31.
 Ryden, Peter Friedrich 10.
 Rydenius, Carl Johann 10.
 Rydenius, Joh. Georg 10.
 Rydenius, Nicolaus Hermann 10.
 Rydenius, Peter Friedrich, siehe Ryden.

G.

Saint Pierre, Bernardin de 73.
 Salm, Graf Hugo v. 163.
 Salzmann, Actuarius 41.
 Samson v. Himmelftierna, Carl Gustav 75.
 Samson v. Himmelftierna, Reinh. Joh. hann Ludwig 75 f.
 Schelling 70, 71, 119, 183.
 Scherer, Alex. Nikolaus 155 f., 168.
 Scherff 42.
 Schertle 112.
 Schiller 1, 2, 16, 26, 29, 46, 47, 51, 58, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 69, 70, 71, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 82, 87, 92, 96, 97, 98, 101, 106, 110, 115, 116, 119, 122, 128, 129, 144, 156, 161, 162, 168, 169, 170, 171, 172, 173, 178, 179, 182, 189, 216.
 Schirren, Karl 73, 198.
 Schleiermacher 182.
 Schlegel 16, 69, 77.
 Schlegel, A. W. 82, 83, 119.
 Schlegel, Friedrich 83, 171.
 Schleusner, Gabriel Jonathan 18, 19, 20, 121, 125, 127.
 Schlosser, Johann Georg 2.

Schlosser, Cornelia, geb. Goethe, siehe Goethe.
 Schlosser, Luise 28.
 Schmeling, Johann 133.
 Schmeling, Gertrud Elisabeth, siehe Mara.
 Schmidt, Erich 45.
 Schmidt, Gustav May 28, 29.
 Schönkopf, Käthchen 3, 9 f., 11.
 Schopenhauer, Adele 135.
 Schopenhauer, Artur 154 f.
 Schopenhauer, Johanna 144, 164.
 Schöppingf, Dietrich Ernst v. 206, 224.
 Schrenck 194.
 Schrenck, Burckhard v. 189, 190—192, 194, 201, 202, 203 f., 219—221, 224.
 Schrenck, Erich v. 189 f., 201, 219.
 Schröder, C. 45.
 Schröder, Leopold v. 194.
 Schröder, Sophie 140.
 Schröder-Dervient, Wilhelmine (v. Bodt) 138—141.
 Schröter, Corona 133 f.
 Schreibvogel, Josef 163.
 Schubart, Christian Friedr. Daniel 34.
 Schubert 138, 139, 140.
 Schukowsthy, Wassilij Andrejewitsch 65, 113, 114, 117, 168.
 Schulz, Joachim Christoph Friedrich 53 f., 80.
 Schulz, Helena v., siehe Bodt.
 Schumann 129, 140.
 Schütz, Friedrich Karl Julius 145 f.
 Schütz, Anna Henriette, geb. Danovius 17.
 Schütz, Christian Gottfried 16, 119, 145.
 Schütz, Henriette, siehe Hendl-Schütz.
 Schwabe 6.
 Schwaniß 143.
 Schwarz 104.
 Schwarz, Adam Heinrich 103, 104.
 Schwarz, J. C. 13.
 Schwarz, Sophie, siehe Becker.
 Schwarz, J. L. 40.
 Seebach, v. 22.
 Seeberg, Reinhold 182, 183, 189.

Seidlitz, C. v. 167.
 Sellheim, Dr. B. 20, 224.
 Senff, Carl August 111, 127.
 Senff, Carl Friedrich 111, 113.
 Sergei Alexandrowitsch, Großfürst 112.
 Seuberlich, Erich 224.
 Seume, Johann Gottfried 53.
 Seyler, 48.
 Shakespeare 34, 41, 42, 65, 75, 118,
 119, 124, 142, 161, 168, 170, 184.
 Schukowitsch, siehe Schukowitsch.
 Siebers 12.
 Siebers, Charlotte v. 13.
 Siebers, Carl Eberhard v. 12.
 Siebers, Graf Georg v. 155.
 Siebers, Peter Christian v. 11, 12, 13.
 Sintenis, Dr. Emil 200, 224.
 Sintenis, Franz 200.
 Sivers, August v. 17.
 Sivers, Edward v. 20.
 Sivers, Charlotte Juliane v., siehe Voß.
 Sivers, J. v. 17, 20.
 Sivers, Jeger v. 128, 129.
 Sivers, Peter Reinhold v. 17—20, 21,
 122, 124, 125, 127.
 Sonntag, Karl Gottlob 50, 52, 54 f.,
 210—215, 224.
 Sontag, Henriette 138.
 Soret, Friedrich Jacob 153.
 Spalding, Joh. Joachim 30.
 Sperber, Hans 42, 43.
 Spinoza 182, 220.
 Stadelberg, Friederica Helena v., siehe
 Voß.
 Stadelberg, Natalie v. 147.
 Stadelberg, Sophie v., geb. Zoega v.
 Manteuffel, siehe Zoega v. Manteuffel.
 Stadelberg, Otto Magnus 118, 119,
 135, 147—152, 166, 175, 179, 207.
 Staël, Frau v. 73.
 Steffenhagen, Friedrich 42.
 Stein, Charlotte v. 43, 157, 158.
 Steinle, Eduard v. 116.
 Stern, Karl v. 184, 200, 223.
 Stern, Maurice v. 184.
 Stieh, Auguste, siehe Crelinger.

Stock, Johann Michael 14, 55.
 Stollberg 34.
 Stollberg, Graf Friedrich Leopold 39 f.
 Stoltz, Caroline 36, 38.
 Strube, Apotheker in Riga 215.
 Sulzer, Johann Georg 34.
 Süß, Wilh. 177.
 Szzymanowiska, Marie, geb. Wolowiska
 137 f.

T.

Thalemann, Christian Wilh. 12.
 Theokrit 102, 212.
 Thiesen 129.
 Thorwaldsen 148.
 Tiedt, Ludwig 69, 77, 118, 134, 142,
 144, 170, 174, 175.
 Tiedt-Bernhardi, Sophie 134.
 Tiedebohl, v., Collegien-Assessor u. Direc-
 tor 87.
 Tiedge, Christoph August 27, 32, 131.
 Tornius, B. 201.
 Trehmann, Dr. M. 203, 220.
 Truhn 129.

U.

Ungern-Sternberg, Friedrich v. 87, 88.
 Ungern-Sternberg, Sophie Juliane, Ba-
 ronin v. 26.
 Uexküll, J. v. 161, 196 f. 203.

V.

Vegeſack 141.
 Veit, Philipp 116.
 Veit 122, 162.
 Vietinghoff 73.
 Viweg, Johann Friedrich 61.
 Voß, G. 72.
 Voß, Johann Heinrich, Vater u. Sohn
 57.
 Voigt, C. G. 154.
 Volkmann 64.
 Volkmann, Ernst, Geheimrat, Dr. 207,
 208, 224.
 Voltaire 76, 77, 169, 222.
 Vulpius, Dr. B. 224.

W.

Wachtsmuth, Dr. Wolfgang 189.
 Wagner, Adolf 182.
 Wahl, Martha v. 26 f., 168, 177.
 Weitsch, Friedr. Georg 18.
 Weitsch, Joh. Fr. 18.
 Weller, Dr. 165.
 Welzien, Constantin Emanuel 167, 168.
 Wejtrén-Doll, A. Pastor 209, 224.
 Willemer, J. J. 137 f.
 Willemer, Marianne 137.
 Werner, Abraham Gottlob 154.
 Werner, Zacharias 148.
 Weyrauch, August Heinrich v. 126, 128, 129.
 Wieland 26, 27, 42, 48, 52, 77, 81, 85, 106, 107, 119, 163, 170, 172, 207, 213.
 Wieland, Ludwig 163.
 Wilhelm v. Oranien 120, 121.
 Wilpert 218.
 Winkelmann 169, 177.
 Witt, Adjunkt des Pastors v. Neuenburg 36.
 Wolff, Anna Amalie, geb. Malcolmi 142.
 Wolff, Freiherr Christian v. 169.
 Wolff, Baron Friedrich v. 223.
 Wolff, Pius Alex. 142.
 Wolf, Friedrich August 169 f.
 Wolowska, Marie, siehe Szymanowska.

Wrangel, v. 216.

Wrangel, Sophie Auguste v., siehe Voß.

3.

Zachariä, Friedrich Christian 8.
 Zachariä, Friedrich Johann August 8.
 Zachariä, Friedrich Sigismund 8.
 Zachariä, Georg Ludwig Friedrich 3—5, 7, 8, 9.
 Zachariä, Johann Friedrich 8.
 Zachariä, Just Friedrich Wilh. 3, 4, 5, 6, 7, 8.
 Zelter, Karl Friedrich 26, 122, 124, 127, 129, 130, 137, 138, 177, 198.
 Zick, Januarius 103.
 Ziegesar, Baron v. 21, 22, 23.
 Ziegesar, Marie v., geb. v. Berg, 21, 22, 23, 25.
 Ziegesar, Marie, Tochter der Vorigen 21 f.
 Ziegesar, Hugo v., Bruder der Vorigen 21 f.
 Ziegesar, Schlvie v. 27.
 Zoega v. Manteuffel, Emilie 104.
 Zoega v. Manteuffel, Helene Henriette, geb. Voß, 222.
 Zoega v. Manteuffel, Johann Wilhelm 104, 222.
 Zoega v. Manteuffel, Marie Helene, siehe Kügelgen.
 Zoega v. Manteuffel, Sophie, verh. Stadelberg 104, 126, 127.

Literaturverzeichnis

und

Angabe der Abfürzungen.

- Album Academicum der Kaiserlichen Universität Dorpat.
 Bearbeitet von A. Hasselblatt u. Dr. G. Otto. Dorpat
 1889. Ab.
- Album Estonorum. Zusammengest. von Axel Gernet. 3. verm.
 Aufl., hrsg. von Georg Adelheim. Reval 1911. Ab. G.
- Allgemeine Deutsche Biographie. A. d. B.
- Alt, C. Dr., Eine Episode aus dem Leben F. L. Lindners
 Sitzungsab. aus dem Jahre 1901, S. 105—117. Riga
 1902).
- Aus Baltischer Geistesarbeit, Reden und Aufsätze, neu hrsg.
 vom Deutschen Verein in Livland. Bd. I., Riga 1908. A. b. G.
- Aus Briefen von Wilhelmine v. Bodē-Schröder-Devrient an
 ihren Sohn Wilhelm (B. M. LXXVI, 33—48, Riga
 1913).
- Aus dem Leben des Landraths Friedrich Baron Ungern-
 Sternberg. Größtentheils nach dessen Tagebuche und
 Familiennachrichten ausgearbeitet (B. M. XXIV, 105
 —121. Riga 1875).
- Baer, Karl Ernst v. Dr., Nachrichten über Leben und
 Schriften des Herrn Geheimraths Dr. Karl Ernst von
 Baer, mitgetheilt von ihm selbst. Veröffentlicht bei
 Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doctor-Jubiläums
 am 29. August 1864 von der Ritterschaft Ehstlands.
 St. Petersburg 1866. Baer.
- Baltische Blätter für allgemein-kulturelle Fragen. Hrsg. vom
 Deutsch-Baltischen Lehrerverband in Lettland. Riga
 1923—1926 ¹⁾. B. Bl.
- Baltisches Geistesleben. Zeugnisse aus deutscher Kultur-
 arbeit. Unter Mitwirkung des Berliner Freundes-

¹⁾ Anfänglich „Baltische Blätter für pädagogische und allgemein-kulturelle Fragen“ benannt.

- freies der Deutschen Akademie hrsg. v. R. v. Engel-
 hardt etc. B. G.
 Baltische Monatschrift. B. M.
 Beiblatt der Zeitschrift für Bücherfreunde. Neue Folge.
 Hrsg. v. Prof. Dr. Georg Witkowski, 8. Jahrg., 2.
 Heft. 1917. B. d. Z. f. B.
 Berg, Gregor von, Leben, Dresden 1871. Berg.
 Bergmann, Ernst v., Von unseren Vorfahren. Eine Familien-
 Chronik, 1. Theil. Als Manuskript für die Familie ge-
 druckt bei L. Schumacher, Berlin 1896. Bergm.
 Bergmann, Liborius¹⁾. Denkmal des Freiherrn von Bud-
 berg, an den Herausgeber des Journals: Für Geist
 und Herz (J. G. u. S. III, 9. Stück, 215—239,
 Reval 1787).
 Biedermann, Woldemar Freiherr v., Goethe in Leipzig,
 2 Teile, Leipzig 1865. Bied.
 Bielschowsky, Albert, Goethe. Sein Leben und seine Werke.
 2 Bde. München 1896 u. 1904. Biel.
 Bienemann, Fr., Altlibländische Erinnerungen. Gesamm.
 von —, Reval 1911. Alt. G.
 Bienemann, Fr., Aus vergangenen Tagen. Der „Altliblän-
 dischen Erinnerungen“. Neue Folge. Hrsg. von —,
 Reval 1913. B., A. v. L.
 Bienemann, Friedrich, Der Dorpater Professor Georg
 Friedrich Parrot und Kaiser Alexander I. Zum Säku-
 largedächtnis der alma mater Dorpatensis, Reval 1902. B. u. A.
 Bienemann, Fr., Johann Friedrich La Trobe, ein baltischer
 Musiker, wiedergeg. und bearbeitet von —. Nach Wol-
 demar von Boß, Blätter der Erinnerungen an J. Fr.
 La Trobe, den Künstler und den Menschen²⁾ (B. M.
 LVIII, 128—157, 216—230, LX, 163—179, Riga
 1904/5).
 Blei, Franz, J. M. R. Lenz, Gesammelte Schriften, München
 und Leipzig 1909—1913. Bl.
 Blum, R. L. Dr., Ein Bild aus den Ostsee-Provinzen oder
 Andreas von Löwis of Menar. Berlin 1846. L. o. M.
 Boß, W. v., Blätter der Erinnerung an Johann Friedrich
 La Trobe, den Künstler und Menschen³⁾, Bibl. der Ge-
 sellschaft für Geschichte u. Altertumskunde zu Riga,
 Ms. 1004. B. Ms.

¹⁾ Der Aufsatz ist gezeichnet „Bgm“. Sonntag nennt als Verfasser Ober-
 pastor Bergmann, „der fast zwei Jahre Hauslehrer bei Budbergs ältestem Sohne
 war, und bis zu seinem Tode einer der vertrauesten Freunde“ (Liv. 1812, S. 164).
 Daß es sich hier um Liborius Bergmann handelt, geht aus dessen Lebensbild von
 Arend Buchholz hervor (Buchh. 23, Vrgl. Nap. I., 147).

²⁾ Bibl. d. Ges. f. Gesch. u. Altertumsf. zu Riga, Ms. 1004.

³⁾ Das Vorwort ist gezeichnet Juli, 1846.

- Bock, W. v., Goethe in seinem Verhältnisse zur Musik. Berlin 1871. Bock.
- Bode, Wilhelm, Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen, 1749—1803, Berlin 1918. W. B.
- Brandes, Johann Christian, Meine Lebensgeschichte. 3. Bde. Berlin. 1799—1800. Brand.
- Brennsohn, J. Dr. med., Die Aerzte Kurlands von 1825—1900. Ein biographisches Lexicon bearb. von —. Hrsg. von der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst. Mitau 1902. Bren. R.
- Brennsohn, J. Dr. med., Die Aerzte Livlands von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein biographisches Lexikon nebst einer historischen Einleitung über das Medicinalwesen Livlands. Mitau 1905. Bren.
- Briefe an ein Frauenzimmer über die neuesten Produkte der schönen Literatur in Teutschland. Berlin 1800¹⁾. Br.
- Buchholz, Arend, Ernst von Bergmann, Leipzig 1911. Buchh.
- Buchholz, Arend, Geschichte der Buchdruckerkunst in Riga 1588—1888, Festschrift der Buchdrucker Rigas zur Erinnerung an die vor 300 Jahren erfolgte Einführung der Buchdruckerkunst in Riga, Riga 1890. G. d. B.
- Budberg, Otto, Freiherr v., J. P. Hebel's Alemanniische Gedichte, in's Hochdeutsche metrisch übertragen, Heidelberg 1826. Budd.
- Budberg, Otto Christoph, Freiherr v., Töne des Herzens. Eine Sammlung Gedichte, 2. verm. Aufl., Mitau 1842. D. Chr. Budd.
- [Buddenbrock, G. J. v.], Tagesfahrt nach Karlsruhe an der Ammat. Am 30. Arntemonats des J. 1793. Riga 1794. Budd.
- Busch, N., Dr., Ein Jugendfreund Goethes (Georg Ludwig Friedrich Zachariä), Rigascher Almanach für 1929, 59. Jahrg., hrsg. anlässlich ihres 125-jährigen Bestehens am 1. April 1929 von der Buchdruckerei W. F. Häcker, Riga 1929. B.
- Busch, N., Schöne Literatur und Presse²⁾, A. Literatur (L. = E. = N. 159—190).
- Carus, C. G., Goethe. Zu dessen näherem Verständnis³⁾. Dresden. Bei Wolfgang Jekh. (Ohne Jahreszahl). Car.
- Dehio, Georg, Prof., Viktor Hehn. Zum hundertsten Geburtstag (W. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 173—176. Reval 1928; aus der „Deutschen Monatschrift für Rußland“, 2. Jahrg., 1913, S. 867).
- Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559—1809 als Personen und Ortsregister, bearbeitet und durch

¹⁾ Hrsg. v. G. Merkel.

²⁾ Bei dem unzureichenden Stande der Vorarbeiten unterblieb die unter B in Aussicht genommene Bearbeitung des baltischen Pressewesens.

³⁾ Mit einem Nachwort hrsg. v. Kurt Karl Eberlein.

- Nachträge aus den Promotionslisten ergänzt. Hrsg. im Auftrage der Königl.-Sächsischen Staatsreg. von Georg Erler, Bd. III, Leipzig, 1909. L. M.
- Döring, Heinrich, Dr., August von Rozebue's Leben. Weimar 1880. Dör.
- Dörptische Beiträge für Freunde der Philosophie Litteratur und Kunst. In drei Bänden. Jahrg. 1813, 1814, 1816. Hrsg. v. Karl Morgenstern. Dorpat und Leipzig 1813—21. Dörpt. B.
- Dünker, Heinrich und Herder, Ferdinand Gottfried v., Aus Herders Nachlaß, hrsg. v. —, Bd. I, Frankfurt a. M. 1856. G. D.
- Ein Goethe-Abend in Riga. Riga 1898. E. G.=M.
- Eckardt, Julius, Die baltischen Provinzen Rußlands. Politische und culturgeschichtliche Aufsätze, Leipzig 1868. J. E.
- [Eckardt, Julius], Erzählungen meines Großvaters. Leipzig 1883. Erz. m. G.
- Eckardt, Julius von, Lebenserinnerungen. 2 Bde. Leipzig 1910. E., L.
- Eckardt, Julius, Livland im 18. Jahrhundert, Bd. I, Leipzig 1876. E.
- Eckert, Walter, Kurland unter dem Einfluß des Merkantilismus. Ein Beitrag zur Staats- und Wirtschaftspolitik Herzogs Jakob von Kurland (1642—82), Riga 1927. E.ä.
- Engelhardt, R. v., Alt-Dorpat um 1870 (B. G., 1. Jahrg., 2. Heft, 85—92. Reval 1928).
- Engelhardt, R. v., Die Gebrüder von Dettingen. Nach den von Landrat a. D. Arb. v. Dettingen-Ludenhof verfaßten Biographien (Manuskript) bearbeitet und herausgegeben von —, (B. G., 1. Jahrg., 5/6. Heft. Reval 1929).
- Engelhardt, R. v., Dr. h. c. Burchard von Schrenck (Aus deutscher Geistesarbeit, Monatschrift für wissenschaftliche und kulturelle Fragen der Gegenwart. 5. Jahrg., Nr. 18, 20. Dez., 273—277. Dorpat 1929). Eng.
- Engelhardt, R. v., Organische Kultur als Erbe von Weimar. (Zat. 15. Jahrg., 7. Heft, 481—491. Verlag Diederichs Jena. 1923).
- Engelhardt, R. v., Organische Kultur. Deutsche Lebensfragen im Lichte der Biologie. München. 1925. R. Eng.
- Fehre, E., Leben und Schriften des Kurländers Friedrich Ludwig Lindner mit besonderer Berücksichtigung des „Manuskripts aus Süddeutschland“ (B. M., Bd. XLII, 531—582, 671—699, 756—788, Reval 1895).
- Fischer'sche Sammlung von Stammbuchblättern, Convol. Ms. 1069 A. Ms. 1069 A.

- Freimüthige, Der, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser. Hrsg. v. A. v. Nokebue. Berlin 1803. Freim.
- Freyh, Johannes, Mag. theol., Die theologische Fakultät der Kaiserl. Universität Dorpat-Turjev 1802—1903. Historisch-biographisches Album mit Beiträgen früherer und jetziger Glieder der Fakultät. Mit 1 Titelbild und 4 Diagrammen. Reval. 1905. Freyh.
- Freye, Karl, Casimir Ulrich Boehlendorff, der Freund Herbars und Hölderlins. Pädagogisches Magazin, Heft 547. Hermann Beher und Söhne (Beher u. Mann) 1913. Fr.
- Für Geist und Herz, eine Monatschrift für die nordischen Gegenden. Bd. I—III, in Commission zu haben in der Glehn'schen Buchhandlung Reval 1786 u. 1787, Bd. IV, Leipzig 1787. F. G. u. G.
- Genast, Eduard, Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines alten Schauspielers. Neu hrsg. von Robert Kuhlrausch. (Memoirenbibliothek Neue Serie, Bd. 5). 3. Aufl. Stuttgart (ohne Jahreszahl). Gen.
- Girgensohn, Karl, Viktor Hehn (F. G., 1. Jahrg., 3. Heft, 155—172, Reval 1928).
- Glover, Friedrich¹⁾, Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von —, Halberstadt 1824. Glob.
- Glümer, Claire v., Erinnerungen an Wilhelmine Schröder-Devrient. Leipzig 1862. Gl.
- Goethes Gespräche. Begründet v. Woldemar Frhr. von Biederemann. Gesamtausgabe. Neu hrsg. von Floboard Frhr. von Biederemann unter Mitwirkung von Max Morris, Hans Gerhard Graf und Leonhard L. Mackall. 5 Bde, Leipzig 1909—11. G. G.
- Goethe-Jahrbuch.
- Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, Weimar. W.
- Graf, Hans Gerhard und Leitzmann, Albert, Der Briefwechsel zwischen Schiller u. Goethe. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs nach den Handschriften hrsg. von —, 3 Bde. Leipzig 1912. Sch. u. G.
- Graß, Karl, Etwas über meine dem Andenken an Sicilien gemahlten vier Landschaften. (Herrn G. W. v. Schröder gehörig). Den Freunden in Riga gewidmet von —, (Abgedruckt aus der Zeitung für Literatur und Kunst). Gedruckt bei Wilhelm Ferdinand Häcker. Riga 1812. Vier L.

¹⁾ Pseudonym für Christian Heinrich Gottlieb Köchy.

- Graß, Karl, Sizilische Reise, oder Auszüge aus dem Tagebuch eines Landschaftmalers. 2 Teile, mit 11 und 15 Kupfern. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1815. Siz. R.
- Graß, Wilhelm, Karl Gotthard Graß, ein Balte aus Schillers Freundeskreise. Reval 1912. R. G. Gr.
- [Grabe, Karl Ludwig], Skizzen zu einer Geschichte des Russisch-Französischen Krieges im Jahr 1812. Leipzig 1814. Handschriftliches Exemplar, befindet sich in der Bibl. der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga. Ms. 219. Gr. Ms.
- Grotthuß, Jeannot Emil Freiherr von, Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den Baltischen Provinzen Rußlands, mit einer literarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien. 2. Aufl. Reval 1895. B. D.
- Gundolf, Friedrich, Goethe, Berlin 1922. Gund.
- Garnack, Adolf v., Baltische Professoren (Balt. 49—51). A. G.
- Garnack, Adolf v., Erforschtes und Erlebtes. Gießen 1923. A. G.
- Garnack, O., Dr., Der Gang der Handlung in Goethes Faust. Darmstadt (Vorwort gez. 1902). D. G., F.
- Garnack, Otto, Die klassische Aesthetik der Deutschen. Würdigung der kunsttheoretischen Arbeiten Schiller's und Goethe's und ihrer Freunde. Leipzig 1892. D. G., D. H. G.
- Garnack, Otto, Dr., Goethe in der Epoche seiner Vollendung 1805—1832. Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung. 2. Aufl. Leipzig 1901. D. G.
- Garnack, Otto, Schiller. Mit zehn Bildnissen und einer Handschrift. 2. Aufl. Berlin 1905. D. G., Sch.
- Gehn, Viktor, Gedanken über Goethe. Berlin 1887. G., G.
- Gehn, Viktor, Karl Peterfen (B. G. 1928, 3. Heft, S. 195—219. Verlag Kluge & Ströhm. Reval, abgedr. B. M., Bd. II 1860, wiederabgedruckt B. M., Bd. 64, 1907). Gehn.
- Gehn Viktor, über Goethes Gedichte. Aus dessen Nachl. hrsg. v. Eduard von der Hellen. Stuttgart und Berlin 1911. G., G. G.
- Gehn, Viktor, Ueber Goethes Hermann und Dorothea. Aus dessen Nachl. hrsg. von Albert Leitzmann und Theodor Schiemann. Stuttgart 1893. G., G. u. D.
- Herbflammen. Baltisches Haus- und Jugendblatt. Nr. 22 (Schriftl. Jellin), Reval 1924. Herbfl.
- Hoheisel, C., Otto Magnus Freiherr von Stadelberg als Mensch, Künstler und Gelehrter. (B. M. VIII, 385—442 u. 475—535, Riga 1863).
- Hollander, Bernhard, Dr., Julius Eckardt (B. G., 1. Jahrg., 4. Heft, 257—290, Reval 1929).

- Hollander, Bernhard, Mag. Erich von Schrenk (R. R., 63. Jahrg. Nr. 40, S. 6. Riga 1930).
- Holtei, Karl von, Vierzig Jahre. 6 Bde. 2. Aufl. Breslau 1859. Holt.
- Inland, Das, Eine Wochenschrift für Liv-, Esth- und Curlands Geschichte, Geographie, Statistik und Literatur. Jnl.
- Inländisches Museum, hrsg. v. Carl Eduard Raupach. Bd. I. Dorpat, Universitätsbuchdruckerei, 1820. J. M.
- Jahresbericht der Felliner literarischen Gesellschaft für die Jahre 1900 u. 1901, Fellin 1902. J. I. G.
- Jenisch, E., Gottlob David Hartmann und die Mitauer Akademie. (B. M., 58. Jahrg., Heft 2, S. 71—99. Riga 1927).
- Katalog der Riga'schen culturhistorischen Ausstellung veranstaltet von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. Riga 1883. R. d. R. A.
- Kaulitz-Niedeck, R., Die Mara. Das Leben einer berühmten Sängerin. Heilbronn 1929. R.-N.
- Keuchel, G., Goethe's Religion und Goethes Faust. Riga 1899. Keuch.
- Krummacher, Maria, Unser Großvater der Atti. Ein Lebensbild Friedrich Adolph Krummachers aus seinen Briefen gestaltet von —, Leipzig 1926. Kr.
- Kügelgen, Leo v., Gerhard von Kügelgen, ein Malerleben um 1800 und die anderen sieben Künstler der Familie. 3. vollständig umgearbeitete und erweiterte Auflage mit 160 Abbildungen. Stuttgart. L. R.
- Kügelgen, Marie Helene von, geb. Böge von Manteuffel. Ein Lebensbild in Briefen, 1. u. 2. A. Leipzig 1900. H. R.
- Kügelgen, Wilhelm von, Jugenderinnerungen eines alten Mannes, 11. Aufl. Berlin 1883. W. R.
- Kühnemann, Eugen, Schiller. München 1905. R., Sch.
- Kullmer, Charles Julius, Pöbneck und Hermann und Dorothea. Heidelberg 1910. Kullm.
- Kupffer, Julius, Goethes Faust als Erzählung. Zur Einführung in das volle dramatische Verständnis des Originals mit besonderer Berücksichtigung der Frauen. 2. Aufl. St. Petersburg 1910. Kupff.
- La Trobe, Johann Friedrich, Ein baltischer Musiker, im Wesentl. eine Wiedergabe der 1846 niedergeschriebenen „Blätter der Erinnerung an J. Fr. La Trobe, den Künstler und den Menschen“ v. Woldemar v. Bock, befindl. in der Bibl. der Ges. für Geschichte und Altertumskunde zu Riga. (B. M., Bd. LVIII, S. 129—157, 216—230 u. LX, S. 163—179, hrsg. v. Friedr. Wienemann, Riga 1904/5).

- Leben August von Rozebues. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mitteilungen dargestellt. F. A. Brodthaus. Leipzig 1820. A. A.
- Liefländischer Adreß- und Postkalender auf das Jahr Christi 1784, Mitau, gedruckt bei Johann Friedrich Steffenhagen, Hochfürstl. Hofbuchdrucker (1784). L. A.
- Lief- und Estländischer Staats- und Adreß-Calender auf das Jahr Christi 1785. Marienwerder, gedruckt bey Johann Jacob Kanter. L. u. C. A.
- Lieben, Alex. v., Urkunden u. Nachrichten zu einer Familiengeschichte der Barone, Freiherrn, Grafen u. Fürsten Lieben. 2 The. Mitau 1910 u. 1911. L.
- Libland=Estland=Ausstellung. Zur Einführung in die Arbeitsgebiete der Ausstellung, hrsg. von der Ausstellungsleitung unter der Redaktion von Dr. E. Stieda, Berlin 1918. L. C. A.
- Libona. Ein historisch-poetisches Taschenbuch für die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, hrsg. v. G. L. Tielemann. Riga und Dorpat, bei Friedrich Meinshausen, 1812. Liv.
- Merklin, Ludwig, Dr., Karl Morgenstern. Gedächtnisrede, gehalten am Tage der Thronbesteigung Seiner Kaiserlichen Majestät des Selbstherrschers aller Rußen Nikolai Pawlowitsch den 20. November 1852 im großen Hörsaale der Universität Dorpat (Mit einem Bildnis Morgensterns), Dorpat 1853. Merkf.
- Masing, Woldemar, Sprachliche Musik in Goethes Lyrik. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker. Hrsg. von Alois Brandl, Ernst Martin, Erich Schmidt. CVIII. Straßburg 1910. M=g.
- Merkel, G., Dr., Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben, 2 Bde. Leipzig, Leipzig, Riga und Mitau 1839 u. 40. D. u. G.
- Merkel, G., Dr., Kritische Antiken. Ein Beitrag zur Literatur-Geschichte Deutschlands. Riga 1837. Kr. A.
- Merkel, G., Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche, I. Heft. Riga 1812. Skf.
- Merkel, G., Dr., Ueber Deutschland wie ich es nach zehnjähriger Entfernung wieder fand, 2 Bde, Mainz 1818. über D.
- Meusel, Johann Georg, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen Teutschen Schriftsteller, Bd. XV, Leipzig 1816. M.
- Mirbach, Otto v., Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob. Mit Rückblicken in die Vorzeit. 2 Bde. Mitau, 1844. A. B.

- Mirbach, Otto v., Ein Blatt aus dem Tagebuche eines Kurländers, veröff. v. Carl Boy, (B. M., Bd. XXXVI, 246—250. Reval 1889).
- Mirbach, Otto, v., Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik, 2 Bde, Mitau 1835. M. B.
- Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland, begründet von Bischof C. C. Ulmann. M. u. N.
- Montagsblatt der St. Petersburger Zeitung. St. P. Z., Montagsbl.
- Morgenblatt für gebildete Stände. Im Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung. Tübingen. Morgenbl. f. g. St.
- Morgenstern, Carl D., Johann Winkelmann. Nebst dessen Rede über den Einfluß des Studiums der griechischen und römischen Classiker auf die harmonische Bildung zum Menschen. Mit Winkelmanns Portrait nach Mengs. Leipzig 1805. M., B.
- Morgenstern, Karl D., Johannes Müller oder Plan im Leben, nebst Plan im Lesen und von den Grenzen weiblicher Bildung. Drei Reden. Leipzig 1808. M., M.
- Morgenstern, Karl D., Johann Wolfgang Goethe. Vortrag, gehalten in der feierlichen Versammlung der Kaiserlichen Universität Dorpat, den 20. November 1832. St. Petersburg 1833. M., G.
- Morgenstern, Karl, Klopstock, Eine Vorlesung. Dorpat 1807. M., R.
- Morgenstern, Karl, Klopstock als vaterländischer Dichter. Eine Vorlesung. Dorpat und Leipzig 1814. M., M.
- Morgenstern, Karl, Reise in Italien im J. 1809. Bd. I. Dorpat und Leipzig 1813. M., M. i. J.
- Morgenstern, Karl, Ueber das Wesen des Bildungsromans. Vortrag, gehalten den 12. December 1819 (J. M. I., 2. Heft, S. 46—61, 3. Heft, S. 13—27. Dorpat, 1820).
- Morgenstern, Vom Verdienste. Vortrag. Mitau und Hamburg 1827. M., v. B.
- Morgenstern, Karl, Zur Geschichte des Bildungsromans. Vortrag, gehalten den 12. Dec. 1820 (M. M. I., 1. Heft, 1—46. Dorpat 1824).
- Morris, May, Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden. Bd. I., Leipzig 1909. Morris.
- Müller-Jabusch, Maximilian, Theresites. Die Erinnerungen des deutsch-baltischen Journalisten Carl Lieb Merkel. 1796—1817, hrsg. und mit Zwischenkapiteln versehen von —. Berlin 1921. M. J.
- Napierstky, A. E. u. Necke, Joh. Fr. v., Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Liv-, Est- und Kurland, 4 Bde, Mitau 1827—1832. Nap.
- Napierstky, C. E., Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Ehstland und Kurland

- von J. F. v. Necke und C. E. Napierfsky. Nachträge und Fortsetzungen, unter Mitw. von Dr. C. E. Napierfsky, bearbeitet v. Theodor Weise. 2. Bde. Mitau 1859 u. 1861. Nap. u. W.
- Neues Museum der teutschen Provinzen Rußlands, hrsg. v. Carl Eduard Raupach. Bd. I. Dorpat, J. C. Schünmann, Universitäts-Buchdrucker, 1820. N. M.
- Neumann, Wilh. Dr., Baltische Maler und Bildhauer des XIX. Jahrhunderts. Biographische Skizzen mit den Bildnissen der Künstler und Reproduktionen nach ihren Werken. Riga 1902. N.
- Neumann, W. Dr., Die Kunst in Liv-, Est- und Kurland während des 19. Jahrhunderts. Die Musik (B. Bl., 3. Jahrg., 5/6 Heft, 180—92. Riga 1926).
- Neumann, Wilh. Dr., Karl Graf als Maler (in: K. G. Gr. 127—150) ¹⁾.
- Neumann, Wilhelm Dr., Lexikon Baltischer Künstler, hrsg. v. —. Riga 1908. B. K. L.
- Nordische Miscellaneen, hrsg. v. August Wilh. Gupel. IV. Riga. Berl. Johann Friedrich Hartnoch 1782. Nord. Misc.
- Nettingen, Alexander von, Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Text und Erläuterungen in Vorlesungen. 2 Bde. Erlangen 1880. Dett.
- Ostdeutsche Monatshefte, Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Polen“, ²⁾ hrsg. von Karl Lange, 4. Jahrg., 1. Heft. Danzig-Berlin 1923. D. M.
- Pauder, G. R., Estlands Geistlichkeit in geordneter Zeit- und Reihenfolge zusammengest. von —, Reval 1849. Paud.
- Petersen, Karl, Poetischer Nachlaß. Manuskript für seine Freunde (bei Peter Hammers Erben gedruckt in diesem Jahre) Cöln. K. P's. Nachl.
- Petersen, O. v., Merkel und Koberg (B. M. 59 Jahrg. 6. Heft S. 318—41. 1928).
- Petersen, O. v., Myrta Pelagi oder die Irrgärten, ein neu entdecktes Lustspiel des Sturm- und Drangdichters Jakob Michael Reinhold Lenz. Jenaer Dissertation (Maschinenschrift) 1924. M. P.
- Preussische Jahrbücher. Pr. Jb.
- Provinzialblatt für Kurz-, Liv- und Esthland. 1831. Prov.
- Provinzialblätter an das Lief- und estländische Publikum. 1. Heft. 1786. Provinzialbl.
- Rachel, Paul., Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen u. Tagebücher und

¹⁾ gedr. N. Tagebl. 1908. Kunstbeilage Nr. 11—13.

²⁾ Sonderausgabe: 1. Valtensheft.

- Briefe aus ihren Wanderjahren. 2. Bde, Leipzig 1900 und 1902. Rach.
- Reutern, Gerhard von, (Ein Lebensbild¹⁾), dargestellt von seinen Kindern und als Manuskript gedruckt zur hundertjährigen Gedächtnisfeier seines Geburtstages. St. Petersburg. Buchdruckerei der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, 1894. R.
- Richter, Ludwig, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von —. Hrsg. von Heinrich Richter. 12. Aufl. Frankf. a/M. 1905. Richt.
- Rigaer Tageblatt. R. Tgbl.
- Rigaische Rundschau. R. R.
- Rigaische Zeitung. R. Z.
- Rieger, M., Klinger, 3 Bde. Darmstadt. 1880 u. 1896. Rl.
- Rigisches Adreßbuch vom Jahre 1790, gedruckt von Julius Daniel Konrad Müller. R. Adreßb.
- Rigische Anzeigen von allerhand Sachen, deren Bekanntmachung dem gemeinen Wesen nöthig und nützlich ist. 1777. R. A.
- Rohrbach, Paul, Das Baltischebuch. Die baltischen Provinzen und ihre deutsche Kultur. Mit Beiträgen hervorragender Balten und vielen Bildern hrsg. von —, Der gelbe Verlag Walter Blumentritt in Dachau 1916. Balt.
- Rosanow, M. N., Jakob M. N. Lenz, der Dichter der Sturm und Drangperiode. Sein Leben und seine Werke, überf. v. C. von Gütschow. Leipzig 1909. Rosf.
- Rosen, Elisabeth Baronesse v., Revaler Theater-Chronik. Rückblicke auf die Pflege der Schauspielkunst in Reval. Festschrift zur Eröffnung des neuen Theaters in Reval im September 1910, hrsg. vom Revaler Deutschen Theaterverein. R. Th.=Chr.
- Rudolph, Moriz, Rigaer Theater- und Tonkünstler-Lexikon. Riga 1890. Rud.
- Salamon, Ludwig, Geschichte des deutschen Zeitungswesens von den ersten Anfängen bis zur Wiedergeburt des Deutschen Reiches. 3 Bde. Leipzig 1906. Z.
- Schirren, Karl, Frau von Krüdener (M. v. G., Bd. I. 209—237. Riga 1908)²⁾.
- Schmidt, Erich, Lenz und Klinger. Zwei Dichter der Geniezeit. Berlin 1878. Schmidt.

¹⁾ Teilweise abgedruckt in B. M. Jahrg. 1894, Bd. XLI, 294—312, 333—374 u. 494—511.

²⁾ Abgedr. B. M. I., 393—422, Riga 1859, mit einem Verz. der gedr. u. ungedr. Schriften der Fr. v. Krüdener u. einem Verz. v. Schriften über die Fr. v. Krüdener.

- Schmidt, Gustav Max, Aus meinem Leben. Erinnerungen. Dorpat 1878. Schm.
- Schmidt, Hans, Eines Dichters Kind. Aus dem Briefwechsel Carl Petersens mit zweien Freunden. (B. M. XXXVI. 133—163, Reval 1889).
- Schrenck, B. v. Dr., Zu Goethes 175. Geburtstag (B. Bl. 2. Jahrg., 1. H. 2—9. Riga 1924).
- Schrenck, Burchard von, Zu Goethes 150. Geburtstag, 16. (28) August 1899. Ein Gedenkblatt. Riga 1899. (Separatabdr. a. d. „Düna-Zeitung“). Riga 1899. B. v. Sch
- Schrenck, Erich, v., Aus Alt-Dorpat's Schulleben (B. b. Sch. u. R. 1, 73—131).
- Schrenck, Erich v., Die Religionsgeschichte als Geschichte der Ehrfurcht (Pr. Jb. 102. Bd., 1. Heft, 1—26. Berlin 1900).
- Schröder, E., Die Sesenheimer Lieder von Goethe und Lenz. Nachrichten von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Philologisch-hist. Klasse. Göttingen 1905.
- Seeberg, Reinhold, Alexander von Dettingen (M. u. N. LXI, 481—503, Dorpat 1905. Abgedruckt. B. M. LXI, 241—265), Riga 1906).
- Seraphim, Ernst Dr., Aus der Arbeit eines baltischen Journalisten (1892—1910). Riga 1911. Ser.
- Sinteniz, F., Briefe von Goethe, Schiller, Wieland, Kant, Böttiger, Doh und Falk an Karl Morgenstern. Dorpat 1875. Sint.
- Sinteniz, F., Zur Verwertung von Goethes Briefen (Goethe-Jahrbuch, XXVIII, 1907).
- Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga. Sitzungsber.
- Sivers, Jęgor von, Deutsche Dichter in Rußland. Studien zur Literaturgeschichte. Berlin 1855. Jęg. v. S.
- Sonntag, R. G., Woldemar Dietrich von Budberg genannt Benningshausen¹⁾ (Liv. Riga u. Dorpat 1812. S. 155—164).
- Stadelberg, N. v., Otto Magnus von Stadelberg. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland. Nach Tagebüchern und Briefen dargestellt von —. Mit einer Vorrede von Runo Fischer. Heidelberg 1882. D. M. St.
- Stammler, W. u. Frehe, R., Briefe von und an Lenz. 2 Bde. Leipzig 1918. St.
- Stryf, L. v., Beiträge zur Geschichte der Rittergüter Livlands. 2 Tle. Dresden 1877 u. 1885. Stryf.

¹⁾ Napiersky schreibt: Bönninghausen (Nap. I. 294).

- Süß, Wilhelm, Karl Morgenstern (1770—1852. Ein kulturhistorischer Versuch. Dorpat 1928. E.-B.
- St. Petersburger Zeitung. St. P. B.
- Tat, Die, Monatschrift für die Zukunft deutscher Kultur. Hrsg. Eugen Diederichs. Tat.
- Theocriti Bionis et Moschi Quae supersunt, Graece. Halae 1827. Theotr.
- Thomson, Emil, Elisabeth Kulmann. Ein Kinderleben in St. Petersburg vor hundert Jahren. (St. P. B. Monatszbl., 1910. Nr. 327, 328, 329, 330).
- Tiedge, Christoph August, Anna Charlotte Dorothea, letzte Herzogin von Kurland, Leipzig 1823. Tied.
- Tornius, B. Goethe als Dramaturg. Diss. Leipzig 1909. Torn.
- Uexküll, J. v., Die Stellung der Naturforscher zu Goethes Gott=Natur (Tat, 15. Jahrg. 7. Heft, 492—506. Jena 1923).
- Universität Dorpat, Die (1802—1918). Skizzen zu ihrer Geschichte zusammengest. v. Hugo Semel. Dorpat 1918. II. D.
- Valérie ou lettres de Gustave de Linard à Ernest de G. . . , 2. tomes. 2. ed., Paris 1804. Val.
- Wahl, Hans, Goethe. Die wertvollsten Goethebildnisse. Ausgewählt und mit Unterstützung des Goethe=National=Museums in Weimar, hrsg. von —, (Nr. 468 der einmaligen numerierten Auflage). Einhorn=Verlag in Dachau bei München o. J. G.
- Wegner, Alexander, Herder und das Lettische Volkslied, Pädagogisches Magazin, Heft 1178. Langensalza, Hermann Beher u. Söhne (Beher u. Mann) 1928. Wegn.
- Weinhold, Karl, Dramatischer Nachlaß von J. M. R. Lenz. Frankf. a/M. 1884. Dr.
- Weinhold, Karl, Gedichte von J. M. R. Lenz. Mit Benutzung des Nachlasses Wendelins von Maltzahn, hrsg. v. —, Berlin 1891. Weinh.
- Berner, Johannes, Elisa von der Recke. Mein Journal. Elisa neu aufgefundene Tagebücher aus den Jahren 1791 u. 1793/95. Leipzig o. J. Vorwort Juli 1927. Bern.
- Zeitler, Julius, Goethe=Handbuch, hrsg. in Verbindung mit anderen v. —, 3 Bde. Stuttgart 1916—18. Zeitl.
- Zur baltischen Schul- und Kulturgeschichte Dr. Wolfgang Wachtsmuth zum 25jährigen Amtsjubiläum gewidmet. Ms., befindl. im Besitz des deutschen Bildungschef Dr. Wachtsmuth, Riga im September 1929. J. b. Sch. u. R.

Inhaltsangabe.

	Seite
Beziehungen rein persönlichen Charakters	1— 29
Dichter und Schriftsteller	30— 94
Bildende Künstler	95—119
Komponisten	120—132
Musikünstler und Schauspieler	133—146
Gelehrte	147—167
Goetheverkünder und Forscher	168—205
Anhang:	
Aus baltischen Tagebüchern, Gedenkblätter	206—210
Briefe	210—221
Nachträge	222
Nachwort	223—224
Personenverzeichnis	225—233
Literaturverzeichnis und Angabe der Abfür- zungen	234—246

Baltisches Geistesleben

Zeugnisse aus deutscher Kulturarbeit.

Herausgegeben unter Mitwirkung
des Berliner Freundeskreises der Deutschen Akademie.

Inhaltsverzeichnis der bisher erschienenen Hefte.

1. Heft:

1. Ed. Spranger. Geleitwort.
2. R. v. Engelhardt. Aus der Blütezeit baltischen Geistes.
3. H. Oncken. Ein Freund Bismarcks: Graf Alexander Keyserling.
4. Graf Alex. Keyserling. Gedächtnisrede auf K. E. v. Baer.
5. K. E. v. Baer. Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?
6. K. E. v. Baer. Zum Andenken an Alexander v. Humboldt.

2. Heft:

1. R. v. Engelhardt. Alt-Dorpat um 1870.
2. Adolf Harnack. Über wissenschaftliche Erkenntnis.
3. Gustav Bunge. Vitalismus und Mechanismus.
4. Axel Harnack. Naturforschung und Naturphilosophie.
5. Leopold von Schroeder. Die Bedeutung der arischen Sagenquellen für unsere heutige Kultur.

3. Heft:

1. Karl Girgensohn. Viktor Hehn.
2. Georg Dehio. Viktor Hehn.
3. A [Buchholtz]. Viktor Hehn zum hundertjährigen Geburtstag.
4. Viktor Hehn. Zur Charakteristik der Römer.
5. Viktor Hehn. Karl Petersen.
6. Viktor Hehn. St. Petersburger Korrespondenz.

4. Heft:

1. B. Hollander. Dr. Julius Eckardt.
2. E. v. Schrenck. Der Übergang zur neuen Zeit in Livland.
3. Julius Eckardt. Livländisches Stilleben.
4. Julius Eckardt. Wie Julius Eckardt Hamillkar Fölkersajmt kennen lernte.
5. Julius Eckardt. Livland um die Mitte des 19. Jahrhunderts.

5./6. Heft:

Die Gebrüder von Wettingen. Nach den von Landrat a. D. Arv. v. Wettingen-Ludenhof verfaßten Biographien (Manuskript) bearbeitet und herausgegeben von R. von Engelhardt-Reval.

- I. Vorwort.
- II. Die völkerrechtliche Stellung der Livländischen Ritterschaft und ihre Selbstverwaltung des Landes von Arv. v. Wettingen.
- III. Vorgeschichte und Jugendzeit.
- IV. Tätiges Leben:
- V. Ausklang.

Urteile.

Die Sammlung „Baltisches Geistesleben“, Zeugnisse aus deutscher Kulturarbeit, wird auch im Deutschen Reich mit lebhaftem Interesse begrüßt werden. — In dem vielstimmigen Chor der deutschen Stämme hat jede Eigenart, in der sich deutsches Wesen ausprägt, für das Ganze unseres Volkes ihren besonderen Wert. Die Balten aber haben stärker als irgend ein anderer Zweig der Auslandsdeutschen gerade zu der Entfaltung des deutschen Geisteslebens, in der schönen Literatur wie in der Wissenschaft, beigetragen. . .

Prof. Dr. Ed. Spranger
im Geleitwort zum „Baltischen Geistesleben“.

. . . die Behauptung ist nicht zu gewagt, daß eine politisch tragbare Ideologie für den Reichsgedanken und das Großdeutschtum besonders von der Peripherie her erarbeitet werden muß. In diesem Zeichen ist auch die Vollendung des ersten Bandes des „Baltischen Geistesleben“ als eine Tat zu begrüßen, die beweist, daß Geben und Nehmen zwischen Reichs- und Grenz- wie Auslandsdeutschtum durchaus

wechselseitig sein können und sollen... Eindringlich durch seine lebendige Anschaulichkeit legt dieser Band „Baltisches Geistesleben“ den Wunsch nahe nach Fortführung im gleichen Sinne...

Prof. v. S r b i f in den „Preußischen Jahrbüchern“.

Das Fundament ist geschaffen, auf dem jenes strahlende Denkbild einer ideellen Arbeitsgemeinschaft von höchstem Rang zwischen den stärksten geistigen Repräsentanten der Heimat und den Führern des baltischen Deutschtums von neuem verwirklicht werden kann,...

M. K a u b i s c h in den „Preußischen Jahrbüchern“.

... Man muß wünschen, daß solche Unternehmungen nicht infolge der wirtschaftlichen Notlage der Deutschen dauernd verschwinden. Denn sie sind lebenswichtig. Das Leben lebt (biologisch gesehen) nicht sowohl aus der wirtschaftlichen Wohlhabenheit als vielmehr aus der geistigen Fähigkeit, die sich unter allen Umständen behauptet und bewährt. Es gibt für die Deutschen in den baltischen Ländern kaum Wichtigeres, als den Willen zur geistigen Qualität.

W. S t a p e l im „Deutschen Volkstum“.

... das bedeutungsvolle literarische Unternehmen von ebensowohl kulturgeschichtlichem, wie lebendigem Gegenwartswerte,...

B. v. S c h r e n c k in der „Baltischen Monatschrift“.

Hier lebt eine Geisteshaltung noch bis zur Gegenwart fort, die wir im Reiche schon seit längerer Zeit unter einer andersartigen Entwicklung verloren haben; nämlich die Einheit der weltanschaulichen Grundlage in der Wissenschaft, Beruf und praktischem Leben überhaupt...

W. G i e r e in „Der deutsche Bursch“.

... Wenn die ganz vortrefflich begonnene Linie des ersten Hefes fortgesetzt wird, dann kann das „Baltische Geistesleben“ nicht nur auf dankbares Interesse aller auf wissenschaftlichem Gebiet arbeitenden Kräfte der jungen baltischen Generation rechnen, sondern dann werden die hier zusammengefaßten „Zeugnisse“ aus baltisch-deutscher Kulturarbeit auch in Deutschland wirksam werden...

H. v. R a u t e n f e l d in den „Baltischen Blättern“.

Est. A-7228

i 20253604x